Leo Baeck Institute
4 4000 00044865 2

Lessing und die Juden

Eine Untersuchung

von Adolf Bartels

The Leo Baeck Institute

LEO BAECK
INSTITUTE
NEW YORK

Lessing und die Juden

Eine Untersuchung

von

Adolf Bartels

„Es ist Arznei, nicht Gift,
was ich dir reiche."
Lessings „Nathan"

Zweite durchgearbeitete Auflage

Verlag von Theodor Weicher in Leipzig
1934

PT
2418
J4
B3
1934

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1934 by Theodor Weicher, Leipzig
Printed in Germany

L. IV. 1971
3178

LEO BAECK
INSTITUTE
NEW YORK

Druck von G. Reichardt, Groitzsch (Bez. Leipzig)

25871

Inhalt:

I. Lessings Lustspiel „Die Juden“ . . . . . 5—20
II. Lessings Herkunft und Entwicklung . . . . . 21—32
III. Lessing als Tages- und Kampfschriftsteller . . . . 33—44
IV. Lessing und Moses Mendelssohn . . . . . 45—59
V. Lessing der Dichter . . . . . 60—76
VI. Lessing der Kunstrichter und -lehrmeister . . . . 77—90
VII. Lessing und Goeze . . . . . 91—116
VIII. Lessings „Nathan der Weise“ . . . . . 117—152
IX. Lessings Ende. Der Spinozastreit . . . . . 153—174
X. Lessing und die Nachwelt . . . . . 175—200
XI. Erich Schmidts „Lessing“ . . . . . 201—227
XII. Die Lessingfeier 1929 . . . . . 228—235
XIII. Der neue Lessing . . . . . 236—256
Verzeichnis der Personennamen . . . . . 257—263

I.

Lessings Lustspiel „Die Juden".

In dem vierten Teil seiner „Schriften", die von 1753 bis 1755 bei C. F. Voß, Berlin, erschienen, veröffentlichte Lessing ein Lustspiel in einem Aufzuge „Die Juden", das die Bezeichnung „verfertiget im Jahre 1749" trug. Der Inhalt des Stückes (ich halte mich an die etwas veränderte spätere Fassung) ist folgender: Ein Jude, der mit einem Bedienten Christoph (früher Anton) reist — er selber wird immer nur als Reisender bezeichnet — rettet einen deutschen Baron bei einem Überfall, den dessen Vogt Martin Krumm und dessen Schulze Michel Stich, beide vermummt, unter Mitwissen des Kutschers auf ihn machen. Der Überfall findet in einem Hohlwege statt, die vermummten Kerle sind schon über den Baron im offenen Wagen her, der Überfallene schreit kläglich um Hilfe, als der Jude auftaucht. Sobald die Räuber seiner ansichtig werden, lassen sie ihre Beute und laufen dem nahen Gehölze zu. Ein ihnen von dem Juden nachgesandter Pistolenschuß trifft nicht, da es schon zu dunkel ist. Am anderen Tage, und damit beginnt das Stück, unterhalten sich die beiden Halunken über das mißlungene Verbrechen, der Reisende, der als Gast bei dem Baron geblieben ist, kommt herzu, und Martin Krumm, der Vogt, macht sich an ihn heran, horcht ihn aus und sucht, sich selber halb und halb dabei verratend, den Verdacht auf die Juden zu lenken. Der Reisende gibt zu, daß die Verbrecher Bärte hatten, wie sie damals ja allein die Juden trugen, erklärt aber, daß ihre Sprache „die ordentliche hiesige Bauernsprache" gewesen sei, und wundert sich, „wie doch die Juden die Straßen sollten können unsicher machen, da doch in diesem Lande so wenige geduldet werden." Krumm aber fährt fort auf die Juden zu schimpfen: „Sie mögen das gottlose Gesindel noch nicht so kennen. So viel als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum ist es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König sein: ich ließ' keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtschaffene Christen vor diesen Leuten!" „Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!" seufzt der Reisende dazu, dem Krumm dann noch, während er ihm vormacht, wie „ochsenmäßig geschwind" die Juden sind, wenn es aufs Stehlen ankommt, eine silberne Dose stibitzt. Nachdem Krumm sich empfohlen hat, hält der Reisende den folgenden Monolog: „Vielleicht ist dieser Kerl, so dumm er ist, oder sich stellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden gewesen ist. Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn, unter neunmalen, der Christ vielleicht siebenmal dazu genötigt *). Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und

*) In dem Erstdruck heißt es — nach Erich Schmidt — sogar: „Wenn diese [die Juden] hintergehen, so überlegt man nicht, daß sie die Christen dazu gezwungen haben."

sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleichviel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt, und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen. Doch —". Hier wird der Reisende durch das Auftreten seines Bedienten unterbrochen, den er gesucht hat, um ihm den Auftrag zu geben, die Pferde zu satteln. Da dieser schon stark angetrunken ist, hält es ziemlich schwer, sich des Auftrags zu entledigen. Kaum ist der Bediente abgegangen, als die junge Tochter des geretteten Barons erscheint und, als sie von der bevorstehenden Abreise hört, mit ihrem Zorne droht. Ihr Vater, der dann kommt, verscheucht sie und macht nun dem Reisenden eine Freundschaftserklärung, die dieser, den Umschlag beim Bekanntwerden seines Judentums fürchtend, sehr zurückhaltend aufnimmt. Ihm, dem Baron, hat der Schulze Michel Stich, der Genosse Krumms, gesagt, daß er vor einigen Tagen drei Juden auf der Landstraße getroffen habe, und nun zeigt sich, daß auch der Baron Juden für die Straßenräuber hält und nichts weniger als ein Judenfreund ist: „Ein Volk, das auf den Gewinnst so erpicht ist, fragt wenig danach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit List oder Gewaltsamkeit erhält. — — Es scheint auch zur Handelschaft, oder deutsch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu sein. Höflich, frei, unternehmend, verschwiegen sind Eigenschaften, die es schätzbar machen würden, wenn es sie nicht allzusehr zu unserm Unglücke anwendete." Der Baron erzählt dann eine bedenkliche Erfahrung, die er als Offizier mit einem Wechseljuden gemacht, und meint darauf: „Und ist es nicht wahr, ihre Gesichtsbildung hat gleich etwas, was uns wider sie einnimmt? Das Tückische, das Ungewissenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid sollte man sehr deutlich aus ihren Augen zu lesen glauben." Man kann sich denken, daß der Reisende in große Verlegenheit gerät, aber der Baron merkt nichts. „Ihnen die Wahrheit zu gestehen: ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker," sagt der Reisende zum Schluß. „Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könne. Und unter den Juden —." Wieder eine Unterbrechung, das Fräulein kommt zurück und teilt ihrem Vater mit, daß der Retter abreisen wolle. Er läßt sich dann doch bewegen, einen Tag zuzugeben, und geht mit dem naiv ihr Wohlgefallen an ihm bezeigenden Fräulein in den Garten. Der Baron erteilt inzwischen der Kammerjungfer Lisette den Auftrag, den Bedienten Christoph auszuhorchen, wer sein Herr sei. Da Christoph selber nichts weiß, kommt es zunächst zu keinem Ergebnis; als aber Martin Krumm, der in Lisette verliebt ist, dieser die dem Reisenden gestohlene Dose schenkt und Lisette sie wieder Christoph in Aussicht stellt, lügt dieser, sein Herr sei ein aus Holland wegen eines Duells geflüchteter Adeliger. Inzwischen hat der Reisende seine Dose vermißt und stellt Martin Krumm. Um sich zu reinigen, kehrt dieser seine Taschen um und dabei fallen zwei falsche Bärte heraus, deren eines sich der Reisende bemächtigt. Er teilt dem Baron seinen Fund mit, der nun Nachforschungen anstellt, dann sieht er auch die Dose bei Christoph, den er zunächst für den Dieb hält, Lisette bringt aber die Aufklärung, und nun kommt, da Krumm, überrascht, alles gesteht, die Geschichte des Überfalls ans Licht. So zum zweiten Mal dem Reisenden, der die Unehrlichkeit seiner Untergebenen entdecken half, zu Dank verpflichtet, bietet ihm der Baron mit der Hand seiner Tochter sein Vermögen an, und nun gesteht der Reisende, daß er Jude sei. Die Tochter

findet nichts darin, der Baron aber zieht das Anerbieten der Tochter zurück, während der Jude das Vermögen verschmäht, da ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche. „Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urteilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! Ich sahe aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sei wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen.“ „Ich schäme mich meines Verfahrens“, erklärt der Baron dann, und nachdem darauf noch Christoph, der Bediente, durch den Edelmut des ihm die Dose schenkenden Juden bezwungen (in der Ausgabe von 1767), geäußert hat, daß es doch wohl auch Juden gäbe, die keine Juden seien, erfolgen die Schlußausrufe: „O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!“ und „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen!“

Ich habe meine Inhaltsangabe des kleinen Stückes so gehalten, daß vor allem die Zweckläufigkeit, in deren Dienst es geschrieben ist, hervortritt. Über diese Zweckläufigkeit sprach sich Lessing selber in der Vorrede zum dritten und vierten Teile der „Schriften“ folgendermaßen aus: „Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Teile finden wird, heißt ‚Die Juden‘. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermutet. Ich bin begierig, mein Urteil zu hören.“ — Er bekam es in der Tat zu hören, und zwar von keinem Geringeren als dem berühmten Göttinger Theologen Johann David Michaelis (1717—1791), der in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ über das Stück schrieb. Lessing selbst berichtete darüber in einem Aufsatze seiner „Theatralischen Bibliothek“ von 1754: „Über das Luspiel ‚Die Juden‘ im vierten Teil der Lessingschen Schriften“, den ich ganz hierhersetze:

„Unter dem Beifall, welchen die zwei Lustspiele [‚Der junge Gelehrte‘ und ‚Die Juden‘] in dem vierten Teile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, ‚Die Juden‘, wertgeschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urteile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdann, wenn sie mich unglücklicherweise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem siebzigsten Stücke der Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beigepflichtet. Ich muß sie notwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie

nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich sein will. ‚Der Endzweck dieses Lustspiels, hat mein Herr Gegner die Gütigkeit zu sagen, ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nämlich die Torheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meistenteils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Herrn Gellerts ‚Schwedischer Gräfin' stehet, beifallen muß. Bei Lesung beider aber ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt machen wollen. Der unbekannte Reisende ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmütig, so besorgt, ob er auch etwa seinem Nächsten unrecht tue und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüt sich gleichsam bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen desto mehr, jemehr wir dem edlen und schönen Bilde Wahrheit und Dasein wünschten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beispiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Teil derselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge gibt als andere Lebensarten."

Man sieht leicht [fährt nun Lessing wieder fort], daß es bei diesen Erinnerungen auf zwei Punkte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschaffner und edler Jude an und vor sich selbst etwas Unwahrscheinliches sei; zweitens ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiel unwahrscheinlich sei. Es ist offenbar, daß der eine Punkt den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist ebenso offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bei diesem, als bei dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiel einen rechtschaffenen und edlen Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eigenen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er gibt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die Notwendigkeit an, in welcher es sich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es sei; folgt aber also nicht notwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, sobald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wann hören sie aber auf, dieses zu tun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von anderen Umständen vernichtet werden, das ist, wenn sich ein Jude imstande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vorteile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichtum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichtums wird

dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beides bei dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen sein; ja, ich setze ihn sogar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuten könnte; er lieset und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichtum, bessere Erfahrung und ein aufgeklärterer Verstand nur bei einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurteil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurteil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menschen macht, sondern sie in der Tat weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurteil nun bei meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmütig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus; noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten sein, und wenn das Seltene bloß das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmählich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben ebensowohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herum schweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugnis eines ebenso witzigen, als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authentizität desselben zu überzeugen. Hier ist er:

„Mein Herr, ich überschicke Ihnen hier das siebzigste Stück der Göttingschen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artikel von Berlin. Die Herren Anzeiger rezensieren den vierten Teil der Lessingschen Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, daß sie an dem Lustspiele ‚Die Juden‘ aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmütig ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unserer Seele nichts, als der bloße Wunsch für sein Dasein übrig. Diese Gedanken machten mich schamrot. Ich bin nicht imstande, alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich

jederzeit eine billigere Beurteilung; von diesen vermutete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von anderen fordert.

In Wahrheit! Mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können! Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der ‚Juden' ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden?

Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen.

Jedoch man spreche sie uns ab, was gewinnen die Herren Rezensenten dabei? Ihre Kritik bleibt dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wenn ich ihn von dieser Seite betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie sein. Soll nun der Charakter eines hochmütigen Bürgers, der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht sein, als eines Juden, der großmütig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stückes beiwohnen; er wird gewiß während des ganzen Stückes für Langeweile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen. Die guten Leute, wird er bei sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüt, das von Vorurteilen gereinigt ist.

Nicht, daß ich durch diese Betrachtung dem Lessingschen Schauspiele seinen Wert entziehen wollte; keineswegs! Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt und insbesondere, wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. Nach dieser aber muß der unvermutete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer tun. Und insoweit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß.

Sollte diese Rezension, diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu tun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte.

Was können uns unsere strengen Beurteiler, die nicht selten ihre Ur-

teile mit Blute versiegeln, Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deswegen aufhören wahrscheinlich zu sein, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es getan, muß er sich notwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden.

Wie aber, soll dies unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüt sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist all unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgeteilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!

Wer Sie näher kennt, teuerster Freund, und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister ohne Vorbild und Erziehung emporschwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern und sich in den Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob Sie, großmütiger Freund, nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Gemütern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

Überhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordtat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen seinen Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont, so ist Niederträchtigkeit eine Tugend.

Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Arme genannt zu werden? Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich und hindert beinahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten.

Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderungswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingschen Anzeigen zu widerlegen, und ich bedauere den, der eine so allgemeine Verurteilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin usw.“

„Ich habe [fährt Lessing nun wieder fort] auch die Antwort auf diesen

Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beide Korrespondenten, auch ohne Reichtum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Teil der Göttingschen Erinnerungen, worin man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebenen Plane ein sehr einnehmendes Stück machen ließe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdann bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bei Verfertigung meines Stückes gehabt habe, größtenteils wegfallen würden."

Es sei hier gleich angemerkt, daß der Schreiber des von Lessing mitgeteilten, nicht bloß für den Schreiber, sondern für jüdische Art überhaupt sehr bezeichnenden Briefes Moses Mendelssohn war. Im Jahre 1729 zu Dessau als Sohn eines jüdischen Schulmeisters namens Mendel geboren, also Lessing gleichalterig, war er mit vierzehn Jahren nach Berlin gekommen und hatte sich nach und nach, in der Hauptsache selbständig, eine tüchtige Bildung erworben. Der teuerste Freund, an den er schrieb, und dessen Antwort Lessing nicht mitzuteilen wagte, war Dr. Aaron Salomon Gumpertz.

Wie hat sich nun unser Urteil zu Lessings „Juden" und dem sich an sie anschließenden Handel zu stellen? Zunächst wird es nötig sein, über das Stück als dramatische Dichtung und weiterhin als Lebensbild Klarheit zu gewinnen; hören wir also vorerst einmal, was Erich Schmidt, der noch heute maßgebende Lessing-Biograph, darüber meint. Er weist, nachdem er kurz den Inhalt gegeben, auf eine Entlehnung aus des Franzosen Marivaux' (1688—1763) „Zweiter Liebesüberraschung" hin: „Das Bedientenpaar sitzt auf dem mit Reiselektüre gefüllten Mantelsack beisammen und, weil Lessing sein Fündchen auf jeden Preis an den Mann bringt, muß der gefräßige, rohe Tolpatsch dasselbe französische Bonmot von den Lustspielen zum Weinen und den Trauerspielen zum Lachen verschwenden, daß der Berliner Dramaturg eben 1749 nachspricht" [soll heißen, daß es Lessing als Dramaturg in seinen „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" benutzt]. „Dies Völkchen", geht es dann weiter, „wirtschaftet mit zierlichen Redensarten Molières und Regnards und gegen Ende mit plumpen Zweideutigkeiten; auch sind die Farben zu stark aufgetragen, wenn das alberne kleine Fräulein dem Vogt [aus Übermut, als er ihm, dazu aufgefordert, wie er vorher Lisette getan, die Hand küssen will] eine Maulschelle gibt. Und in all den Jugendstücken drängen sich die Aparte [das Beiseitesprechen], die trotz dem ewigen Wink ‚Sachte' den Eindruck machen, als seien die Nachbarn plötzlich taub geworden, wie Gottsched mit treffendem Rationalismus bemerkte, die von ihm ebenso gescholtenen Monologe, leeres Füllsel zwischen dem Gehn und Kommen oder direkte Belehrung des Publikums. — Die Intrige steht auf sehr schwachen Füßen, obwohl die beiden Spitzbuben den sächsischen Personenzettel [den Theaterzettel der sg. sächsischen Komödie] bereichern und ihr Einsatz: ‚Du dummer

Michel Stich! — ‚Du dummer Martin Krumm!' rascher ist als die Gaunergrüße des Vorbildes [Holbergs ‚Arabisches Pulver']. Groben Unwahrscheinlichkeiten geht Lessing auch in diesen flotten Spielszenen, die den didaktischen Ernst aufmuntern sollen, gar nicht aus dem Wege. Daß Vogt und Schulze, von denen ihr Herr das Beste denkt, da doch Martins Familie den Galgen bevölkert hat, vermummt auf Straßenraub ziehen, ist eine starke Zumutung. Wird Martin Krumm so unvorsichtig sein, am nächsten Tage die falschen Bärte vor dem Reisenden aus der Tasche zu zerren, ihm mit gleichen Lazzi des Théâtre italien als auffallend geschulter Langfinger eine Tabatiere zu stibitzen und sie der verführerischen Lisette zu schenken? Und Anton [Christoph] sollte die Dose seines Herrn nicht kennen? All das möchte vielleicht passieren, wenn nur das Hauptgeschäft in Ordnung wäre." Nein, es kann doch nicht passieren. Das deutsche Lustspiel stand damals noch ganz im Banne des französischen, und so fand sich selbstverständlich viel Hergebrachtes in ihm, aber dieses Lustspiel „Die Juden" verfolgt die Tendenz, einzelne Juden als bessere Menschen zu zeigen, und daher sind wir berechtigt, die Frage zu erheben: darf das auf Kosten unserer deutschen Menschen und Verhältnisse geschehen? Bei Lessing ist das der Fall. Wo in aller Welt fanden sich im damaligen Deutschland Bauern, gar Vögte und Schulzen, die ihren gutmütigen, fast edlen Herrn als Straßenräuber nicht nur berauben, sondern sogar ermorden wollten, wo fand sich der Kutscher, der mit ihnen zu solch einem Verbrechen einen Bund einging? Nun soll Martin Krumm gar noch ein Abkömmling von Verbrechern, sein Vater und sein Großvater sollen am Galgen gestorben sein — wenn das der Baron wußte, so würde er den Krumm niemals zum Vogt gemacht haben, denn solche Familienschande wirkte damals ewig nach; er mußte es aber eigentlich wissen, denn es handelt sich ja um an den Boden gebundene Bauern, zugelaufene gab es damals kaum, und auch sie bekamen gewiß keine Ehrenstellen. So ist Lessings „Erfindung" in dieser Beziehung ein starkes Stück, um so stärker, als es jüdisches Straßenräuber- und Diebesgesindel damals in der Tat gab (noch Schlözer nennt die Juden Straßenräuber, s. Stahr), die Juden sogar noch bei den großen Räuberbanden nach der Revolutionszeit eine hervorragende Rolle spielen (s. Avé-Lallemant). Die von Erich Schmidt nicht angemerkte große Unwahrscheinlichkeit, daß der fremde Jude die „ordentliche hiesige Bauernsprache" bei den Verbrechern erkennt, der einheimische Baron aber nicht — es ist selbstverständlich schon unwahrscheinlich, daß die Verbrecher in Gegenwart ihres Herrn überhaupt sprechen — will ich doch auch erwähnen, und ferner die, daß der Vogt, ein Bauer, Liebhaber des Kammerkätzchens sein und silberne Dosen für Handküsse an dieses verschenken soll. Auf den Baron, den Erich Schmidt nichtssagend, und seine Tochter, die er albern nennt, will ich nicht näher eingehen, da Einakterfiguren ja nicht gut allseitig ausgeführt sein können: Unzweifelhaft ist seine Vertrauensseligkeit ebenso unglaubhaft wie ihre Formlosigkeit. Aber das Schlimmste bleibt doch die gänzliche Unmöglichkeit des bäuerlichen Hintergrundes: als Lebensbild bedeuten „Die Juden" im ganzen so sicher eine Fälschung deutschen Lebens, wie sie als Bühnenstück nichts wert sind.

Aber wir müssen Erich Schmidt noch über das „Hauptgeschäft", den Helden, den Juden hören. Prof. Michaelis hatte den vollkommenen Juden unwahrscheinlich gefunden, und auch der moderne Professor hat doch noch

seine Bedenken. Er findet es zunächst seltsam, daß niemand, auch sein Bedienter nicht, den Reisenden als Juden erkennen darf — ich würde sagen, kann: es ist doch höchst selten, daß ein Jude von allen rassischen Merkmalen frei ist. Dann meint Erich Schmidt: „Warum hält dieser gebildete, wohlhabende, liebenswürdige, hilfreiche Mann sein Judentum so geheim, als schäme er sich des Gottes seiner Väter und wolle den Vorteil einer geraden Nase nutzen? Warum hier diese verlegenen Wendungen zur Seite? Wenn der Baron nach maßloser Schmähung des jüdischen Gesichtstypus [man vergleiche, bitte, oben!] die Mienen seines Gastes rühmt, warum nur der Satz: ‚Ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker ..... Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könne', der, so befangen vorgebracht, keine rechte Wirkung tun kann? Warum wird das große Wort ‚Ich bin ein Jude' so zögernd herausgestottert? Noch anderweitig hat Lessing die Behutsamkeit seines Reisenden wunderlich übertrieben: statt den Martin Krumm beim Kragen zu packen, läßt er sich von ihm nicht wie ein ‚Reisender', sondern wie der Bauer auf dem Jahrmarkt plündern und bereut einen möglichst verklausulierten Argwohn gleich danach als vorschnell im gewundensten Selbstgespräch. Wenn Lessing die unsichere Haltung eines Juden der Welt gegenüber auch damit andeuten wollte, so ist das seinem Ungeschick mißlungen." Hier bin ich anderer Anschauung als Erich Schmidt, der mir vielzusehr von unserer Zeit aus und als Judenfreund zu urteilen scheint. Das große Wort „Ich bin ein Jude" wirkte zu Lessings Zeit noch nicht, und dieser hat, zumal er eben den besseren, gebildeten, damals noch sehr seltenen Juden darstellt, glaube ich, mit seiner Behutsamkeit gerade das Richtige getroffen. Es gibt übrigens auch heute noch oder wieder Juden, die an derselben inneren Unsicherheit leiden wie Lessings Reisender, und es sind sicher nicht die schlechtesten. Die freisinnige Menschheitsschwärmerei und Judenfreundschaft Erich Schmidts ist ja geschichtlich ganz wohlverständlich, aber sie durfte von dem Geschichtsschreiber nicht in die Zeit hineingetragen werden, wo man von ihr noch nichts wußte, wie andererseits auch die neuere Judenfeindschaft hier nicht mitreden darf: Man hat sich einfach auf den deutschen Geschichtsstandpunkt zu stellen. Von dem aus ist aber die ganze diesem Stücke entgegengebrachte Feierlichkeit Erich Schmidts nicht recht haltbar: „Macht Lessing, wiewohl unreif genug, das Drama zum Vehikel geistiger und sittlicher Kämpfe, so versucht er auch große soziale Fragen von der Bühne herab mahnend zu behandeln." Man sieht gleich die Übertreibung, als große soziale Frage hat Lessing die Judenfrage denn doch keineswegs erfaßt, es handelt sich für ihn nur um Gerechtigkeit einem fremden Volke gegenüber. „Ein Meilenstein auf der Straße, die allmählich zum ‚Nathan' emporführt", geht es dann weiter, „ist die in Wittenberg ausgearbeitete dramatische Rettung ‚Die Juden'." Auch da Übertreibung, Lessing will keineswegs die Juden „retten", nur einen Ausnahmefall feststellen. „Unsere Achtung für die Unbefangenheit des jungen Literaten steigt bei der Erwägung, daß diese Schutzrede mehrere Jahre vor seiner persönlichen Freundschaft mit einem edlen Israeliten entworfen worden ist." Diese Unbefangenheit nennen wir Leichtsinn, denn wie kann ein Deutscher einen durchaus edlen Juden in das Leben seines eigenen Volkes hineinstellen, wenn er keinen kennt? „Der ‚Reisende' — ein Jude, doch ‚voller tugendhafter Gesinnungen'! — ist", so lautet dann die geschichtliche Ausführung

bei Erich Schmidt — „der erste gebildete Israelit unserer Literatur, gleichzeitig mit den ersten gebildeten Israeliten im deutschen Leben. Man kannte ja bloß den Wucherer, den Schacherjuden, der höchstens einmal als häßlicher braver Mensch die Landkutsche der moralischen Wochenschrift [Erich Schmidts geistvolle Manier!] bestieg. Erst nach Lessing wird bei Smollet und Cumberland ein Josuah, ein Abraham und gar die Paraderolle des Schewa mit habitual parsimony, native philanthropy (hergebrachter Sparsamkeit, angeborener Menschenfreundlichkeit) ausgestattet, wie der Rührspieljude der Iffländischen ‚Dienstpflicht‘ [der aber lange nach dem ‚Nathan‘ liegt], dem der großmütige Handelsherr dadroben bei der Rettung des ehrlichen Christen Hundert vom Hundert gut schreibt. Aber schon in Gellerts ‚Schwedischer Gräfin‘ (1746) soll ein wackerer, uneigennütziger, freigebiger polnischer Jud, ein Schacherjude doch, beweisen, ‚daß es auch unter dem Volke gute Herzen gibt, die es am wenigsten zu haben scheinen‘ und ‚vielleicht würden viele aus diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeit noch mehr niederträchtig und betrügerisch machten und sie nicht oft durch unsre Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen‘. Bei aller Einschränkung Gellerts humanstes Wort.“ Nun, Erich Schmidt ist doch sonst kein so großer Bewunderer der Gellertschen Wehleidigkeit. „Lessing ging viel weiter“, heißt es dann; „Juden sollten den Raubanfall verübt haben? Es waren Christen, Retter war der Jude.“ Ja, wenn die Sache nur einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, aber Lessing scheute sich nicht, Glieder seines Volkes in ganz unverantwortlicher Weise zu verdächtigen, um einen erfundenen Juden zu erheben, er ist selbst imstande, diesen die offenbare Verleumdung aussprechen zu lassen, als ob es bei den Christen „ein Religionspunkt und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die Juden zu verfolgen“, während doch die Unduldsamkeit, ja Verachtung andern Völkern und Religionen gegenüber ausgemacht jüdisch ist. Da berührt es denn fast spaßhaft, wenn Erich Schmidt mit den „Juden“ Lessings noch nicht zufrieden ist und jammert: „Wie weit ist es von hier zu dem morgenländischen Saal, wo Nathan anhebt: ‚Sultan, ich bin ein Jud‘ [was dieser ja schon wußte] und die Frage: ‚Sind wir denn unser Volk?‘ mit der humansten Beredtsamkeit löst, um endlich als ein Zugehöriger im hohen Familienbunde zu stehn?“ und ferner meint: „Wie dünn der Ertrag der ‚Juden‘ [das Epigramm: ‚Es gibt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind‘] ist, abgesehen von vielen technischen Mängeln, hat vor allem Lessings dichterisches Testament [‚Nathan der Weise‘] Juden und Christen kund getan. Dreißig Jahre vor dem ‚Nathan‘ will er ein großes allgemeines Vorurteil bekämpfen und schließt mit diesem Vorurteil nur ein Kompromiß. Tat er recht daran, nicht gegen alle Möglichkeit ein Freifräulein und einen Juden einzusegnen, so gelten doch hier die Unterschiede der beiden ‚Nationen‘ oder ‚Geschlechter‘ vorläufig für unüberbrückbar.“ Sind sie's nicht wirklich, war das Vorurteil wirklich durchaus ein solches, war und ist mehr als ein Kompromiß möglich? So lauten die Fragen, die wir ernsten Deutschen auch heute noch stellen. Erich Schmidt setzt „Nationen“ in Anführungszeichen und fügt abschwächend „Geschlechter“ hinzu, obgleich Lessing ganz ehrlich von verschiedenen „Völkerschaften“ redet und nur gelegentlich unklar Volks- und Religionsunterschied durcheinanderbringt — er ist eben der Berliner Judenfreund und kann oder will nicht scharf denken. „Doch das Wagnis war

auch in seiner Halbheit groß genug und bleibt ein Zeugnis seltenen Freimuts" schließt seine Beurteilung der „Juden".

Nachdem wir nun den Judenfreund gehört, müssen wir der Gerechtigkeit halber wohl auch den Judenfeind zu Wort kommen lassen. Otto Glagau veröffentlichte im „Kulturkämpfer" 1880,2 einen Aufsatz „Lessings Vermächtnis", der das Bestreben hat, nachzuweisen, daß das Judentum Lessing mit Unrecht für sich in Anspruch nimmt. Da kommt er natürlich auch auf die „Juden" und meint, die Juden würden jetzt schwerlich noch die Stirn haben, zu behaupten, sie lebten in einer schimpflichen Unterdrückung, und man traue ihren Glaubensgenossen überhaupt keine Tugend zu. „Weshalb also noch von jenem Lustspiel reden? Darum, weil vor einigen Jahren Herr Lasker im Preußischen Abgeordnetenhause diese Komödie als literarhistorischen Lehrgegenstand in Schutz nahm, und zwar wegen ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Es sei dies [Erich Schmidt könnte also Lasker nachsprechen] das erste bedeutungsvolle Wort für die Emanzipation der Juden, die erste Toleranzpredigt Lessings. Allerdings kann man das Stück für ein Vorspiel zum ‚Nathan' halten, in dem, beiläufig gesagt, Kant weiter nichts zu erblicken vermochte, als den zweiten Teil der ‚Juden'. Doch hören wir den Prediger selbst: Ein Reisender hat einen Edelmann von Strauchdieben befreit und wird zum Dank dafür von ihm bewirtet. Die Tochter des Hauses, noch ein Backfisch und schon mannstoll, möchte sich dem vermutlich hübschen Reisenden gern an den Hals werfen, und der Vater hätte nichts dagegen, wenn er nur den Stand des zukünftigen Schwiegersohnes erfahren könnte. Lisette, das Kammermädchen, übernimmt die Ausforschung des Reisenden durch dessen unverschämten Bedienten Christoph, der für eine goldene [silberne], vom Vogt des Barons dem Fremden gestohlene Dose und einen Kuß die Lüge ausstreut, sein Herr sei ein holländischer Edelmann und befinde sich wegen eines unglücklichen Duells auf der Flucht. Nun stürmen Vater und Tochter zugleich auf den Erwählten ein, der sich ihren Werbungen nur entziehen kann durch die Entdeckung, daß er ein — Jude sei. ‚Grausamer Zufall!' ruft der Baron. Zwar das Fräulein meint: ‚Ei, was tut das?' — Lisette wird hernach erklären, was es tut — aber der Baron will lieber sein ganzes Vermögen verlieren, als von seinem Standesvorurteil lassen. Der Reisende weist das angebotene Vermögen zurück, da ihm ‚der Gott seiner Väter mehr gegeben hat, als er braucht'. Er wünscht nur, daß der Baron ‚künftig von seinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urteile'. Mit gegenseitiger Bewunderung und Versicherung der allergrößten Hochachtung schließt die Komödie. ‚Oh, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!' versichert der Baron. Ja, wenn! Aber man kann und darf niemals aus einzelnen Persönlichkeiten auf ein ganzes Volk schließen. Darum beweisen Musterbeispiele nichts. Und gar solche Beispiele! In dem alten Narren von Baron wird kein rechter Edelmann sein Vorbild sehen, und dem reisenden Idealjuden wird keiner seiner Standesgenossen gleichen wollen. Er ist zu einfältig, in allgemeine Menschenliebe und Humanitätsdusel dermaßen versunken, daß er weder sieht noch hört, und die diebischen Schufte auch da noch nicht herauskennt, als jeder halbwegs verständige Mensch schon mit Fingern auf sie zeigen möchte. Es ist geradezu kindisch, daß er die guten, ehrlichen Leute nicht in einen falschen Verdacht bringen will, als er die Beweismittel bereits in Händen hat, nämlich das bei den Spitzbuben [bei dem

Vogt] gefundene corpus delicti, den Judenbart. Auch gegen seinen unverschämten Bedienten, der ihn ausbeutet und ihm seine ‚Alfanzereien', wie die Enthaltung von Schweinefleisch und dergleichen vorwirft, ist er ganz Edelmut. ‚Ich kann es Euch nicht zumuten, daß Ihr besser als der andere christliche Pöbel denken sollt.' Er schenkt ihm die goldene Dose, weil er ihn in dem unbegründeten Verdacht hatte, nicht der Vogt, sondern er habe sie gestohlen. Den christlichen Pöbel schmäht er [wie später alle Aufklärer], aber den jüdischen entschuldigt er. Als der Baron von den nicht ungewöhnlichen Wechselgeschäften erzählt — man kennt sie! — weiß er nichts zu erwidern. Aber zuvor hat er schon so reflektiert: ‚Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun Malen der Christ vielleicht siebenmal dazu genötigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht! Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleichviel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?' Die armen, unschuldigen Juden, die unter einem so verderbten Volke leben müssen! Fließt, ihr Tränen des Mitleids! Wo sind die schützenden Flügel, die sich über die lieben Küchlein ausbreiten werden?" Das ist alles, man wird es mir zugeben, für einen überzeugten Judenfeind gemäßigt genug. Beim Baron redet er nur von Standesvorurteil, nicht von Rassenabneigung und Religionsgegensatz, spricht auch von den Standes-, nicht den Rassegenossen des Reisenden. Sein Satz, daß man aus einer einzelnen Persönlichkeit, einem Musterbeispiele, nicht auf ein ganzes Volk schließen könne, ist (nicht aber das Gegenteil!) unwiderleglich, sagt doch Lessing selber in dem aufgeführten Aufsatz der Theatralischen Bibliothek: „Will ich sie, die Zuschauer, denn aber bereden, einen Juden für rechtschaffen und großmütig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen?" So macht denn Glagau auch nicht ohne weiteres Lessing für alle Reden des Reisenden verantwortlich, sondern behandelt diesen eben als dramatische Person. Ja, er findet zuletzt Lessings Vorgehen, das ja 130 Jahre zurückliegt, erklärlich und entschuldbar, erklärt es aus seiner Neigung, den Unterdrückten zu Hilfe zu kommen, die Verkannten zu retten. — — Am Ende ist der Judenfeind doch gerechter und duldsamer als der Judenfreund, dem das christliche „Vorurteil" ein Glaubenssatz ist. Den Moses-Mendelssohn-Brief nimmt Glagau freilich, wie wir noch sehen werden, tüchtig her, in ihm erkennt er eben das Artmäßig-Jüdische.

Viel schärfer als Otto Glagau geht Eugen Dühring gegen Lessings „Juden" vor. Wie man weiß, hat dieser vielseitige Gelehrte im Jahre 1881 eine Schrift „Die Überschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden" veröffentlicht, die 1906 als „Die Überschätzung Lessings und seiner Befassung mit Literatur" in zweiter durchgearbeiteter und vermehrter Auflage herauskam und unbedingt den schärfsten Angriff auf Lessing darstellt, der je erschienen ist. Über die „Juden" heißt es in ihr (ich benutze die zweite Auflage): „Nun ist aber die Wahrheit die, daß Lessings ‚Nathan' nur der Form nach ein Schauspiel, der Sache nach aber nichts als eine tendenziöse Abhandlung für die Judenherrlichkeit und die Judendenkweise, also so gut wie eine Fortsetzung des Antigoeze und verwandter theologisierender Streitschriften ist. Es ist eine Arbeit aus den letzten Jahren Lessings, mit der er seine theologischen Zänkereien in dramatischer Form abschloß. In der Tat

verfiel er, als er in anderer Weise die Judensache nicht mehr zu führen wußte, auf den Gedanken, wieder in die Fußstapfen seiner jungen Jahre zurückzukehren und das Ende dem Anfang ähnlich zu machen, aber etwas pfiffiger einzurichten. — Jener Anfang aus der Jugend war ein Schauspiel gewesen, welches geradezu ‚Die Juden' betitelt ist. Bei der Abfassung desselben war Lessing noch nicht gewitzigt genug, sich ausschließlich auf die den Juden gewohnheitsmäßige Täuschung des Publikums mit der Vorschiebung ihrer Religion zu beschränken. Hier entschlüpfte ihm noch der wahre Sinn seines Unternehmens, welches darin bestand, den Juden die allerherrlichsten Eigenschaften anzudichten und ihre schlechten Eigenschaften teils rundweg zu leugnen, teils zu beschönigen. Dieses Judenstück hat auch wirklich einen Helden gleichwie der Nathan, und Lessing hat auch in der Tat in seinem ganzen Leben nie andere Helden als Judenhelden produziert. Diese ragen nämlich unter den übrigen Personen so hervor, daß sich die oben besprochene Schwierigkeit, wie bei Emilia Galotti [deren Charakter sich nach Dühring aus Widersprüchen und Unverträglichkeiten zusammensetzt], wahrlich nicht einstellt. Die andern Personen der Stücke taugen dagegen entweder gar nichts oder sind mitleidswürdig ausgestattet. In jedem Falle dienen sie dem betreffenden Juden, der im Stück, ich will doch lieber nicht sagen als Held, sondern als Hauptmacher über den Nichtjuden thront, nur als Folie. — So verhält es sich auch in dem ersten Judenstück Lessings, mit dem er seine Judenadvokatenschaft würdig inaugurierte. Da ist zunächst die Oberpersonage, die über den andern Personen, um talmudisch zu reden, als Jude über den übrigen Menschen, wie der Mensch über den Tieren steht. Es ist ein Reisender und sozusagen ein Inkognitoreisender, dessen Judenqualität sich erst am Ende des Stückes enthüllt, und dem so die Gelegenheit verschafft ist, sich inzwischen als einen Ausbund von Edelmut aufzuspielen. Die andern nichtjüdischen Personen sind zum Teil im eigentlichen Sinne des Wortes Spitzbuben oder sonst nicht viel wert, im günstigsten Falle aber Simpel. Sie sind als solche von Lessing gezeichnet; was aber das Simpeltum betrifft, so liegt es erst recht da, wo Lessing es nicht gezeichnet hat. Beispielsweise sehen es die werten Leute dem Juden nicht einmal an der Nase an, welcher Rasse Kind er ist. Er muß es ihnen schließlich großmütig erst selber offenbaren. — Dieser Ausbund von Edelmut, an dem in der handgreiflichsten Weise alle schöne Taten, plump wie ein orientalischer Schmuck, angebracht sind, verrät sich aber in seiner Denkweise mit seinen Reden doch, wie dies die Lessingschen Judencharaktere überhaupt tun. Lessing weiß davon nichts. Er glaubt eine rechte Herrlichkeit komponiert zu haben, wenn er mit seiner eignen judenhaften Denkweise eine Anzahl ostensibelster Edeltaten verkuppelt und in einem Charakter zusammengeschweißt hat, der den Widerspruch und die ekelhafteste Wahrheitswidrigkeit an der Stirn trägt. Er läßt seinen Judenhelden geradezu äußern, nicht viele Nichtjuden möchten sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein. Wenn ein Jude betrüge, so habe ihn wohl in sieben Fällen unter neun der Nichtjude dazu genötigt, und dieser habe sich nun nicht zu wundern, wenn ihm Gleiches mit Gleichen vergolten werde. — Da haben wir also die von Lessing entdeckte Ursache und Rechtfertigung von sieben Neuntel aller jüdischen Betrügereien und Schwindeleien! Der Nichtjude, oder wie Lessing sich ausdrückt, der Christ verfährt gemeiniglich mit dem Juden unehrlich; der Jude wendet hierauf sein bekanntes Vergeltungsrecht ‚Auge um Auge, Zahn um

Zahn' an und rächt sich durch Betrügerei seinerseits. Wer ist also der eigentliche und ursprüngliche Betrüger? Nach jener Lessingschen Judenlogik offenbar der Nichtjude; denn er erzeugt im Juden mehr als 77 Prozent von dessen Betrügereien. Bei den Juden ist es dieser schönen Moral zufolge pure Notwehr, wenn sie die Nichtjuden nach Kräften übervorteilen. Man hat ja nach Lessings Meinung sie erst übervorteilt, und nun nehmen sie den Schaden im Wege des Betrugs nur zurück. Wenn das nicht zugleich Tatsachenfälschung und sittliche Begriffsverwirrung in einem Atem ist, dann gibt es in der Welt überhaupt nicht mehr schlechte Maximen. — Man bemerke wohl die dreiste Kopfstellung der Wahrheit, mit der Lessing hier debutiert. Die Judenrasse ist seit länger als drei Jahrtausenden allen Völkern, unter denen sie sich einschlich und einnistete, durch hervorragende betrügerische und ausbeuterische Eigenschaften mehr als bloß lästig gefallen. Sie hat sich hierdurch den Völkerhaß schon im ganzen Altertum zugezogen, und nun soll, wenn die bessern Völker, im Verkehr mit den Juden über deren betrügliche Eigenschaften schließlich gewitzigt, den durchschauten Juden gegenüber auf der Hut sind, dies die Initiative von Betrug sein. Anständige Völker und Leute haben keine so schlechte und sinnverlassene Moral, daß sie sich durch den Betrug der Juden berechtigt glaubten, die Juden wieder zu betrügen. Diese vollständige Wüst- und Sinnlosmachung des Talionsrechts ist ihnen fremd. Lessing bekommt es aber fertig, das Vergeltungsrecht nicht bloß im Sinne von Auge um Auge, Zahn um Zahn und dgl., sondern noch gar im Sinne von Betrug für Betrug, Diebstahl für Diebstahl und Schwindel für Schwindel geltend zu machen. Das ist nicht bloß jüdisch; das ist sogar raffiniert jüdisch. Der Jude soll am Europäer einen Betrug begehen dürfen, weil angeblich dieser ihn zuerst betrogen habe. Das ist allerliebst! Die alte jüdische Satzung schlug dem, welcher ein Auge und einen Zahn ausgeschlagen, wieder ein Auge und einen Zahn aus. Lessing aber findet es in der Ordnung, daß gegen den Dieb wieder ein Diebstahl verübt werde. Das Schönste aber ist, daß er hierbei die Rollen der Diebe und der ehrlichen Leute noch obendrein vertauscht. Er unterstellt dem, der betrogen wird, ganz dreist, daß er zuerst betrogen habe, und daß der gegen ihn verübte Betrug eine berechtigte Repressalie sei. Man sieht, die Moral ist nicht erst im 19. und 20. Jahrhundert verwahrlost, und Lessing ist auch in anderen Punkten, wenn man nur genauer zusieht, mit seinen Wendungen ein vollhaltiges Zeugnis dafür. — Was gesagt wurde, erinnert in Lessing an den Typus des judenhaften Zeitungs- und Theaterliteraten. Dieser Spielart gehen die dreisten Umkehrungen der Tatsachen, wie beispielsweise die Stempelungen des Übeltäters zum unschuldigen Verletzten und des unschuldigen Verletzten zum Verbrecher, sowie überhaupt die sittlichen Frivolitäten mit verwandter Leichtigkeit von statten." So Eugen Dühring über die „Juden".

Es klingt ein bißchen anders als bei Glagau. Was würde Dühring erst gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß im ersten Druck der „Juden" die sieben von neun Fällen noch fehlen, daß es da geradezu heißt: „Dieser [der Jude] tut aufs höchste nichts, als daß er ihnen [den Christen] gleiches mit gleichem zu vergelten sucht?" Wie würde sein Urteil lauten, wenn er sich, wie wir, überlegt hätte, wie stark die Fälschung deutschen Lebens in dem Stücke ist, oder wenn er als Christ die unverantwortliche Verdächtigung der christlichen Religion als Ursache des Judenhasses („Religionspunkt!") in

den Kreis seiner Betrachtung gezogen hätte? Denn — um diese Angelegenheit gleich noch zu erledigen — man kann die Reden des Reisenden, mag man gegen Lessing auch noch so sehr gerecht sein wollen und diesen Juden, soweit es möglich, als dramatische, also von ihrem Urheber bis zu einem gewissen Grade losgelöste Person fassen, doch nicht als bloße Beiträge zur Kennzeichnung fassen, man darf die ja auch eingestandene Zweckabsicht hinter ihnen nicht übersehen. Und so sind die „Juden", ich wiederhole es, immerhin ein starkes Stück, und die Frage: „Wie kam der zwanzigjährige Lessing, der Sohn eines evangelischen Geistlichen, dazu, sie zu schreiben?" muß mit geziemender Sorgfalt behandelt werden. Eugen Dühring hat sie ja, nachdem er noch Lessings weiteres Schaffen betrachtet, ganz einfach mit der Annahme der jüdischen Herkunft Lessings beantwortet. Ich glaube an diese jüdische Herkunft nicht, aber ich will an Dührings Behauptung doch nicht rasch vorübergehen, sondern das Für und Wider gründlich erwägen.

II.

Lessings Herkunft und Entwicklung.

Eugen Dühring also schreibt in seiner Schrift „Die Überschätzung Lessings“: „Man würde fehl gehen, wenn man die allgemeine Judenhaftigkeit der ganzen Lessingschen Denkweise und Verfahrungsart bloß aus dem Umgang mit Juden erklären wollte. Üble Gesellschaft vermag viel; aber jene Denk- und Gefühlsweise sowie die zugehörige Sittenmanier wurzelte bei Lessing zu tief, um nicht aus einer angestammten Wahlverwandtschaft abgeleitet werden zu müssen. Freilich ist der Stammbaum Lessings, soweit mir bekannt, nur von solchen untersucht worden, die sich damit zugunsten ihres Helden befaßten oder geradezu im Judeninteresse schrieben. Dem letzteren liegt nun alles daran, daß Lessing als Deutscher gelte. Haben ihn doch auch tatsächlich Juden neuerdings geflissentlich den größten Deutschen genannt, wobei natürlich der Hintergedanke nicht zu vergessen ist, daß die angeblichen Judengrößen selbstverständlich noch über jeder deutschen Größe stehen. Die Juden würden ihr ganzes Geschäft mit Lessing schließen müssen, wenn sie nicht darauf hielten, ihn als Deutschen geltend zu machen. Nur durch die Voraussetzung dieser Nationaleigenschaft hat Lessings Anwaltschaft für die Juden den entscheidenden Wert. Wenn ein Jude die Juden verherrlicht, so bedeutet das den andern Nationen gegenüber eben nichts weiter, als eine Bekundung jenes Größendünkels, den die Judenrasse seit Jahrtausenden mit sich in der Welt herumträgt, und mit dem sie allen Völkern lästig fällt. Wenn die Juden zu ihrem Vorteil aber einen, der zu ihnen gehört, dafür ausgeben können, daß er von anderem Stamme sei, so ist dieses Geschäft bei ihnen nichts Neues. Lessing auch der Rasse nach offen zu ihren Leuten zu zählen, schiene allerdings, nach der Betrachtungsart anderer Nationen, für die Juden ein Ehrenpunkt sein zu können. Was heißt aber bei den Juden Ehre? Geschäft geht bei dieser Rasse über Ehre, und mit Lessing muß zunächst als mit einem deutschen Judenanwalt vollständig das Geschäft gemacht werden. Dies hindert nicht, ihn einst unter besseren Umständen, wenn die geträumte Judenherrschaft erst soweit ist, seine Anwaltschaft bei den Deutschen entbehren zu können, dann als Juden zu proklamieren. — Wir wollen jedoch nicht so lange warten. Der Umstand, daß der Stammbaum Lessings einige Leute in Funktionen aufweist, die von Religionsjuden nicht ausgeübt werden konnten, verbürgt durchaus nicht, daß die Lessings nicht Rassenjuden gewesen. Rassenjüdische Pastoren hat es, wie heute, so zu allen Zeiten gegeben. Übrigens reichen die bisherigen Stammbaumnachweisungen auch nur bis ins 16. Jahrhundert, und samt den Fortsetzungen über unsern Theaterliteraten Lessing hinaus enthalten sie in tüchtiger Anzahl eine Vertretung derjenigen Berufe und Gewerbe, die gerade von den Juden mit Vorliebe gesucht werden. Ich will jedoch darauf kein besonderes Gewicht legen. Wo der Name Lessing heute vorkommt, sei es in den Städten oder auf dem Lande, ist er

meines Wissens stets ein Judenname, d. h. die Träger desselben sind sichtlich Rassenjuden. Der jüdische Einwand, Juden hätten den Namen Lessing aus Dankbarkeit gegen den großen Schutzpatron öfter angenommen, würde, selbst wenn er begründet wäre, nur wenige Namensfälle betreffen können. Meine Schlüsse sind indessen ursprünglich auf diejenige Judenhaftigkeit Lessings gegründet, die sich in Form und Inhalt seiner Schriften findet und das Intellektuelle ebenso wie das Sittliche betrifft. Auch ist die Annahme, die sich mir stets nach allen mir bekannten Umständen aufgedrängt hat, die, daß er zwar wesentlich vom jüdischen Stamme, aber doch ein Mischling sei, wenn auch vielleicht sozusagen mit nur ein Zehntel anderm Blut. Seine Mutter wird als wendisch ausgegeben; aber der kleinen Beimischung Slawentum in dem Gepräge der Lessingschen Schriften nachzuforschen, würde hier denn doch zu allzuweiten Ausholungen führen. Die Hauptsache bleibt, daß der gewaltig überwiegende rassenjüdische Charakter im Gepräge seiner Schriften erkannt werde, und daß nichts entgegenstehe, diesen Charakter in einer natürlichen Weise durch die Annahme einer jüdischen Abstammung zureichend begreiflich zu machen. Jede andere Annahme wird nämlich für den, welcher jenen Schriftencharakter gehörig zu würdigen weiß, keine hinreichende Erklärung ergeben." Ich bin auch, um das gleich auszusprechen, der Anschauung Dührings, daß man aus dem Schriftencharakter eines Mannes auf seine Rassezugehörigkeit schließen könne, und werde die Ausführungen Dührings über diesen gründlich prüfen. Zunächst freilich muß ich mich dem Stammbaum zuwenden, um zu sehen, ob eine Möglichkeit vorhanden, daß Lessing von wesentlich jüdischem Stamme mit nur etwa einem Zehntel anderem Blut gewesen sein könne.

Paul Albrecht, wie Dühring ein entschiedener Gegner Lessings, der, wie Erich Schmidt sich ausdrückt, die gesamte Schriftstellerei Lessings als das ungeheure Magazin eines Meisterdiebes dartun wollte, hat, wie ich gleich erwähnen will, dieser Möglichkeit widersprochen. „Der Name Leßing [das ist nach ihm die richtige Schreibweise] ist offenbar slawisch", heißt es gleich in der ersten Anmerkung seines dickleibigen unvollendeten Werkes „Lessings Plagiate", „in specie wendisch, ganz speziell aber sorbisch. Die Wurzel Lesz bedeutet Wald, Lessing vermutlich der Wäldler. Beweis hierfür: Das altlitauische Wort liésinczius = Förster. Die Rasse Lessings ist nach meiner Ansicht ebenfalls rein slawisch, in specie wendisch, ganz speziell obersorbisch; Dühring hingegen hat ihn als $^9/_{10}$ Semiten + $^1/_{10}$ Wende angesprochen. Seine Beweise hierfür sind 1. ‚die Judenhaftigkeit, die sich in Form und Inhalt von Lessings Schriften findet', 2. ‚wo der Name ‚Lessing' heute vorkommt, in den Städten oder auf dem Lande, ist derselbe stets ein Judenname, d. h. die Träger desselben sind sichtlich Rassejuden." Was zunächst den ersten Dühringschen Beweis anbetrifft, so könnte die „Judenhaftigkeit in Form und Inhalt von Lessings Schriften" — wenn überhaupt vorhanden, was ich bestreite: judophil und judenhaft sind eben verschiedene Dinge — ebensowohl auf Anpassung wie auf Vererbung beruhen; dieselbe könnte also nie als Beweis dafür gelten, daß Lessing semitischer Rasse war. Was hingegen den zweiten Dühringschen Beweis anbetrifft, so sind allerdings sehr viele heute lebende Träger des Namens „Lessing" Rassejuden. Aber woher kommt dies? Dies kommt daher, weil Vorfahren dieser jüdischen Lessinge zur Zeit, als die Juden veranlaßt wurden, Familiennamen anzunehmen, also Ende des vorigen, Anfang des jetzigen Jahrhunderts, zu

Ehren des großen Judophilen Lessing den Familiennamen desselben sich beilegten. Es gibt also lediglich nachlessingsche Juden mit dem Namen Lessing! Und damit ist auch der zweite Beweis Dührings von $^9/_{10}$ Judenrasse Lessings über den Haufen! Wie konnte, wie durfte Dühring überhaupt von $^9/_{10}$ Rassenjudenhaftigkeit Lessings sprechen, wo es allgemein bekannt ist, daß der virilistirpische triavus, d. h. der den Namen Lessing tragende Urururgroßvater Lessings bereits die Konkordienformel mitunterzeichnete! Ja nehmen wir selbst einen Augenblick, um auf Dührings Schlußfolgerung einzugehen, an, dieser soeben genannte Clemens Leßingk sei noch rein jüdischer Rasse gewesen, was doch gewiß höchst unwahrscheinlich ist, und setzen ferner als wahrscheinlich voraus, daß 1. die Frauen der Lessingschen maiores bis zu der des triavus inklusive hinauf rein arischer Abstammung waren, und daß 2. bei der Zeugung eine gleich starke Vererbung von Vater und Mutter stattfindet, so könnte doch in unserm Gotthold Ephraim nur noch $^1/_{64}$ semitischer Rasse gewesen sein. Aber wie gesagt, es gibt nur nachlessingsche Lessinge jüdischer Rasse, und damit ist auch die Möglichkeit von $^1/_{64}$ jüdischer Rasse in Lessing verschwunden. Ein solches Verfahren der Juden, sich nach Wohltätern der Judenheit zu benennen, steht übrigens nicht vereinzelt da: Lessing ist es hierin nicht anders gegangen als dem großen Alexander, dem zu Ehren beschlossen wurde, alle in dem Jahre seines Einzuges in Jerusalem in Judaea geboren werdenden jüdischen Priestersöhne sollten den Namen „Alexander" erhalten. Das war der Juden Dank für Alexanders, das war der Juden Dank für Lessings Judophilie! Und deshalb heißt noch heute zu Tage alles, was Alexander (Sander) oder Lessing heißt und Jude ist oder von Juden abstammt, nach Alexander dem Großen und Gotthold Ephraim Lessing, welche das jüdische Volk durch diese Ehrenbezeugung sozusagen zu Ehrenjuden ernannt hat. Alexander der Große und Lessing waren also keine Juden, wie Dühring für Lessing schließt und für Alexander den Großen schließen müßte, weil Alexander und Lessing als Namen bei Juden vorkommen, sondern diese Namen kommen bei Juden vor zu Ehren Alexanders des Großen und Lessings. Dieser letztere war allerdings im höchsten Grade judophil, doch nicht aus Vererbung, sondern aus Anpassung; auch ist es nicht ohne Interesse, den Vorteilen im Kampfe ums Dasein nachzuforschen, welche diesen Slawen und Christen zu dieser Anpassung bewogen: siehe zu diesem Zwecke p. 96 Anmerkung 3." Leider fehlen in allen drei Exemplaren von Albrechts Werk, die ich einsehen konnte, die Seiten 95 bis 144, so daß ich die Anmerkung auf Seite 96 nicht kennengelernt habe. — Albrecht macht sich, wie wir sehen werden, die Abweisung der Dühringschen Vermutung (Dühring spricht ja übrigens in der 2. Auflage selbst von der Annahme des Namens Lessings aus Dankbarkeit) doch ein wenig leicht.

Was wir von der Herkunft Lessings wissen, entstammt der Hauptsache nach dem Buche von Lessings Bruder Karl Gotthelf Lessing „Gotthold Ephraim Lessings Leben", das zuerst in Berlin 1793 erschien. Noch Erich Schmidt bringt in der zweiten Auflage seines „Lessing" kaum viel mehr als der erste Biograph. Ahnherr des Geschlechtes ist Clemens Lessick, Lessigk oder Lessing, der im Jahre 1525 zu Jahnsdorf bei Chemnitz geboren wurde, den Unterricht des Johannes Mathesius zu Joachimstal genoß, nach Luthers Tod in Wittenberg studierte und von 1562 bis 1595 Pfarrer in Einsiedel zwischen Chemnitz und Aue war. 1577 unterzeichnete er als sol-

cher die Konkordienformel. Also ein Sohn des Erzgebirges und ländlicher, wahrscheinlich bäuerlicher Abstammung, hat Clemens Lessick mit dem Judentum sicherlich nichts zu tun. Sorbisches Blut mag er in seinen Adern gehabt haben, obwohl man auch nicht übersehen darf, daß vom zwölften Jahrhundert an zahlreiche Deutsche in das erzreiche Waldgebirge eindrangen und die slawische Bevölkerung nach und nach vollständig in sich aufnahmen, so daß heute die Erzgebirgler wohl den deutschesten Eindruck von allen Bewohnern des Königreichs Sachsen machen. Der Name mag slawisch sein, obwohl man auch einfach an das deutsche „Lässig" denken könnte. Der Ururgroßvater Lessings hieß Matthäus Lessing und war Pfarrer in Schkeuditz bei Leipzig, der Urgroßvater Christian war, obgleich er studiert hatte, Gutspächter, dessen gleichnamiger Sohn, Lessings Urgroßvater, Bürgermeister von Schkeuditz, endlich dessen Sohn Teophilus, Lessings Großvater (1647—1735), Bürgermeister von Kamenz. Er war zweimal verheiratet, in zweiter Ehe mit Anna Dorothea Hillmann. Der älteste Sohn dieser Ehe war Johann Gottfried, Lessings Vater (1693—1770), der Prediger in seiner Vaterstadt Kamenz wurde und 1725 die älteste Tochter seines Vorgängers, des Pastors primarius Feller, Justine Salome heiratete. Lessing war von zehn Söhnen der zweite. — Ich weiß nicht, ob die Möglichkeit besteht, noch mehr von der Familie Lessing zu erfahren. Das ist richtig, daß es, wie Dühring sagt, rassejüdische evangelische Pastoren zu allen Zeiten, wenigstens im 17., 18. und 19. Jahrhundert gegeben hat, und ein Tropfen jüdischen Blutes könnte durch irgendeine Heirat — die Pastoren heirateten damals meist unter sich — wohl in Lessing gelangt sein. Aber es geht doch schwerlich an, in den Hillmanns jüdische Hillel (Hiller) und den Fellers Fellheimer oder gar Fellhändler zu vermuten, zumal da es jüdische Familiennamen damals noch gar nicht gab, und Lessing bleibt, bei dem Wissen über seine Abstammung, auf alle Fälle ein so guter Deutscher wie die meisten von uns, die nicht gerade das Glück haben, in rein germanischen, gänzlich judenfreien Gegenden Deutschlands, wie sie etwa bestimmte Marschen darstellen, geboren zu sein. Das Kurfürstentum Sachsen hatte wohl einige Juden, manche jüdische Familien wie die Delitzsch heißen nach sächsischen Städten, aber zahlreich waren sie im Lande nicht (worauf wohl auch der Satz in dem Lustspiel „Die Juden", „daß ihrer im Lande so wenig geduldet werden" deutet), und so ist die Wahrscheinlichkeit des Lessingschen jüdischen Blutstropfens nicht sehr groß. Auch den Familien Hillmann und Feller ist man nachgegangen: Ohne etwas „Verdächtiges" zu finden. Daß auch ein geringerer jüdischer Blutzuschuß oft eine bestimmte „Judenschaft" und „Judophilie" nach sich zieht, ist freilich unbestreitbar. Ich verweise beispielsweise auf Julius Mosen, der einen jüdischen Urgroßvater, sonst deutsches Blut hatte, aber trotzdem ganz jüdisch aussah und in seiner Novelle „Ismael" ja auch „orientalische" Zuneigungen bezeigte, wenn er auch im großen ganzen ein gutdeutscher Dichter ist. Auch Sven Hedin könnte ich hier nennen, der bekanntlich eine ungetaufte jüdische Urgroßmutter namens Berlin eingestanden hat und ziemlich ausgeprägt jüdisch aussieht (vielleicht hat er aber nach allgemeinem Gebrauch die getauften Juden unter seinen mütterlichen Vorfahren nicht mit gerechnet) — es gibt Leute in Deutschland, die sein Eintreten für das Deutschtum während des Kriegs mit dem allgemeinen jüdischen Haß gegen das zarische Rußland zusammenbringen. Jedenfalls — und nur deswegen habe ich diese Fälle erwähnt —

ist das jüdische Blut stark und äußert sich auch noch in starker Verdünnung. Wir werden, da wir nun auf diese Dinge zu achten anfangen, später wohl einmal genaueres über sie wissen. Bei Lessing halte ich die Wahrscheinlichkeit, daß bei seinem Leben und Schaffen jüdisches Blut mitspräche, für sehr gering.

Noch eine Möglichkeit haben wir, außer der Geschlechtsforschung, über jüdisches Blut Vermutungen aufzustellen, die Betrachtung des Aussehens, der Gesichtsbildung. Man soll ihren Wert nicht unterschätzen, in vielen Fällen redet das Antlitz mit absoluter Deutlichkeit, und es kommen die schönsten Papiere nicht gegen sie auf. Freilich werden Juden und Judengenossen Schlüsse aus dem Aussehen als „unwissenschaftlich" nicht so leicht gelten lassen, aber daß heutzutage so oft versucht wird, das Jüdische wegzuwischen, spricht ja deutlich genug. Bei älteren Bildern kann man die Absicht, zu verschleiern, für ausgeschlossen halten, und so sind sie doch recht gute Beweismittel. Die Bilder Lessings weisen wohl samt und sonders nichts Jüdisches auf. Seinem Großvater Theophilus schreibt Erich Schmidt, der ihn wohl im Originalbilde gesehen hat, klare wasserblaue Augen und ein geistvolles schmales Gesicht zu (das letztere stimmt), er, Lessing, selber soll seinem mütterlichen Großvater Pastor Feller, dessen Bild in der Kamenzer Kirche hängt, auffallend ähnlich gesehen haben. Er hatte hellbraunes Haar und blaue Augen, im ganzen, wie mich dünkt, ausgesprochen obersächsische Art — wenigstens habe ich als Student in Leipzig viele Gesichter, die mich an das G. O. May zugeschriebene, mir als das bezeichnendste erscheinende Lessingbildnis erinnerten, beobachtet.

Es ist klar, daß, wenn Lessing auch einen jüdischen Blutstropfen gehabt hätte, sein Eintreten für die „Juden" in seinem Jugendlustspiel doch schwerlich bewußte Arbeit im Dienst des Judentums gewesen, sondern nur im innern Drang erfolgt sein könnte. Aber man braucht den jüdischen Blutstropfen gar nicht zur Erklärung seiner Entstehung, es genügen Zeit und Umstände, Lessings Entwicklung. Zum Kämpfer war er geboren und insofern ein echter Deutscher, als der Kampf das eigentliche Gebiet seines ganzen Lebens gewesen ist, was bei anderen Völkern und auch bei den Juden doch nicht so ausgesprochen der Fall ist. Die Richtung des Kampfes aber ergibt immer die Zeit, man wird in seine Zeit hineingeboren und von ihr entwickelt, wenn auch selbstverständlich das angeborene Wesen, das Volkstum durch sie nicht aufgehoben oder umgewandelt, höchstens nur „modifiziert" werden kann. Der Geist der Zeit Lessings ist der der Aufklärung, neben der freilich, in seinen Wirkungen ebenso mächtig, der Pietismus steht. Beider Gegner ist das rechtgläubige Kirchentum (nicht das Christentum), dessen das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch andauernde Herrschaft gebrochen werden mußte, wenn eine wahrhaft wertvolle deutsche Kultur entstehen sollte. So liegen die Dinge, das muß auch ein Gegner der Aufklärung zugeben: Das Deutschland Goethes, Schillers und Kants wäre unter der Herrschaft der Rechtgläubigkeit, die keine wahre Wissenschaft und Kunst, nur Vielwisserei und Hochschulwesen dulden konnte, nicht möglich gewesen. Während nun der Pietismus die Seelen bereitet, befreit die Aufklärung — hier selbstverständlich im besten Sinne genommen — die Geister: Pufendorf, Leibniz, Thomasius, Wolff stehen nicht mehr unter dem Banne der Rechtgläubigkeit, und bald dringt auch der Einfluß der englischen und französischen Freidenker nach Deutschland herüber. Während nun der

Neuaufschwung der deutschen Dichtung in Klopstock wesentlich aus dem frommen Geiste des Pietismus hergeleitet werden muß, kommt der stärkste Anreger unserer Literatur im ganzen (also die wissenschaftliche eingeschlossen), eben Lessing, aus der Aufklärung oder mit dieser, die freilich auch schon Gellert beherrscht. Er, Lessing, ist, der häufiger gebrauchte Vergleich stimmt doch, unser Voltaire, erscheint, so wie dieser auf Descartes und Bayle, auf Leibniz und Thomasius und Wolff — daß wir auch noch Klopstock haben, während neben Voltaire nichts Klopstock Vergleichbares steht, ist eben das Glück des deutschen aufsteigenden, im Gegensatz zu dem schon sinkenden französischen Volke. Nun ist die Gesamterscheinung Voltaire allerdings bedeutender als die Lessing, was die deutschen und jüdischen Lessingbewunderer auch sagen mögen: Voltaires Dramen, epische Versuche, Lehrdichtungen, Romane und Erzählungen bilden eine ganze eigene dichterische Welt, während Lessings dichterische Werke doch nur Bruchstücke einer solchen sind; ebenso ist die wissenschaftliche, schriftstellerische Arbeit Voltaires ungleich vielseitiger und schöpferischer als die Lessings, der über den Kritiker und Kampfredner im ganzen nicht hinauskommt. Demgemäß ist natürlich auch die Wirkung Voltaires weit stärker als die Lessings, er ist eine europäische Größe, während Lessings Geltung auf Deutschland beschränkt bleibt. Man könnte nun freilich sagen: Ja, aber Voltaire ist nun doch vollständig tot, während Lessing lebendig geblieben ist. Auf diesen Punkt will ich später eingehen; soweit es stimmt, liegt es daran, daß Lessing menschlich und sittlich höher steht als Voltaire, ein achtungswerterer Charakter ist, mag er im übrigen auch seine Schwächen haben. Jedenfalls mußte, und damit kehre ich zur Hauptentwicklung zurück, die Aufklärung in Deutschland zu einem Lessing führen, und er bedeutet für diese weit mehr, als Dühring zugibt, wenn er meint: „Wenn eine Gegnerschaft gegen protestantische Orthodoxie und ein Eintreten für eine zu einem abgeblaßten Judentum degradierte Religionsspielart Aufklärung heißen soll, dann freilich mag auch Lessing zu den Aufklärern des 18. Jahrhunderts gezählt werden" — nein, Lessing ist für Kunst, Wissenschaft, Leben, ich will nicht mit den Lessingiasten geradezu sagen: der Befreier, aber der stärkste befreiende Anreger, da seine Begabung doch nicht rein verstandesmäßig urteilend, also auflösend, sondern auch schöpferisch, wesenhaft, künstlerisch-dichterisch ist. Mag Klopstock der Dichter seiner Zeit heißen, so ist Lessing der Dichter-Schriftsteller (was ja Voltaire auch ist), eine Mischform gewiß, aber keine unorganische, da sie immer wiederkehrt, berufen, das wirkliche Leben der Zeit zu bezwingen, wenn auch durchweg im Dienste der Aufklärungsbewegung. Man könnte auch den Begriff Schöngeist auf Lessing anwenden, seine künstlerischen Neigungen wiegen im Grunde vor, aber mit den üblichen Schöngeistern hat er freilich nichts zu schaffen, da er ein ernster Mann ist und den Zusammenhang von Kunst und Leben nie aus den Augen verliert, hat er ebensowenig etwas zu schaffen wie mit den „Popularphilosophen", da er künstlerisch wie wissenschaftlich niemals zu Zugeständnissen geneigt ist, mag er auch als Darsteller wie als Denker, eben weil er keine reine Form ist, seine Grenzen haben. Ich würde nicht anstehen, ihn auch einen Dichter-Tagesschriftsteller zu nennen, da seine Weise fast immer die zeitungsmäßige ist, aber dann muß ich freilich eine höhere Art des Zeitungsschreibers in ihm sehen. Man kann sich ihn aus unserer Kulturentwicklung nicht wegdenken, es würde eine ganz unausfüllbare ge-

waltige Lücke klaffen, wenn er nicht da stünde, wo er steht, und auch das verrät ihn als „organische" Erscheinung, daß er zwar am Anfang seiner Laufbahn mit den Freigeistern der Zeit zusammenarbeitet, aber doch selber keiner im gewöhnlichen Sinne ist, während er am Schluß zwar von den „Popularphilosophen" seiner Umgebung vollständig gelöst erscheint, aber doch den Weg in das Neuland der Kant und Goethe nicht mehr recht finden kann — es ist so und so auch etwas echt „Konservatives" in Lessing, und das beweist, daß er nicht, wie seine Gegner wollen, im Kern ein jüdischer Macher und Aufspieler war. Wenn man fremdes Blut als in ihm wirksam annehmen muß, so ist es in der Hauptsache slawisches.

Betrachten wir nun von diesen Gesichtspunkten aus sein Jugendleben, seine Entwicklung, so ist nichts, was uns besonders merkwürdig erschiene. Es war die Luft rechtgläubigen Kirchentums, aus der Lessing hervorging, mochte auch sein Großvater Theophilus eine (übrigens wenig bedeutende) Doktorschrift de religionum tolerantia geschrieben haben und sein Vater kein Eiferer, sondern ein geschichtlich gerichteter Geist sein. „Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, was, warum und wie er glauben sollte" berichtet sein Bruder Karl Gotthelf: da mußte, zumal bei einer Kampfnatur, einem Widersprüchler wie Lessing der Umschlag eines Tages eintreten. Außer seinem Glauben brachte Lessing auch noch den glaubens- und sprachwissenschaftlichen Eifer aus dem Vaterhause auf die Meißner Fürstenschule mit, aber dort zeigte sich, wie Erich Schmidt sagt, neben altkluger Schulweisheit auch mokante Schelmerei, und der junge Gelehrte strebte zum Weltmenschen hinüber, wohin auch seine schrifttümlichen Liebhabereien, Theophrast, Plautus und Terenz, auch wohl die Vorliebe für Mathematik wiesen. So gehen denn auch die Anfänge seines Lustspiels „Der junge Gelehrte" in die Schulzeit zurück, und auch die ersten anakreontischen Dichtungen sind schon in ihr entstanden. Früher, als es Gebrauch war, ging denn Lessing auch von der Schule fort und bezog die Universität Leipzig, auf der er sehr bald in freigeistige Theater- und Schriftstellerkreise geriet, wie man das bei Begabungen seiner Art bis auf diesen Tag beobachten kann. Um das mir vertrauteste Beispiel, mich selber (der ich mich im übrigen nicht mit Lessing verglichen wünsche) zu bringen, auch ich bin zu früh von der Schule weggegangen, auch ich habe mich als Student in Leipzig wesentlich mit dem Schrifttum beschäftigt, mit Hermann Conradi und Otto Erich Hartleben verkehrt und dem politischen Radikalismus etwa in dem gleichen Maße gehuldigt wie Lessing der Freigeisterei (d. h. ich bin doch nicht ganz in ihm auf- und untergegangen). Das alles hat mit jüdischen Neigungen ganz und gar nichts zu tun, man sucht eben seinen Weg und findet ihn auch; denn daß Lessing in dieser Zeit trotz des unregelmäßigen Lernganges das gelernt habe, was er brauchte (wie ich es auch gelernt habe), wird nicht gut zu bestreiten sein. Lessings Bruder hat recht: „Es gibt eine Art guter Köpfe, die in der Jugend vornehmlich verkannt werden; und unter diese gehört auch Lessing. Auch die besten Vorschriften sind für sie nicht; sie müssen durchaus ihrem eigenen Gesetze ganz überlassen werden. Ihrem Studium eine andere, wie man glaubt, eine bessere Richtung geben, ist soviel, als sie davon abwendig machen; und wenn sie sich sogar aus eigner Überzeugung nach fremder Vorschrift zwingen wollen, so fühlen sie doch das für sie nicht passende Joch. Fallen sie aber auf etwas von freien Stücken, so weben und leben sie ganz darin

und lassen nicht eher ab, als bis sie es ziemlich erschöpft zu haben glauben. Unterdessen nehmen sie aber nichts anderes vor; selbst ihre Erholungen haben darauf Beziehungen. Je größer der Umfang ihrer Kenntnisse wird, je länger hält ihr Fleiß an. Dabei sind sie aber doch sehr der Zerstreuung ausgesetzt und können leicht auf einen andern Gegenstand mit eben der Hitze und Anhaltung gebracht werden. Das Planmäßige fällt also ganz bei ihnen weg, das jeder andere Studierende beobachten muß, wenn er die Universität nicht vergebens besucht haben will." Ein bestimmter Einfluß von den Universitätslehrern her kann dabei selbstverständlich doch noch erfolgen, wie denn die Ernesti und Christ so gut auf Lessing gewirkt haben, wie (ich wiederhole meine Verwahrung) die Roscher, Wundt und Hildebrand auf mich; ja es kann sogar ein menschliches Verhältnis existieren, wie es das von Lessing zu Kästner und von mir, allerdings mit den nötigen Änderungen, zu Karl Biedermann gewesen ist. Näher steht man doch seinen Freunden und gewinnt dem Verkehr fast mehr ab als der Wissenschaft. Es war etwas wie Vorherbestimmung, daß Lessing nicht zu Gottsched und den älteren Bremer Beiträgern wie Gärtner, Rabener und Gellert in Beziehungen geriet, daß Christlob Mylius, mag er auch eine noch so bedenkliche Erscheinung sein, und Christian Felix Weiße seine Freunde wurden. Damit war der Weg zu einem frischen Fortschritt gegeben.

Und so kommen wir denn nun wieder zu dem Jugendschaffen Lessings, dem auch „Die Juden" angehören. Wie die Entwicklung selber, ist auch dieses durchaus nicht merkwürdig und besonders, sondern liegt ganz im Rahmen der damaligen Schrifttumsentwicklung. Es ist auch nicht ausgeprägt selbständig, wie denn die Dichter-Schriftsteller-Begabungen im Gegensatz zu den ausgeprägt-dichterischen immer versuchend vorgehen: Aber gelernt, seine Mittel zu gebrauchen, hat Lessing, und vorwärts gekommen ist er auch. Man könnte den Versuch machen, die starke Abhängigkeit seiner Jugendwerke von älteren Werken als die bekannte jüdische Nachahmung hinzustellen, aber eine solche liegt doch nicht vor, man erkennt vielmehr den ehrlichen deutschen Lernweg, den alle unsere Begabungen, selbst die wahrhaft schöpferischen, gegangen sind — oder haben nicht vielleicht auch Goethes Annette-Lieder und Schäferspiele sehr nahe Beziehungen? Alles, was der junge Lessing geschaffen hat, liegt durchaus in der Entwicklung der Zeit: seine Sinngedichte schließen sich an die allgemein zur Geltung gelangte Richtung Martial-Owen-Kästner an, seine Fabeln und komischen Erzählungen an die Lafontaine-Hagedorn, seine Lehrdichtungen an Haller, seine Lustspiele an Molière-Regnard-Marivaux-Destouches und Molière-Holberg, weiterhin an die sogenannte sächsische Komödie der Frau Gottsched und Gellerts, zu der sie auch gehören. Wenn man bei den Sinngedichten und Schwänken und auch bei den Lustspielen in Einzelzügen unmittelbare Abhängigkeit, also Entlehnung nachgewiesen hat, so ist auch das nichts Ungewöhnliches und bedarf nicht der Erklärung durch jüdische Aneignungsgabe: Man muß für jene Zeit, im besonderen für das Sinngedicht, aber auch für Schwank und Lustspiel den Begriff des fließenden Guts, aus dem sich jeder auffischen durfte, was er gebrauchen konnte, festhalten: den bei der Beurteilung entscheidenden Gesichtspunkt ergibt durchaus der mehr oder minder gelungene deutsche Ausdruck. Und da ist bei Lessing ernstes Streben und fortschreitendes Gelingen durchaus nicht zu verkennen.

Hinter den Lustspielen Lessings steckt dann auch zum Teil etwas Eigenes, Erlebtes, was sie über die Stufe der bloßen Versuche zu Lernzwecken hinaushebt. Wiederum aber ist auch hier keine unbewußte Judenschaft oder bewußte Judenfreundschaft zu entdecken. Drei der Stücke, „Damon oder die wahre Freundschaft", „Die alte Jungfer" und „Der Misogyn" scheiden für unsere Betrachtung aus, obgleich man vielleicht in der „Alten Jungfer" die Gestalt des Gelegenheitsdichters Kräusel für nach dem Leben erklären könnte. Die drei anderen Stücke Lessings, „Der junge Gelehrte", dessen Anfänge, wie erwähnt, noch in die Schulzeit zurückgehen, „Der Freigeist" und „Die Juden" werden von Erich Schmidt einfach für Bekenntnisse seiner eigensten Erfahrungen und Wünsche erklärt: „Das Streben, dramatisch von erlebten und allgemeinen geistigen und sozialen Kämpfen zu zeugen, gibt den unreifen Stücken ihren bedeutsamen Vorrang." Das ist, wie schon früher ausgeführt, etwas übertrieben, zumal dem „Jungen Gelehrten" merkt man doch auch das Streben nach Bühnenwirkung an. Doch ist auch dieser aus Lessings Leben erwachsen — „er schrieb ihn, um sich den häßlichen Widerspruch zwischen Jugend und greisenhafter Afterweisheit vom Leibe zu schaffen", sagt Erich Schmidt — und berechtigte Zeitverspottung: das alte Vielwisser-Gelehrtentum war eben zum Zerrbild geworden, mag Lessing selber auch später noch nicht ganz davon losgekommen sein. Für uns, die wir das Verhältnis Lessings zum Judentum darstellen, kommen bei diesem Werke nur die Erwähnung von Ben Maimons „Jad chasaka" und eines Rabbi, der vor kurzem zu dem Helden Damis kam, beides im ersten Auftritt des ersten Aufzugs, in Betracht — hatte er sich selber mit Ben Maimon beschäftigt und etwa auch die Bekanntschaft eines Rabbi gemacht? — Über den „Freigeist" hat Lessing seinem Vater geschrieben: „Wie Sie den alten Vorwurf von den Komödien wieder haben aufwärmen können! .... Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust, ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Stücke, die auch die größte Lust ersticken können .... Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster soviel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollen? Halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freigeister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen." Dieses Stück hat Lessing dann in der Tat verfaßt, und Dühring schreibt darüber: „Er hat ein Stück ‚Der Freigeist' geschrieben, welches sich geradezu gegen die Freigeister richtet. Dort spielt der Freigeist eine klägliche Rolle, während der Geistliche, der ihm gegenüber agiert, ihn durch Edelmut und Vertrauen beschämt. In der Tat ist ein Eintreten für den freien Geist auch nie Judenart, und dem entsprechend hat auch Lessing keinen Sinn für wirkliche geistige Freiheit. Er hat stets nur die einigermaßen vom allergröbsten Aberglauben purifizierten Judenanschauungen im Sinne, und hiermit stimmt es auch vorzüglich, daß ihm die starken und freien Geister nicht homogen sind. Seine Freiheit in der Religion reicht

nicht weiter als bis an den Judengott." Demgegenüber hebt Erich Schmidt hervor, daß dieses Schauspiel „auf die Freigeister" nur gegen die blinde Verachtung der Andersdenkenden, nicht gegen jede Freigeisterei gerichtet ist. Lessing habe jede dogmatische Auseinandersetzung mit Grund vermieden und den ganzen Gegensatz von Freigeist und Theolog auf einen Boden gespielt, „wo Theophan, der gute Mensch, eine Lieblingsfigur des Juden Hirschel [nanu, wo kommt der auf einmal her? —], nicht Theophan, der positive Christ, unwidersprechlich Recht behält." Das stimmt wohl, doch sticht immerhin das bei einem Pastorssohn verständliche Bestreben, nicht alle Geistlichen über einen Kamm scheren zu lassen, deutlich genug hervor, man merkt auch eigene Kämpfe Lessings und ferner die Lessingsche Abneigung gegen alle gewöhnliche Freigeisterei. Alles in allem macht ihm das Stück Ehre.

Wie die „Juden" aus Lessings Leben erwachsen sind, ist schwerer zu sagen. Erich Schmidt meint ja, wie erwähnt: „Unsere Achtung für die Unbefangenheit des jungen Literaten steigt bei der Erwägung, daß diese Schutzrede mehrere Jahre vor seiner persönlichen Freundschaft mit einem edlen Israeliten entworfen worden ist", aber hatten nicht schon vorher Berührungen Lessings mit Juden stattgefunden? Kamenz hat noch heute kaum welche, aber in Leipzig konnte er doch, zumal zur Messezeit, ihrer genug antreffen und beobachten. Ich fürchte nur, er wird es nicht getan haben, so wenig ich es getan habe, als ich 140 Jahre später über den Brühl und die Steinwege schritt. Aber eine gewisse Neugier für das Fremdvolk mag er gehabt, auch über jüdisches Schrifttum manches gelesen haben und vielleicht einmal mit einem Rabbi zusammengetroffen sein. In der Schauspielgesellschaft der Neuberin war die Kleefelder (Annahme jüdischer Herkunft nach Namen in dieser Zeit ist aber immer bedenklich), war vielleicht noch das eine oder das andere mit dem Judentum zusammenhängende Mitglied, wie denn dieses auf der regelmäßigen deutschen Bühne von Anfang an vertreten war. Doch glaube ich, daß eher Schrifttums-Einflüsse als Lebenserfahrungen Lessing zu seinen „Juden" geführt haben. Er selber weist in dem mitgeteilten Aufsatz der „Theatralischen Bibliothek" auf Gellerts „Schwedische Gräfin" oder vielmehr auf Michaelis' Erwähnung dieses 1746 (nach Erich Schmidt, nach Goedeke aber erst 1747—1748) erschienenen Gellertschen Romans hin, der meiner Ansicht nach, frisch auf Lessing wirkend, allein imstande gewesen sein könnte, das Lessingsche Lustspiel hervorzurufen. Wenigstens findet sich bei Gellert schon so ziemlich alles Judenfreundliche, was uns bei Lessing aufstößt. Ich führe zwei Stellen aus Gellerts Roman an, die das dartun. Graf S., in Sibirien gefangen, schreibt seiner Gemahlin: „Ein polnischer Jude, der nach Tobolskoy handelt und im Begriffe steht, wieder nach Polen abzureisen, ist mein Freund und großer Wohltäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreier aus der Gefangenschaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schicksals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und fast schon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieser Mann ist auf die edelste Art dankbar gewesen und hat mir bewiesen, daß es auch unter d e m Volke gute Herzen gibt, das sie am wenigsten zu haben scheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bei dem er seines

Reichtums wegen in Ansehen steht. ‚Herr', sprach er, ‚dieser schwedische Offizier hat mir, wie Ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzionieren.' Der Gouverneur antwortete, daß dieses nicht bei ihm stünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menschen freigeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beschwerlichen Dienste eines ins Elend Verwiesenen erlassen möchte. Der Gouverneur versprach ihm dieses, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Kopeken für mich erlegen sollte. Mein Wohltäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus und bat sich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenenhofe einen Tag um den andern besuchen dürfe." Wie die Entwicklung, bei der auch noch andere Juden benutzt werden, weitergeht, verfolge man in dem Romane selbst. Die zweite Hauptstelle lautet: „Kurz darauf ließ er (Graf G.) mir sagen, er würde mir einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen lassen sollte. Er kam, und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Sibirien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäfte nach Holland zu gehen genötigt hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er diesem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war ebenso froh, daß er meinen Gemahl so unvermutet und so glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Sibirien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Livland und Dänemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt und doch nicht das geringste von meinem Aufenthalt hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bei Jahren, und sein grauer Bart und sein langer polnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgingen, und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeichnen suchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden [NB. war denn für den Juden auch koscher gekocht worden?], so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. ‚Ach', sprach der Alte, ‚wenn ich nur so glücklich sein könnte, noch etliche Stunden bei Ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnügen gehabt, und niemand ist noch so großmütig mit mir umgegangen, als Sie tun.' Der Graf nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. ‚Seht Ihr', sprach er, ‚meine Gemahlin gibt Euch ihr bestes Zimmer ein. Glaubt Ihr nun wohl, daß Ihr uns angenehm seid? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlassen. Nicht wahr, ich wohne hier besser, als in Sibirien? Dort habt Ihr mich bedient, und hier wollen ich und meine Gemahlin Euch bedienen.' Wir taten es; und wir alle, Karoline sowohl als R.., bestrebten uns recht, diese acht Tage unserm Gast zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne unterging, schlich er sich in sein Zimmer und blieb meistens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dies etlichemal geschah, um die Ursache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R.. einmal überraschte und auf den Knieen beten fand. Als diese acht Tage unter tausend kleinen Vergnügen verstrichen waren, so bat er uns, unsere Wohltaten einzuschränken und ihn wieder fortreisen zu lassen. Er verließ uns einen Tag, um seine Geschäfte zu besorgen, und kam den andern wieder, um Abschied von uns zu nehmen. ‚Nun', sprach er, ‚will ich mit Freuden fortreisen, Herr Graf, und Gott auf

meiner Reise danken, daß ich Sie angetroffen habe. Ich bin alt, und werde Sie alle in dieser Welt wohl nicht wiedersehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bei meinem Weibe sterben wollte, so würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlassen.' Wir nahmen alle als von einem Vater Abschied von ihm. ‚Ach Herr Graf', fing er endlich ganz furchtsam an, ‚Sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnt: aber ich bin gegen Sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß Sie mir das Leben mit Ihrer eigenen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Kapital von zehntausend Talern zu heben. Erlauben Sie mir die Freude, daß ich's Ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen Sie den Schein von mir an.' Wir versicherten ihm, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Teil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er ging darauf zu unsrer Tochter und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, was ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke bessre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeit noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführung nötigten, unsere Religion zu hassen. R . . begleitete den Alten etliche Meilen und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundschaft, die wir ihm erwiesen, rührte ihn nichts so sehr als dieses, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in seine Studierstube setzen ließ." Ist das nicht alles wahrhaft rührend? Kann man für 1747 mehr verlangen? Erich Schmidt führt denn auch, wie erwähnt, die Stelle an: „Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben" usw. und fügt hinzu: „bei aller Einschränkung Gellerts humanstes Wort", und ein Neuherausgeber von Gellerts Werken stellt das Endergebnis „Die Humanität ist an keine Religion, keine Rasse gebunden. Beispiel: Der edle Jude" heraus. Was will man da von dem neunzehnjährigen Lessing, auf den Gellerts Roman, mit der „Insel Felsenburg" der erste fesselnde und gutgeschriebene deutsche neuerer Zeit, unbedingt einen starken Eindruck machen mußte, erwarten! Er kehrte die Sache um, indem er den Juden einen Baron retten und diesen sein Vermögen anbieten ließ, übertrieb dann aber nach Jugendart, indem er alles Edle auf den Juden häufte, übertrieb auch den „Vielleicht"-Satz und machte einen „Gewiß"-Satz mit unmittelbarer Anschuldigung der christlichen Religion, an die Gellert nicht im entferntesten denkt, daraus. Jugendlicher Leichtsinn, aber doch verständlich und nicht aus jüdischer Herkunft zu erklären: ich, der ich freilich schon durch die „liberale" Schule gegangen war, hätte in meiner Jugend auch so etwas machen können. Freilich, die tolle Entstellung unserer deutschen Verhältnisse, die sich in Lessings Stück findet, hätte ich doch nicht fertig gebracht; Lessing ist aber vielleicht damit zu entschuldigen, daß er das Land nicht kannte. Jedenfalls darf man bei Lessing nicht tadeln, was man bei Gellert entschuldigt: auch bei diesem wäre gegebenenfalls die Judenhaftigkeit, ja die jüdische Herkunft anzunehmen, zumal auch er ein Pastorssohn und „Literatus" war.

III.

Lessing als Tages- und Kampfschriftsteller.

In der Vorrede zu Mylius' Schriften schreibt Lessing von diesem: „Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer anderen Ursache studieren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwinderlernten Brotwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brotwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohltaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit, zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntnis der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können." Alles dieses würde mit wenigen Veränderungen auch auf Lessing selber passen, der wie sein „Vetter" Mylius (eine Blutsverwandtschaft bestand übrigens nicht) und im Gefolge seines Vetters den Weg vom Brotlernbetrieb zur Tagesschriftstellerei gegangen, der in Leipzig ein Schriftsteller geworden und dann auch, um zu verdienen, nach Berlin übergesiedelt ist. Lessing selber hat sich bekanntlich über sein Verhältnis zu Mylius seinem Vater gegenüber ausgesprochen („Unsere Freundschaft war, ist bisher und wird nie etwas anderes sein als eine Übereinstimmung in den Studien" lautet die Hauptstelle), und seine Lebensbeschreiber zeigen alle das Bestreben, ihn dem Berüchtigten möglichst fern erscheinen zu lassen. Dennoch kann kein Zweifel sein, daß Mylius einen starken Einfluß auf Lessing ausgeübt hat, und daß es eine seiner üblichen „Verkehrungen" ist, wenn Ludwig Geiger einfach behauptet, es sei Lessingscher Geist gewesen, der aus Mylius gesprochen habe. Aber selbstverständlich entwuchs Lessing Mylius, und überhaupt war weit mehr sittlicher Halt in ihm, obgleich auch an ihm die tagesschriftstellerischen Kinderkrankheiten nicht vorübergegangen sind. Denn was auch Erich Schmidt sagen mag, der für Lessing den Begriff „journalistisches Genie" einführt, es gibt kein solches, kann kein solches geben, da die Zeitungsschreiber-Tätigkeit nie eigentlich schöpferisch werden kann.

Seine Berliner Tätigkeit begann Lessing mit der mit Mylius gemeinschaftlich herausgegebenen Zeitschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", die, wie schon der Titel anzeigt, noch unter Gottscheds Einfluß steht und zwar Lessings Vielgeschäftigkeit, aber auch seine Unreife

zeigt. Sie erschien in Stuttgart bei Metzler und brachte es auf vier Stücke. Durch Mylius wurde Lessing dann auch Mitarbeiter des gelehrten Artikels der „Berlinischen privilegierten Staats- und gelehrten (Rüdigerschen, später Vossischen) Zeitung", den der Vetter vom November 1748 bis dahin 1750 leitete, und den er selber 1751 und wieder vom Dezember 1752 bis Oktober 1755 übernahm. Hier und in den gleichfalls von Mylius geleiteten „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" sind die ersten Besprechungen Lessings erschienen; eine Zeitlang, 1751, hat er auch regelrechte „Feuilletons" (Plaudereien), „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", als monatliche Beilage zur „Vossischen Zeitung" herausgegeben. Eugen Dühring tadelt diese Tätigkeit Lessings sehr scharf: „In der Tat hat sich Lessing die üblen Literatenmanieren frühzeitig angeeignet. Er schwamm in der Unsitte dieses Gewerbes wie in seinem Element. Einem einzelnen Literaten gegenüber muß man allerdings kein irgend streng sittliches Maß anlegen wollen; man würde damit bekunden, daß man die Allüren dieser Klasse nicht kennt und den ansteckenden Einfluß der Korruption nicht veranschlagt. Jemand aber, der als ein Heiliger ausgegeben wird, sollte sich doch auch hier im Sinne des Besseren ausgezeichnet haben. Das ist aber mit Lessings literarischem Hantieren durchaus nicht der Fall gewesen. Er schrieb die gemeinsten Handwerksrezensionen oder vielmehr empfehlende Anzeigen von übrigens nichtssagender Art und über die wertlosesten Bücher. Beispielsweise zeugen auch die fünfziger Jahrgänge der Berliner Vossischen Zeitung vom 18. Jahrhundert mit einer großen Menge derartiger durch ihn besorgten Bücherabmachungen von einer Art Reklame, wie sie auch heute noch mit Unrecht Rezensionen heißen. Das war bei Lessing eine ganz geschäftsmäßige, sich über den Durchschnitt der gewöhnlichsten Mache nicht erhebende Literaturtätigkeit. Der Umstand, daß eine Anzahl anonymer Rezensionen in dem erwähnten Berliner Blatt nicht nur seine eigenen Schriften betraf, sondern auch von ihm selbst verfaßt war, beweist ebenfalls, welchen Vorschub er seitens der Presse hatte, zumal seitens der damals schon dem Judentum unterstellten Blätter. In vollständigeren Ausgaben der Lessingschen Werke, wie in der sozusagen philologischen von Lachmann, kann man derartige Rezensionen von Lessing noch heute bequem einsehen." Ludwig Geiger läßt es in seinem „Berlin 1688—1840" zweifelhaft erscheinen, ob Lessing der Verfasser der Besprechungen war, Erich Schmidt aber schreibt: „Da Lessing mitten in aller Unruhe seine Gründlichkeit behielt und immer mehr vertiefte, da er durch stolzes Selbstgefühl über die Schar der halbgebildeten, grünen und würdelosen Zeitungsschreiber erhöht blieb, war er gewappnet gegen die schleichenden Gefahren des Berufes, der ihn nur im höchsten Sinne ganz besaß. Oberflächliche Routine, Schaukelpolitik, Cliquentum, die koketten Mätzchen, die hohlen Phrasen, die sprachliche Verlotterung konnten ihm nichts anhaben, vielmehr förderte der Journalismus sein Wissen, seine Belesenheit, sein Urteil, seinen Blick für das, was Zukunft hat, die epigrammatische Schärfe seines Stils, der größeren Aufsätzen noch nicht überall genügt, doch in diesen knappen Anzeigen einen vorläufigen Abriß aller kommenden Vorzüge gibt." Diese Ausführung Schmidts ist mindestens in dem nämlichen Grade übertrieben wie die Dührings. Ich habe mich begnügt, die Auswahl aus den Besprechungen in der „Berlinischen privilegierten (Vossischen) Zeitung", 1749—1755, die sich im 5. Bande der von Franz Muncker besorgten Göschenschen Ausgabe der

Werke Lessings (Stuttgart 1890) findet, wieder durchzugehen und mache mich anheischig, alles das, was Lessing nach Erich Schmidt vermieden haben soll, schon in ihnen aufzuweisen. Oder ist es nicht oberflächliche Routine, wenn Lessing von Jakob Bruckers „Ersten Anfangsgründen der philosophischen Geschichte" sagt: „Wenn es aber wahr ist, daß niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Kompendium abfassen kann, als der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläufigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste sein. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrenes Kind"? Ist es nicht Schaukelpolitik, wenn Gellerts „Briefe" als Meisterstücke hingestellt werden und schwungvoll ausgerufen wird: „Von was für einem Herzen sind sie Beweise!"? Merkt man nicht den Besprechungen von Veröffentlichungen Mylius' und Mendelssohns das persönliche Verhältnis an? Werden nicht ziemlich bedenkliche französische und deutsche Romane („Amusemens d'un prisonnier", „Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix") besprochen? Kann man nicht die Bemerkung zu Gottscheds „Gedichten": „Mit 2 Talern bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Groschen ungefähr das Nützliche" und die zu Klopstocks „Ode an Gott": „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!" Mätzchen nennen? Sind nicht hie und da, so in der Besprechung der Voltaireschen „Amalie", hohle Phrasen wie „Sie ist durchaus schön, und die Tränen eines fühlenden Lesers werden unser Urteil rechtfertigen"? Auch die Selbstkritiken (ohne Namen) fehlen doch nicht. Kann man so an den ausgewählten Musterkritiken schon allerlei aussetzen, wieviel leichter wird es bei der Gesamtzahl sein? Doch ich gebe auch Dühring trotzdem durchaus nicht recht. Alle jungen Kritiker mit starkem Selbstgefühl (auch ich habe einmal dazu gehört und rede also aus Erfahrung) werden ähnliche Fehler wie Lessing machen, der Zeitungsbetrieb — das sieht Dühring ja auch ein — verführt dazu. Das Entscheidende ist, ob der Kritiker wirklich Einsicht und Urteil oder doch die Anlage dazu besitzt oder nicht, und diese Anlage kann man Lessing schwerlich absprechen: Er hat Haller, Hagedorn, Uz gegen die Gottsched und Schönaich gehalten, er hat Gellert und Klopstock gegenüber immer Achtung bewiesen, obwohl sie ihm nicht lagen, er hat Cervantes, Voltaire, Richardson gelobt. Eine sehr große Entwicklung zeigen, das behaupte ich gegen Erich Schmidt, seine Besprechungen nicht, „Der herumirrende Ritter Don Felix" wird 1754 milde behandelt, und das keineswegs lobenswerte Gedicht „Wer ist der große Duns?" stammt von 1755. Aber Lessing hat als Geist, so behaupte ich gegenüber der herrschenden Anschauung, überhaupt keine sonderlich erstaunlichen Fortschritte gemacht, wenn er natürlich auch reifer geworden ist; nur sein Charakter hat sich immer fester entwickelt. So wollen wir es ihm auch nicht besonders übelnehmen, daß er den Lustspielen seines Jugendfreundes Ossenfelder in den Kritiken bös mitspielt, einen Augenblick Halt aber müssen wir bei seinem doch recht bedenklichen Verhältnis zu Voltaire machen.

Um leben zu können, war Lessing nicht bloß Zeitungsschreiber, Kritiker, sondern auch Übersetzer geworden. Er hat später behauptet, er habe selbst in elender Lebenslage niemals im eigentlichen Verstand um Brot geschrieben, doch sind seine Übersetzungen zum Teil wohl Brotarbeiten gewesen, da er zunächst kaum des Französischen und noch weniger des Spanischen mächtig war. Als Übersetzer kam er im Jahre 1750 auch zu Voltaire in Beziehungen, der damals seinen Prozeß mit dem Juden Hirsch hatte. Es

lag dem ein ziemlich schmutziger Handel zugrunde, der auch Voltaires Verhältnis zu Friedrich dem Großen verdarb, um so mehr zu verurteilen, als Voltaire der Aufklärer bekanntlich judenfeindlicher Gesinnung war. So hatte denn auch Lessing ein Spottgedicht auf ihn gemacht, das in einer Schrift über Lessing und die Juden immerhin angeführt zu werden verdient:

„Dem schlauesten Hebräer in Berlin,
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betrügen,
Trotz Galgen und Gefahr,
Mehr als ein Jude war,
Dem Helden in der Kunst zu prellen,
Kam's ein ... was gibt der Geiz nicht seinen Sklaven ein!
Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen.
Wer kann das sonst als Voltaire sein?
Recht, Voltaire wars, der von dem schrecklichen Ödip
Den saubern Witz bis zu Montperniaden *) trieb.
Schon war die Schlinge schlau geschlungen,
Schon war sein Fuß dem Unglück wankend nah,
Schon schien die List dem Juden als gelungen,
Als der Betrüger schnell sich selbst gefangen sah.
Sagt Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bei
Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerei?
Wer sonst, als der fürs Geld den frommen Tor betrog,
Wenn er vom Dreifuß selbst Orakelsprüche log?
Er, der Betrug und List aus eigner Übung kennet,
Durch den Voltaire gebrannt und jeder Dichter brennet,
Ja, ja, du wachtest selbst für deinen braven Sohn,
Apoll, und Spott und Reu ward seines Feindes Lohn.
Du selbst ... doch, wackrer Gott, dich aus dem Spiel zu lassen
Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr Voltaire war ein größrer Schelm als er."

Trotz dieses Spottgedichtes ließ sich Lessing durch seinen Freund Richier de Louvain, der Voltaires Sekretär geworden war, bewegen, die Eingaben Voltaires an das Berliner Kammergericht im Prozesse Hirsch zu übersetzen. Er wurde dann auch von Voltaire zu Tisch gezogen, was Erich Schmidt zu der lächerlichen „Exclamation" Veranlassung gibt: „Dies Schauspiel bietet in einer der frappantesten Szenen der ganzen Literaturgeschichte zwei Völkern Gelegenheit, die größten Vertreter ihrer Kritik und Prosa an Einer Tafel zu sehen." — Gewiß wird Lessing gedacht haben, durch Voltaire sein Glück zu machen; denn er übersetzt nun auch „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften" (erschienen Rostock 1752), und wir wollens ihm nicht übelnehmen, aber für uns Deutsche sonderlich erbaulich ist das Ver-

*) Bezieht sich auf ein Gedicht, das Voltaire auf ein derbes Erlebnis des Bayreuther Oberhofmeisters Marquis du Montperny gemacht („Apotheker und Beichtvater").

hältnis Voltaire-Lessing nicht. Es kam auch noch ein böses Ende nach. Ich will darüber zunächst Dühring reden lassen: „Voltaire war mit dem Abschluß seines Buchs über das Zeitalter Ludwigs XIV. beschäftigt, hatte aber vorläufig einige Exemplare, namentlich für fürstliche Personen abziehen lassen. Einschiebungen in das Buch standen bei der bloßen Manuskripteigenschaft dieser Exemplare, die nur provisorische Abschriften vertraten, noch immer offen. Voltaire hatte denn auch seinem Sekretär auf das strengste verboten, irgend etwas davon andere sehen zu lassen. Lessing aber verleitete den Sekretär, ihm ein solches Manuskripterexemplar auszuhändigen oder, wie Lessingscherseits angegeben wird, ihm es auf kurze Frist zu leihen. Lessing soll dabei heilig versprochen haben, es nicht weiter sehen zu lassen und es sofort zurückzugeben. Lessing hielt sein Versprechen nicht, wurde indiskret, wie er es auch in anderen Fällen seines Lebens bezüglich der Geheimnisse seiner besten Freunde war, prahlte und weihte gleich einen andern ein, der nun das Geschäft fortsetzte, bis auf einem Umwege die Tatsache an Voltaire gelangte. Lessing hatte aber inzwischen noch mehr getan; er war mit dem Exemplar, statt es an den ihm befreundeten Sekretär, wie heilig versprochen, zurückzugeben, einfach abgereist. Als nun Voltaire erfuhr, daß sein Buch gegen sein Verbot schon zur Kenntnis von Personen im Publikum gekommen, stellte er seinen Sekretär über diesen Verrat zur Rede. Dieser mußte nun mit dem Namen Lessings herausrücken, der noch obenein abwesend war. Jetzt vermutete Voltaire, dieser angehende Literat habe sich das Manuskripterexemplar verschafft, um davon einen literatenmäßigen schlechten Gebrauch für die Interessen von Verlagsbuchhändlern zu machen, die mit Nachdrucken, unrechtmäßigen Übersetzungen oder sonstigen, dem Original zuvorkommenden Veröffentlichungen unredliche Geschäfte machen wollten. — Bei den Erfahrungen Voltaires mit Literaten und Buchhändlern lag eine derartige Annahme, nämlich mindestens, daß Lessing eine eigenmächtige Übersetzung beabsichtige, auch äußerlich nahe. Überdies war ja auch das untergeordnete Verhältnis, in welchem der junge Mann nicht sowohl mit Voltaire als mit dessen Sekretär Geschäfte hatte, eine private Übersetzerrolle, nämlich die Übersetzung von Prozeßschriftsätzen, die Voltaire selbst schrieb, aber für das Berliner Gericht in das Deutsche übertragen lassen mußte. Auf einen Brief hin, der als eine Art Voltairischen Steckbriefes hinter den mit dem Manuskripterexemplar davongegangenen Lessing angesehen werden kann, schickte der letztere dasselbe zurück. Eine seiner brieflichen Entschuldigungen ist charakteristisch. Seine Neugier, sagt er, sei stärker gewesen, als sein Gewissen! Mehr ist eben nicht nötig, um fast jedes sittliche Vergehen zu begründen. So etwas aber als Entschuldigung ausspielen, heißt sich mit dem Stande seiner Begriffe völlig bloßstellen. Wahrscheinlich war es auch nur eine Ausflucht, die Schlimmeres verdecken sollte. — Der Sekretär kam durch diese Sache verdientermaßen um seine Stelle; denn solche Treulosigkeit gegen einen Prinzipal hätte, strenggenommen, noch eine stärkere Art von Ahndung mit sich gebracht. Es war diese Handlungsweise seitens des Sekretärs, juristisch betrachtet, geradezu ein Diebstahl an Voltaire. Auf seiten Lessings, dem die Juden das schmückende Beiwort heilig beilegen, war es Verleitung dazu und überdies eigne Beteiligung. Die alten klassischen römischen Juristen hatten sogar für eine solche unredliche Benutzung einer fremden Sache ein eignes Wort, nämlich Gebrauchsdiebstahl, welches sie neben dem gewöhnlichen Diebstahl der gan-

zen Sache als eine zweite Art des Diebstahls, aber wohl zu merken als wirklichen echten Diebstahl behandelten. Gesetzt also, Lessing hätte sich das Manuskriptexemplar nicht weiter aneignen, sondern es wirklich nur zum Lesen benutzen wollen, so läge hierin unter den bezeichneten Umständen bereits voll und ganz ein furtum usus, ein Gebrauchsdiebstahl. Jüdische Monographien über Lessing haben das aber nur eine kleine Nachlässigkeit genannt. Ich dächte, auch wenn man sich nicht um das Weitere dabei kümmerte, so wäre schon allein der Umstand, daß Lessing gewissenlos genug war, den ihm gefälligen Sekretär zu kompromittieren, ja tatsächlich um seine Stelle zu bringen, für die moralische Würdigung der Handlungsweise genügend. Selbst wenn man, was angesichts der Tatsachen nicht angeht, das Lessingsche Verhalten bis zum verhältnismäßigen Unschuldspunkt bloßer Neugier und Erpichtheit auf eine Voltairische Novität herabmindern könnte, so würde ein junger Mann, der einigen Sinn für Ordnung, Anstand und gesellschaftliche Pflichten gehabt, nicht in dieser Weise unbekümmert um wichtige Versprechen und ganz rücksichtslos gegen einen in vertrauter Weise gefälligen Bekannten verfahren sein. — Das Verfahren gegen Voltaire selbst ist hierbei noch nicht einmal gehörig veranschlagt. Gegen den ausdrücklichen Willen desselben sich auf Schleichwegen in den Besitz einer Schrift setzen, die noch nicht veröffentlicht war und vorläufig auch noch geheim bleiben sollte, dann weiter leichtfertig davon an andere auskramen und so Schaden stiften, war sicherlich auch schon eine erhebliche Gewissenlosigkeit. Der Anstoß und Skandal in den betreffenden Berliner Kreisen entsprach auch dem Charakter der Sache. Die Angelegenheit hat noch später, wie wir sehen werden, für Lessing Folgen gehabt. [Sie verdarb ein für allemal sein Verhältnis zu Friedrich dem Großen.] In seinen jungen Jahren muß sie uns aber als die bezeichnende Einführung eines leichtfertigen Literatencharakters gelten. Als ein solcher Charakter hat sich Lessing zeitlebens bekundet, und die Vorliebe der jüdischen Literaten für ihn hat daher einen doppelten Grund. Sie gilt freilich in erster Linie seiner Judenanwaltschaft, in zweiter aber der literatenmäßigen Charakterverwandtschaft. Beiderlei Dinge gehören allerdings eng zusammen; aber der Judenliterat ist doch noch eine höhere Potenzierung des Juden, indem sich in jenem zwei sittliche Defekte vereinigen." Man braucht die Schlußfolgerungen Dührings nicht zu ziehen, aber man wird zugeben müssen, daß er den Handel im ganzen richtig darstellt und beurteilt. Lessing verleitet seinen Freund zu einem Vertrauensbruch, begeht selber einen und bringt den Freund um seine Stellung — das ist ganz unwiderleglich, mag auch Erich Schmidt kühn behaupten, daß Lessing keines Vertrauensbruchs fähig gewesen sei. Nicht genug damit, entschuldigt sich Lessing zwar bei dem Freund und mittelbar auch bei Voltaire mit Schmeichelreden gegen diesen, schreibt dann später aber an Voltaire einen groben lateinischen Brief. Erich Schmidt fügt sogar hinzu: „Auch auf seinem Kerbholz blieb der Name Voltaires: die Zeit sollte kommen, wo er, zum dramaturgischen Meister erwachsen, mit ihm blutig abrechnete, denn Versöhnlichkeit war gewiß nicht Lessings stärkste Tugend. Es ist kein Anlaß, sich heute noch über diesen Handel zu erhitzen, wo der vornehme Mann einem besoldeten Sekretär, den er unzuverlässig fand, und einem jungen Literaten gegenübertrat, von dessen Charakter er wenig ahnte." Ich will das Verfahren Erichs Schmidt nicht mit dem richtigen Namen bezeichnen — erst „eine der frappantesten Szenen der ganzen Lite-

raturgeschichte" und nun ... doch ich halte mich zurück. Selbstverständlich kann man das Verfahren Lessings gegen seinen Freund mit jugendlichem Leichtsinn entschuldigen und den groben Brief mit dem schlechten Gewissen, das leider oft zu solchen Heldentaten verführt. Auch will ich, dessen stärkste Tugend die Versöhnlichkeit leider auch nicht ist, mich nicht über die späte Rache an Voltaire aufregen, da Lessing da doch in der Sache recht hatte. Menschliches, Allzumenschliches! Aber der Geschichtschreiber soll nicht beschönigen wollen.

Es sind noch etliche dunkle Punkte mehr in Lessings Jugendleben. Er fing nun an, mehr bekannt und hie und da auch schon gefürchtet zu werden. Nachdem 1751 seine „Kleinigkeiten" hervorgetreten, begann er 1753 mit der Veröffentlichung seiner „Schriften", über die seine Gegner sich aufgehalten haben — welcher junge Schriftsteller bringt denn gleich etwas Gesammeltes? Aber man begreift wohl, daß Lessing das Bedürfnis fühlte, sich zusammenzufassen und sich zusammengefaßt zu zeigen. Er war, vielleicht aus demselben Bedürfnis, in der letzten Woche des Jahres 1751 nach Wittenberg gegangen (wohin er eben das Manuskriptexemplar des „Siècle de Louis XIV." mitnahm) und hatte hier seinen Magister gemacht und sich ernsten Arbeiten ergeben. Als Ergebnis dieser traten nun im zweiten Bande der „Schriften" 1753 „Briefe", zum Teil mit „Rettungen", im dritten 1754 die größeren „Rettungen" hervor, die Lessings Namen in die gelehrten Kreise trugen. Die „Briefe" sind noch durchaus „feuilletonistisch" und schließen sich so den unterhaltenden Monatsübersichten „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" an, die Lessing 1751 veröffentlicht hat. Vielleicht ist Lessing der Begründer unseres deutschen „Feuilletons" und nicht erst Börne oder Heine. Jedenfalls hat er nicht von den Juden, sondern die Juden, die ja überhaupt nicht gern etwas selbständig hervorbringen, haben von ihm gelernt. Ja, daß sie das konnten, daß ihnen die Weise Lessings lag, beweist eben, so werden mir die Anhänger Dührings einwerfen, daß er ihnen blutsverwandt war. Ich möchte doch diesen Schluß abweisen: Lessings Weise ist, glaube ich, aus dem Bestreben, der leichten heitern Art der Franzosen und der englischen Wochenschriftler nahe zu kommen, und aus dem tagesschriftstellerischen Betrieb ausreichend zu erklären, sein klares Verstandeswesen aber, das ja wohl das Wohlwollen der Juden für ihn (abgesehen von dem Eintreten für sie) erhält, ist doch auch bei den Deutschen nicht allzu selten. Es kommt zuletzt auf den Charakter an, und über den werden wir später reden. — Auch der Verfasser der „Briefe" verrät immer noch Jugendlichkeit, und ich kann nicht sagen, daß ich von manchen seiner Rettungen durchaus erbaut wäre. Die des Simon Lemnius und des Cochläus gehen gegen den Wittenberg-Geist, der Luther einfach „kanonisiert" hatte, und da Lessing lange genug in Wittenberg war, erklärt sich sein Vorgehen seelisch recht wohl. Aber hatte er mit dem Lemnius — bei Cochläus hält er sich mehr zurück — wirklich recht? Luther soll ihn vertrieben haben, weil er einen seiner Gegner, den Erzbischof Albrecht von Mainz, besungen — es wäre aber meines Erachtens doch recht wohl möglich, daß bereits gemeine Sinngedichte des Lemnius in Wittenberg umgegangen wären, die Gemeinheit, die später bei Lemnius, dem Verfasser der „Monachopornomachia", so entschieden durchbrach, könnte sich doch auch schon früher betätigt haben. Für Lessing ist die folgende Stelle höchst bezeichnend: „Luther stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine

Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendsten seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen, und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen." Man erkennt den geborenen Widersprüchler. — Die Rettung des Lemnius nimmt die ersten acht „Briefe" des zweiten Teils der „Schriften" ein, dann folgt einer über ein Gespräch Rousseaus, zu dem sich Lessing bei stark abweichenden Ansichten doch freundlich stellte, darauf allerlei Unbedeutendes. Briefe 15—19 sind Klopstocks „Messias" gewidmet, zum Teil schulmeisterlich-kleinlich, aber doch achtungsvoll; zwei weitere teilen das Fragment von Lessings Trauerspiel „Samuel Henzi" mit, das ihn noch ganz im Banne des französischen Trauerspiels zeigt. Zu den dunklen Punkten kommen wir mit den beiden letzten Briefen „Über Pastor Langes Übersetzung der Oden des Horaz" und „Über Jöchers Gelehrtenlexikon".

Ich will zunächst den Fall Jöcher kurz behandeln. Die Einleitung des Briefes lautet: „Ei, mein Herr, wie kommen Sie dazu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittere Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherschen Gelehrtenlexikons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wenn ich Ihnen nun sagte, daß Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrages, mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als begründet befunden hat? Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht willens sei, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wenn ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darin vermindern wolle? Was würden Sie alsdann sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so üblen Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eigenen Augen sehen lasse? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urteilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vorderhand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen." Die Stelle von der Vermengung mit Dunkel oder Hauber und die von den falschen Nachrichten weisen wohl auf das Gerücht hin, Lessing habe dem Verleger und dem Verfasser des Gelehrtenlexikons „unter Androhung einer mörderischen Kritik und unter Beischluß eines Pröbchens von drei Bogen Geld abpressen wollen". Dühring nimmt die Angelegenheit nicht wieder auf, wohl aber erwähnt sie Sebastian Brunner, der Verfasser des „Nebeljungenliedes", in seiner zwar ganz unwissenschaftlichen und „grobianischen", aber einer gesunden Empfindung nicht durchaus entbehrenden Schrift „Lessingiasis und Nathanalogie" (Paderborn 1890) unter Befehdung Erich Schmidts. Auch dieser spricht von einem „jugendlich ausfallenden" Brief Lessings an den Verleger. Die Sache steht natürlich so: Man kann gegen jemand die schärfste Kritik schreiben, aber man muß diese dann drucken lassen, darf sie, wenn

man sich nicht Mißdeutungen aussetzen will, nicht an den Verfasser oder Verleger senden; man kann Verbesserungen eines Werkes dem Verfasser gegen Geld, eine Entschädigung der gehabten Mühe, ablassen, darf die Verbesserungen dann aber nicht mit Ausfällen gegen den Verfasser würzen. Lessing brachte beide Wege durcheinander und sich selber dadurch in ein zweifelhaftes Licht, was er auch später selber empfunden zu haben scheint. Man kann das, dünkt mich, aus der mitgeteilten Einleitung zu dem Briefe herauslesen. Vorwerfen darf man ihm dann auch noch, daß er die Verbesserungen trotz Jöchers Brief hat drucken lassen, und daß er sie trotz ruhmreicher Wendungen nicht fortgesetzt hat. Erich Schmidt entschuldigt das natürlich. Später, im Maiheft 1916 der „Deutschen Rundschau", ist ein gründlicher Aufsatz über die Jöcher-Angelegenheit erschienen: „Lessings unterdrückte Schrift gegen Jöcher. Die Geschichte eines Problems von 1753 bis 1915" von Hans von Müller. Herr von Müller weist durch Vergleichung des Briefes in den „Schriften" mit dem in der Berliner Kgl. Bibliothek erhaltenen Wittenberger Originaldruck nach, daß die drei feierlichen Versicherungen Lessings in der Einleitung des Briefes, seine Kritik in den drei Bogen sei nicht in unbescheidenem Tone gehalten, beschränke sich streng auf die Berichtigung von Jöchers Artikeln und entspreche dem, was er in dem Briefe drucken lasse, sich durchweg nicht bestätigen. „Vielleicht war es mit dem Probeheft nicht auf Geld, sondern nur auf eine Blamage Jöchers abgesehen; und vielleicht bestand diese Absicht, ‚Jöchern in seiner Blöße zu zeigen', ursprünglich, wie schon Naumann [Lessings Freund] in Marburg vermutete, nicht so sehr bei Lessing selbst als bei gewissen älteren Hintermännern, die den Ehrgeiz des excerpierlustigen jungen Magisters mißbrauchten und ihrerseits die Druckkosten trugen — bis Lessing sich löblich unterwarf und seine Arbeit unter Jöchers Zensur stellte. Eine solche Auffassung wird sich kaum widerlegen lassen, womit sie freilich noch nicht zu einem Tausendstel bewiesen ist."

Der Fall Lange liegt ähnlich, aber vielleicht weniger durch Lessings Schuld. Wie man weiß, hatte der Pastor von Laublingen Samuel Lange, ein nicht unangesehener Dichter, den Horaz so schlecht verdeutscht, daß ihm Lessing zahlreiche grobe Schnitzer nachweisen konnte. Lessing und Lange hatten einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Hallischen Professor Gottlob Samuel Nicolai, einen Bruder Friedrich Nicolais, und Lessing wandte sich an diesen um Rat: „Der kindischen Fehler seien mehr als zweihundert angemerkt, und ihn gelüste, nun eine Kritik des Ganzen zu veröffentlichen." Nicolai riet ab: „Öffentlich", so lautet das Zitat Lessings aus dessen Brief im „Vademecum", „wollte ich es niemanden raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch ... [Lücke, es war hier wohl auf Langes Einfluß hingewiesen]. Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt steht, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdann gegen den Herrn Verfasser so bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht." Erich Schmidt sagt über diese Angelegenheit: „Kein Wunder,

daß ihn Nicolais Brief ärgerte. Doch statt offner Ablehnung hieß er zweideutig den Antrag gut und versprach, was Nicolai wohl hätte begreifen sollen, dem Laublinger ‚zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Druckschnitzer', von deren Aufnahme sein weiteres Verhalten abhangen solle." Also Zweideutigkeit Lessings gibt selbst Schmidt zu, doch steht der Fall für ihn insofern besser, als er sich diesmal an einen Bekannten und nicht an einen fremden Verleger gewandt hatte, auch in der Tat eine ernste Sache, bei der es sich um den ganzen Ruf eines deutschen Dichters handelte, vorlag, also Erwägung angebracht war. Er gab dann „zum Anbiß" in dem 24. Briefe des 2. Bandes seiner „Schriften" eine mehr bedauernde als scharf angreifende Besprechung der Horaz-Übersetzung Langes, dieser suchte sich durch Unverschämtheit zu retten und log, Lessing habe ihn schon lange bedroht und eine Verlegerzahlung als Preis der Unterdrückung gefordert. Dadurch zog er dann die Vernichtung in „Ein Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen" auf sich herab, wohlverdient. Merkwürdigerweise bemerkt Erich Schmidt: „Auf den letzten Seiten steigert Lessing seinen höhnischen oder schimpfenden Philologenwitz zu einem überstarken Pathos, das mit jedem Wort die Erregung des in seiner Ehre Gekränkten verraten soll." Also das Pathos Lessings wäre überlegt? Da habe ich doch eine bessere Meinung von ihm und glaube, daß er, nun gereifter und fester geworden, in dem „Vademecum" zum ersten Male als echter Lessing erscheint. Die Abwehr der Verdächtigung klingt durchaus natürlich: „Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas Leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch soviel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen, es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr Professor Nicolai für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bei mir nicht im Überflusse sei, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuten könne, daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgültig sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrages annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zutun an mich geschah." Offene Abwehr wäre natürlich besser gewesen als stillschweigende Mißbilligung, aber man darf nicht vergessen, daß die Zeit der Gönner-Anbettelei durch deutsche Dichter und Schriftsteller eben damals erst zu Ende ging. „Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und werde Ihren [Langes] Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nötig habe" — das ist nicht überstarkes Pathos, das ist der Ausdruck der Zeit für wirklich empfundene Verletzung, das ist auch Mut und Tapferkeit; denn Lange hätte Lessing ja wohl für den rachsüchtigen Lügner

gerichtlich belangen können, wenn er seine Sache als gut und gerecht empfunden hätte.

Dem „Vademecum", der Streitschrift schließen sich dann die sachlichen „Rettungen des Horaz" an, die man, mit Recht, heute noch schätzt, mag Lessing auch hie und da zu weit gegangen sein. Und auch die „Rettung des Hieronymus Cardanus" gegen den Vorwurf des Atheismus kann man sich gefallen lassen, zumal auch noch Lessings Zeit mit dem Vorwurf des Atheismus etwas leicht bei der Hand war. Die Anhänger der Dühringschen Anschauung vom Judentum Lessings könnten freilich auch aus dieser Schrift einen Beweis für ihre Richtigkeit ziehen wollen. Cardanus läßt in seiner Schrift „De subtilitate" die vier Religionen (Heidentum, Judentum, Mohammedanismus, Christentum) einen Streit über ihre Berechtigung miteinander führen, und Lessing behauptet, daß er mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren als mit der christlichen. „Wider die jüdische läßt er die übrigen drei den Einwurf machen: daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen, die jüdische Religion? Wie wenn ihr jetziger Zustand nichts als eine verlängerte babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbteil zu führen, nur darum sich so häufen und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlicheren Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wenn er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen sein? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöscht haben? In alle Winkel der Welt zerstreut und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren, gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweites Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegensetzt, und bei allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit Gutem überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: ‚Siehe da, er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens!', eben das sprach er zu unsern Feinden: ‚mein Volk sei in eurer Hand, doch schont seines Lebens!' Da sind die Grenzen eures Tobens; da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahret nur fort uns zu plagen; machet den Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr suchet. Er hat ein ‚schonet' gesprochen; und was er spricht, ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars, aus unserm eigenen Geschlechte, aufstehen und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eignen Weiber zurufen: haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt! Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unser Gefängnis wenden, und uns zweifältig so viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sei nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans

widerlegen könnte." — Mich wundert eigentlich, daß Dühring und seine Anhänger diese Stelle nicht ausgenutzt haben: Hier könnte Erich Schmidt mit Recht von überstarkem Pathos sprechen, es ist ja der reine jüdische Prophetenton, in dem Lessing redet, und seine Prophezeiung ist wahr geworden; denn die Juden haben's heute nicht nur zwei-, sondern hundertfältig wieder, was sie früher verloren haben (wenn sie überhaupt je etwas durch eigenes Verdienst gehabt haben), und ihr Gott könnte nun wieder einmal mit einem Strafgerichte kommen *). Nur ein Mensch, der Judenblut in den Adern trug, konnte ein solches Bekenntnis zum auserwählten Volke fertig bringen, könnte ein Dühringianer sagen — freilich, es folgt dann in der Rettung Cardans noch ein Mohammedaner, der, Nathan vorbildend und auch von Moses Mendelssohn benutzt, Heidentum, Judentum und Christentum zugleich hernimmt („Das, was der Heide, der Jude und der Christ seine Religion nennet, ist ein Wirrwarr von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist") und mit einigem Glück seine Religion für die beste erklärt, und für einen verkappten Mohammedaner wird man Lessing ja doch wohl nicht halten. Merkwürdig ist es freilich, wie er bei der Verteidigung der Juden eigentlich nicht für die Religion, sondern für das Volk, die Rasse spricht.

*) Die Herrschaft des Nationalsozialismus wäre ja vielleicht von den Juden als so etwas aufzufassen. (Spätere Anmerkung.)

IV.

Lessing und Moses Mendelssohn.

Von Wittenberg nach Berlin zurückgekehrt (November 1752), kam Lessing nun allmählich in die Berliner Kreise, in denen wir ihn zu sehen gewohnt sind: er machte die Bekanntschaft Sulzers (zu dem er freilich in kein näheres Verhältnis kam), Ramlers, Nicolais und Moses Mendelssohns. Über die Art, wie er mit dem letzteren bekannt wurde, berichtet Erich Schmidt: „Zu Lessings Bekannten zählte Dr. A. S. [Aaron Salomon] Gumperz, der Sohn eines reichen Hauses, der, statt Rabbiner zu werden, sich auf deutschen Hochschulen wissensdurstig eine so breite wie tiefe philosophische, mathematische, sprachliche, literarische Bildung erworben hatte. Wichtiger als ihre Betätigung mit der Feder war es, daß überhaupt ein freier Luftzug in den dumpfen, abgeschlossenen Ghetto hineinblies. Durch Gumperz lernte Lessing wohl schon 1753 [und zwar nach K. G. Lessing beim Schachspiel] einen kleinen verwachsenen Juden mit klugen leuchtenden Augen und unsicherer, aber viel Gutes und Durchdachtes mitteilender Sprache kennen, der ihm als ‚Herr M o s e s' vorgestellt wurde. Die beiden Altersgenossen waren nach kurzer Zeit innig befreundet." Von Dr. Gumperz berichtet Danzel, Lessings erster wissenschaftlicher Lebensdarsteller, daß er Privatsekretär bei dem Marquis d' Argens, dem Verfasser von 1770—1783 auch deutsch erschienenen „Lettres juives", und dann bei dem nach Dühring „durch persönliche kleinliche Eitelkeit und außerdem auch durch wissenschaftliche Unwissenheit, ja Albernheit ausgezeichneten" Präsidenten der Berliner Akademie Maupertuis gewesen sei. Als solcher hatte er natürlich Einfluß und so wird, zumal noch das Verhältnis zu dem gleichfalls schreibenden Mendelssohn und dessen jüngeren Freunden hinzukam, Dührings Behauptung, daß Lessing schon von seinen jüngeren Jahren an „mit den Juden einen förmlichen Pakt auf Gegenseitigkeit in der literarischen Glorifizierung der beiderseitigen schönen Eigenschaften zur Verfügung gehabt habe", wenn auch nicht begründet, doch wenigstens teilweise ins Reich der Möglichkeiten erhoben. Konnten die Juden Lessing damals wirklich schon nützen? Dühring meint, daß auch die Herausgabe der „Schriften" Lessing „selbst bei größeren Fähigkeiten, als die Lessingschen waren, nicht möglich gewesen wäre, wenn er die literarische Macht nicht gekannt und mit der entsprechenden Sippe nicht die reichlichsten, auf bedenklichen Diensten und bekannter zugehöriger Gegenseitigkeit beruhenden Verbindungen kultiviert hätte. Der Zusammenhang mit der Judensippe" sagt er, „ist auch hier schon für ihn der entscheidende Beistand gewesen, mit dem er übrigens sein ganzes Leben lang operiert und so selbst das für sich eingeleitet hat, was die Juden in ihrem eigenen Interesse bis auf den heutigen Tag fortgeführt haben." Als Beispiel führt Dühring dann den schon mitgeteilten Aufsatz in der „Theatralischen Bibliothek" von 1754 an, auf den ich noch zurückkomme.

Es ist bei dem heutigen Betrieb der Geschichtsforschung, wie ich zunächst

im allgemeinen feststellen möchte, gar nicht so leicht, über den von Juden zu den verschiedenen Zeiten geübten Einfluß Klarheit zu erlangen. Als Geldgeber und geschickte Ausnutzer persönlicher Verhältnisse, hie und da auch als Schriftsteller haben sie wohl schon in den Jahrhunderten der sogenannten Verfolgung auf die Geschicke ihrer Gastvölker und einzelner Persönlichkeiten einwirken können. Vom 17. Jahrhundert an ist ihre Macht, die greifbare wie die geistige, dann stark im Steigen, und Danzel, der genannte Lebensbeschreiber Lessings, nichts weniger als ein Judenfeind, erklärt in seinem „Gottsched" Mendelssohns Erfolge ganz einfach aus dem Vorherrschen des Judaismus im 18. Jahrhundert, mit dem sich Freidenkerei und Deismus immer verwandt gefühlt hätten. So meint denn ja auch Dühring, wie wir bereits gesehen haben: „Lessings Freiheit in der Religion reicht nicht weiter als bis an den Judengott." — Aber wir haben uns hier zunächst mit der Frage: Konnten die Berliner Juden Lessing nützen? zu befassen. Auch ihr Einfluß war im Steigen. „Aus der Zahl der Gedrückten erhoben sich", schreibt Ludwig Geiger in seinem „Berlin 1688 bis 1840", „Einzelne zu Macht und Ansehen. Es waren nicht mehr wie in vergangener Zeit Hofjuden, die sich dadurch insinuierten, daß sie dem Fürsten Geld vorstreckten oder seine persönlichen Liebhabereien befriedigten. Die Zeiten waren vorüber, in denen jemand für Lieferung kostbarer Juwelen und Gestellung großer Leute Hoffaktor werden und etwa das Recht erlangen konnte, einen Degen zu tragen. Vielmehr erkennt man den Unterschied der Zeiten deutlich dadurch, daß man sieht, wie an Stelle der Erfüllung der Wünsche des Monarchen Verdienste um den Staat getreten waren. Solche Verdienste um den Staat erwarben sich die Begründer von Fabriken und die Münzjuden. Denn auch die letzteren, obgleich sie ihren Vorteil gar zu sehr im Auge hatten und scheinbar nur dem Könige aus einer großen Verlegenheit halfen, arbeiteten zum Nutzen des Staates. Die Tätigkeit der sogenannten ‚Münzjuden', der Ephraim, d. h. des Geschäftshauses Ephraim und Söhne, später Veitel Heine Ephraim, war eine ungemein ausgedehnte und kann der Aufgabe dieses Werks gemäß nicht im einzelnen dargestellt werden. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß diesen die Ausprägung der Münzsorten übertragen wurde, die im Lande Geltung haben sollten, und daß ihnen sowie ihren Genossen dadurch zu rechtmäßiger, oft aber auch zu unrechtmäßiger Bereicherung Gelegenheit geboten wurde. Sie, ebenso wie Mitglieder anderer Familien, erhielten Generalprivilegien, die ihnen die Rechte christlicher Bankiers, die Freiheit, Häuser zu erwerben und ihre Kinder zu etablieren, verschafften. Sie und andere reich gewordene jüdische Kaufleute legten, zunächst auf direkten Wunsch des Königs, der für die Befriedigung seines Wunsches manche Gnaden in Aussicht stellte, dann auch aus eigenem Antriebe in und bei Berlin Fabriken an, hauptsächlich für die Seidenmanufaktur, weniger für Leinen, Wolle, Metalle. — Die also Reichgewordenen bedienten sich ihres Reichtums zur Begründung von wohltätigen Einrichtungen, Bildungsanstalten, zur Ausschmückung ihrer Häuser und zur vornehmeren Gestaltung ihres Lebens. Schon damals fing man an, die jüdischen Kreise als einen wesentlichen Teil der Gesellschaft zu bezeichnen. Aber diese Kreise besitzen wir eine Schilderung des Philosophen Hennings aus dem Jahre 1772, die uns am leichtesten Namen und Wesen einzelner Mitglieder kennen lehrt. Sie lautet: ‚Die jüdische Kolonie ist beträchtlich; man zählt 400 Familien, die auf 2000 Köpfe geschätzt werden. Sie

hat den großen Vorzug, daß sie durch den Ruhm ihrer Gelehrten einen noch größeren Glanz erhält, wie durch die Schönheit der Damen. Ein Brief von Reimarus führte mich in das Haus des berühmten Mendelssohn ein. Wessely, ein Freund Lessings, dessen Bruder ich in Kopenhagen kennengelernt hatte, machte mich mit mehreren anderen Familien bekannt. Bei dem Bankier Itzig, der einen Palast bewohnt, sehe ich häufig den gelehrten Friedländer, welcher in der gebildeten Welt sehr geschätzt wird. Auch die Ärzte Bloch und Herz haben sich einen bedeutenden Namen erworben. Itzig hat sechzehn Kinder, von denen einige schon eine selbständige Stellung haben, andere gerade in dem Alter sind, wo die Schönheit sich zu entfalten beginnt. Die Töchter erhöhen die Anmut ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen feingebildeten Geist. Eine von ihnen ist mit Friedländer verheiratet. Mendelssohn sehe ich häufig; seine Denkungsart gefällt mir ebenso sehr wie der Ton, welcher in seinem Hause herrscht. Zuweilen treffe ich bei ihm Männer von Geist und Bildung, meistens Fremde, die Einheimischen schätzen und achten wohl ihren weisen Mitbürger, aber sie haben wenig Neigung zur Philosophie.' — Doch mußten die Juden, von denen einzelne also gerühmt werden, in vielen Lebenslagen erkennen, daß sie ihren Mitbürgern [?] keineswegs gleichgestellt waren. Sie hatten viele und schwere Lasten zu tragen, sie waren Verhöhnungen, ja Mißhandlungen ausgesetzt, sie konnten trotz redlichen Bemühens nicht erreichen, in Wahrheit Stadt- und Staatsbürger zu werden." Man muß bei allen Darstellungen Geigers immer wieder die unglaubliche Einfalt bewundern, mit der er annimmt, daß wir Deutschen auf Behauptungen wie die von Verdiensten der Münzjuden um den Staat und die der hauptsächlichen Verwendung des jüdischen Reichtums zu Wohltätigkeits- nnd Bildungszwecken hineinfallen würden. — Die bezeichnende Henningsche Schilderung liegt ja zwanzig Jahre später als die Zeit, in der Lessing mit Gumperz und Mendelssohn anknüpfte, doch kann man auch für diese schon den Reichtum jüdischer, auch zwischenvölkischer Beziehungen annehmen, der aus ihr hervorleuchtet. Hat aber Lessing wirklich je daran gedacht, ihn für sich auszunutzen? Von Anfang an doch wohl schwerlich, Mendelssohn war ja auch noch nichts, als Lessing ihn kennenlernte, dieser war zunächst der Gebende. Später freilich hat das Judentum Lessing sehr genützt.

Ich will hier keine ausführliche Kennzeichnung Mendelssohns geben, so notwendig es zweifellos auch ist, einmal vom nicht judenfreundlichen Standpunkte (der ja noch kein judenfeindlicher zu sein braucht) gründlich über diesen einflußreichsten Juden seiner Zeit zu reden. Wie schon erwähnt, stammte er aus Dessau und hatte sich in Berlin unter schweren Entbehrungen zu deutscher Bildung emporgearbeitet. Erich Schmidt, der, wie alle Judenfreunde, geistig mit ihm sehr vertraut ist und ihn immer nur „Moses" nennt (er müßte doch mindestens Moses II. sagen), spricht von ihm: „Moses bildete sich nach zwei Richtungen: er ist einmal der ‚Moses Dessau', der dem Gott seiner Väter und dem Gesetz mit aller schuldigen Ehrfurcht dient, die alte Rabbinergelehrsamkeit pflegt, für den engeren Kreis der Juden spricht und schreibt und ihr Interesse sehr erfolgreich vertritt; er ward daneben der ‚Moses Mendelssohn', der sich einen Familiennamen wie die Christenleute zulegt, manch Stück des jüdischen Sonderwesens im freien menschlichen und wissenschaftlichen Verkehr abwirft, als geselliger Popularphilosoph die Welt aufklärt und Deutschlands Ehre fühlen lernt." Diese

Behauptungen übernehmen wir natürlich nicht ganz unbesehen, aber die von den zwei Richtungen stimmt sicherlich, und eben die Doppelstellung Mendelssohns ist es, die uns ihn heute „verdächtig" macht, wohlverstanden, nicht gerade als Menschen und Kind seiner Zeit, aber als geschichtliche Größe. Daß man ihn zu einer solchen hat machen wollen, ist bekannt; schon Lessing arbeitet, wie wir gleich sehen werden, da vor, und noch S. Hensel beginnt sein 1874 erschienenes Buch „Die Familie Mendelssohn" mit den Worten: „Wenn wir einen Blick in die Jugendgeschichte großer Männer tun." Die Rückschläge sind freilich nicht ausgeblieben, aber noch niemals hat man doch von deutscher Seite den Juden entschieden als Juden betrachtet. Das zu tun wird die Hauptaufgabe des künftigen Darstellers Mendelssohns sein.

Was Lessing persönlich zu Mendelssohn geführt hat, ist klar: Dieser hatte eine nicht unbedeutende philosophische Bildung und war nach jüdischer Art ein sehr guter Begriffskünstler. So konnte Lessing mit ihm hin und her reden, was eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war. Und Mendelssohn mußte sich natürlich zu dem Manne, der 1754 „Die Juden" herausgab und 1755 sein Erstlingswerk „Philosophische Gespräche" (die eine Besprechung der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" bezeichnenderweise für ein Werk Lessings erklärte) zum Druck beförderte, stark hingezogen fühlen. Die erste öffentliche Kundgebung des Bündnisses der beiden Männer (ich verstehe unter diesem Ausdruck aber nicht wie Dühring einen regelrechten Pakt) ist jener öfter erwähnte und hier schon abgedruckte Aufsatz in dem ersten Stück der „Theatralischen Bibliothek" von 1754, den wir nun näher betrachten müssen. In diesem Aufsatz wird Mendelssohn von Lessing, allerdings ohne Namen, als „ebenso witziger [verständiger, kluger] als gelehrter und rechtschaffener Mann" eingeführt, und in dem ein Stück dieses Aufsatzes begleitenden Briefe an den Göttinger Michaelis (16. Oktober 1754) heißt es sogar: „Er [der Verfasser des in dem Aufsatze mitgeteilten Briefes] ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung, in Sprachen und der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem ersteren nichts, als seine Irrtümer fehlen werden." Das ist doch alles Mögliche — daß Lessing Spinoza damals noch gar nicht kannte, hat dabei ja nichts zu sagen — und da in dem Aufsatze auch noch Gumperz das Lob der Tugend und Gelehrsamkeit empfing, so könnte man wohl, wie Dühring, stutzig werden und von Pakt reden. Doch war Lessing damals erst dreiundzwanzig Jahre alt, harmlos, wie wir Deutschen es ja meistens sind, nach Gerechtigkeit strebend, andererseits aber ein geborener Widersprüchler, ehrgeizig und durch Freundlichkeiten bisher nicht verwöhnt: wer wundert sich, daß er das Entgegenkommen der Juden zu schätzen wußte? Mendelssohns augenscheinlich für die Öffentlichkeit geschriebener Brief freilich hätte ihn bedenklich machen können (und wohl erst recht der nicht mitgeteilte von Gumperz, den er selbst zu stark fand), aber er stand eben schon unter dem Banne des Glaubenssatzes von der ungerecht wegen ihrer Religion verfolgten jüdischen Nation.

Der schon erwähnte Aufsatz Otto Glagaus im „Kulturkämpfer" von 1880 teilt den Brief Mendelssohns mit, „weil er für den Hochmut und die Selbstgerechtigkeit des Volkes auch heute noch charakteristisch ist", und in der Tat, der Brief ist sehr bös und verdient noch heute Zurückweisung. Michaelis hatte die dichterische Wahrheit des edlen Juden angezweifelt, dabei freilich bemerkt, daß sich „unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß", ein so edles Gemüt schwerlich bilden könne, ja daß auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit unter den Juden bei den Grundsätzen der Sittenlehre, die sie infolge ihrer fast ausschließlichen Beschäftigung mit dem Handel und der Gelegenheit und Versuchung zum Betruge bei diesem angenommen, selten sei. Immerhin hatte er „dem edlen und schönen Bilde" Lessings Wahrheit und die Minderung des Hasses gegen die Juden gewünscht. Mendelssohn aber bricht sofort gewaltig los: „Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung!... In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl von Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können?" Das war Michaelis gar nicht eingefallen, er gibt vielmehr geradezu „wenige Beispiele" von mittelmäßiger Tugend und Redlichkeit zu, aber er findet das Ausbund von Edelmut unwahrscheinlich, das Lessing gegeben hatte. Mendelssohn bezieht sich dann auf Lessings schöne Wendung (in der Vorrede zu den „Schriften") von den vielen Helden und Propheten, die ehedem im jüdischen Volke auferstanden — auch wir erhalten ja, nebenbei bemerkt, noch diesen Eindruck aus der Schule mit, da eine Anzweiflung jüdischen Helden- und Prophetentums mit der üblichen Anschauung, daß das Judentum die notwendige Voraussetzung des Christentums sei, nicht vereinbar erscheint — und läßt Lessing sogar von allen Propheten und den größesten Königen reden. Dann kommt die Empfindsamkeit: Man fahre fort uns zu unterdrücken, man setze uns dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus, „nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen!" Dabei tut er, als ob die Juden „unter freien und glückseligen Bürgern" eingeschränkt lebten, während er später oft genug von der Willkürherrschaft der Zeit gesprochen hat. Wie's halt paßt! Was er über Lessings Stück und seinen Eindruck auf einen Fremden bemerkt, ist nicht ohne Spitzfindigkeit, auch der Satz, daß, wer für die Schaubühne arbeitet, sich nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe, nicht unbedenklich — gewiß soll alle Dichtung im Geiste des Volkstums sein, aber der öffentlichen Meinung darf, ja muß sie unter Umständen natürlich sehr scharf entgegentreten. Der böseste Satz des Mendelssohnschen Briefes ist der folgende: „Sollte diese Rezension, diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu leisten, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte." Verdächtigung, Übertreibung, Klügelei; man kann wirklich nicht weiter gehen. Dann

kommt die Verteidigung der Juden gegen die strengen Beurteiler, „die nicht selten ihre Urteile mit Blute versiegeln“ (soll doch wohl heißen: blutige Verfolgungen der Juden, Pogrome, wie man jetzt sagt, herbeiführen): Alle Vorwürfe laufen auf den unersättlichen Geiz hinaus, „den sie, vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken“. Von der Schuld der Christen lügt ja auch der Reisende Lessings — und würde Mendelssohn die Inhaber der Firma Ephraim und Söhne wohl zum gemeinen jüdischen Haufen gerechnet haben? — Darauf wieder Aufgeregtheit und Wehleidigkeit: „Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin, so regt sich in uns kein Teil mehr für die Tugend!“ Glücklicherweise gibt es aber noch den Dr. Gumperz, den Mendelssohn jetzt anwedelt: „Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob Sie, großmütiger Freund, nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten.“ Überhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner als den meisten Christen. Sie morden nicht (wenn sie nicht Diebe, soll heißen Straßenräuber, von Beruf sind), zumal rauben sie nicht, wie so mancher sonst redliche Christ, dem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben, und diese ihre Niederträchtigkeit (Feigheit) ist eine Tugend! „Wie mitleidig“, unwillkürlich gerate ich wieder ins Wörtlichanführen, „sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Arme genannt zu werden! Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beinah Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten. — Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderungswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingschen Anzeigen zu widerlegen, und ich bedaure den, der eine so allgemeine Verurteilung ohne Schauern lesen kann.“ Wahrlich, man versteht es, wenn der Judenfeind Glagau diesem seitdem ewig wiederholten Gerede gegenüber in die Worte ausbricht: „So sind die Kinder Israel bis auf den heutigen Tag. Weh dem, der an ihrer Vortrefflichkeit und Gottähnlichkeit zu zweifeln wagt! Wenn es gegen die Christen geht, stehen sie alle für einen Mann.“ Er weist dann darauf hin, daß wir den Juden nach Lessings Rat nun doch lange genug vergönnt haben, das Haupt ein wenig mehr zu erheben, aber „sie geberden sich noch immer wie verzogene Kinder und ungezogene Jungen; wie die Mendelssohn und Gumperz ergehen sich auch noch heutige jüdische Schriftsteller in Selbstlob und Schmähungen der Christen und Deutschen, und die Gebildeten unserer Nation klatschen ihnen Bravo. Es ist ganz heillos! Was vor 130 (180) Jahren erklärlich und entschuldbar gewesen sein mag, ist heute unbegreiflich und geradezu widerwärtig. Lessing, der den Unterdrückten gern zu Hilfe kam, die Verkannten zu ‚retten‘ suchte, Lessing würde heute der Herrschsucht und maßlosen Überhebung der Juden unzweifelhaft entgegentreten.“ Das ist auch meine Überzeugung.

Aber der geschichtliche Lessing ist nun einmal der Freund Moses Mendelssohns, und er ist in mancher Hinsicht nach guter deutscher Weise auch ein blinder, voreingenommener Freund gewesen. Daß er ihm die von Shaftesbury beeinflußten „Philosophischen Gespräche“, deren Hauptzweck nach Hettner die Verteidigung der Leibnizschen Lehre von der prästabilierten Harmo-

nie gegen die Angriffe in Voltaires „Candide“ ist, zum Druck beförderte, ward schon erwähnt. Er hat sie dann auch in der „Berlinischen (Vossischen) Zeitung“ empfohlen. Die zweite Schrift Mendelssohns, „Über die Empfindungen“ (Berlin 1755), die nach Shaftesburys und auch wohl nach Lessings Muster, in Briefen abgefaßt war, zeigte dieser gleichfalls (4. August 1755) in der „Vossischen Zeitung“ an und kam bei dieser Gelegenheit auf die erste Schrift zurück, die man mehr wegen ihres Inhalts als wegen der Art ihres Vortrags hätte rühmen müssen. Auffallen könnte es, daß Lessing, der doch sonst auch von jüdischer Nation redet, hier Mendelssohn einfach als Deutschen hinstellt. Das Lob der Schrift ist sehr warm: Lessing weist auf die Neuheit der Lehre Mendelssohns hin, „welcher zugleich bei aller Gelegenheit seine philosophische Einsicht in diejenigen Künste und Wissenschaften zeigt, die unsere angenehmen Empfindungen zum Gegenstande haben; in die Dichtkunst, in die Malerei, in die Musik, in die musikalische Malerei des Farbenklaviers, bis sogar in die noch unerfundenen Harmonien derjenigen Sinne, welchen noch keine besondern Künste vorgesetzt sind.“ Es ist kein Zweifel, daß Mendelssohns philosophische Bedeutung wesentlich auf geschmackswissenschaftlichem Gebiete liegt: Hermann Hettner, der Mendelssohn in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ sehr ausführlich und liebreich behandelt, und Ludwig Goldstein in einer besonderen Schrift „Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik“ (Königsberg 1904) haben dies dargetan. Was er aus Eigenem hat, was er von den Engländern (außer Shaftesbury kommen noch Hutcheson und später Burke in Betracht) genommen, scheint mir freilich noch nicht klar ausgemacht und ebenso die Bestimmung der jüdischen Besonderheit zu fehlen. In allem Wesentlichen, sagt Hettner, sei Mendelssohn trotz der englischen Einflüsse, auch Lockes, doch der Leibniz-Wolffschen Schule treu geblieben. Und Goldstein meint: „Von Mendelssohn liegt nichts Abgeschlossenes, nichts Vollendetes vor. Sein Schaffen ist Torso geblieben. Nur eine ganz kurze Spanne Zeit hat er sich mit Kritik und Ästhetik beschäftigt. Seine Feder ruhte bereits, als Lessing seine Dramaturgie schrieb. Und dann fehlt ihm der heilsame Radikalismus eines Lessing. Nur zur Hälfte war er ein ‚moderner‘ Mensch, zur Hälfte steckt er noch in dem absterbenden Geistesleben der dreißiger und vierziger Jahre, das ihn erzog und heranbildete. — So gehört er zu jenen Übergangsmenschen, über welche die ‚Zeit‘ hinwegschreitet. Nicht aber die Wissenschaft. Eine ruhig abwägende historische Auffassung wird dem feinsinnigen Philosophen trotz seiner geringen ‚bleibenden‘ Erfolge stets einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der werdenden Ästhetik einräumen.“ Ich weiß nicht, ob das „feinsinnig“ allgemein angewendet werden darf, jedenfalls gibt auch Goldstein „krasse Widersprüche“ zu. Hohes Lob erteilt man dem Stile Mendelssohns, findet in ihm zwingende Klarheit und fesselnde Anmut. Auch das scheint mir etwas zu weit zu gehen. — Nach oder mit den Briefen „Über die Empfindungen“ trat (Danzig — Berlin — 1755) die früher entstandene, Lessing und Mendelssohn gemeinschaftliche Schrift „Pope ein Metaphysiker“ hervor, die durch eine Preisfrage der Berliner Akademie verursacht und wieder eine Verteidigung Leibnizens war. „Der geschichtlich-philosophische Teil dieser Abhandlung“, sagt Hettner, „ist von Mendelssohn; der kritisch-ästhetische Teil dagegen und die schriftliche Überarbeitung des Ganzen unzweifelhaft von Lessing.“ Für das Verhältnis der beiden Männer ist dann auch noch das „Sendschreiben an den Magister

Lessing" charakteristisch, das Berlin 1756 in Mendelssohns Übersetzung von „J. J. Rousseaus Abhandlung von dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" erschien. — Die späteren ästhetischen Schriften Mendelssohns sind „Über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" (1757), „Betrachtungen über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" (1758) und „Rhapsodie oder Zusätze in den Briefen über die Empfindungen", die mit den andern Abhandlungen zusammen in den „Philosophischen Schriften", Berlin 1761, erschienen. Sie werden in dem Briefwechsel Mendelssohns und Lessings gelegentlich erwähnt, über einzelne Punkte wird auch verhandelt.

Das Zusammensein Lessings und Mendelssohns hatte nicht allzu lange gedauert; denn bereits im Oktober 1755 hatte Lessing, der Zeitungsschreiberei satt, Berlin wieder verlassen und war nach Leipzig gegangen, wo er die Stellung eines Gesellschafters und Reisebegleiters bei einem vermögenden jungen Manne namens Winkler annahm. Da Lessing ziemlich schreibfaul war, ist der Briefwechsel zwischen ihm und Mendelssohn nicht sehr umfangreich und im Grunde auch nicht sehr bedeutend. Am meisten stechen die vom November 1756 an an Mendelssohn und Nicolai gerichteten Briefe über das Trauerspiel hervor — die Reise mit Winkler hatte inzwischen durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges in Amsterdam ein frühzeitiges Ende gefunden, und Lessing war wieder in Leipzig, wo er viel mit preußischen Offizieren, vor allem mit Ewald von Kleist, verkehrte und infolgedessen mit seinem sächsischen Brotgeber auseinanderkam, so daß er, um die versprochenen Gelder zu erlangen, sogar einen mehr als siebenjährigen Rechtshandel führen mußte. Selbstverständlich haben die Lessing-Gegner auch diesen Handel gegen ihn ausgenutzt und an Shylock erinnert. — Im Mai 1758 kehrte Lessing nach Berlin zurück, im Jahre 1759 beginnen die berühmten „Literaturbriefe" („Briefe, die neueste Literatur betreffend") zu erscheinen, die Friedrich Nicolai, ungefähr ebensolange wie Mendelssohn, Lessings Freund, herausgab, und an denen Lessing und Mendelssohn mitarbeiteten. Wir werden später auf sie kommen. Im November 1760 verließ Lessing Berlin dann wieder und ging nach Breslau als Gouvernementssekretär bei dem General von Tauentzin, den er als Obersten im Jahre 1758 in Leipzig hatte kennenlernen. Am 7. Dezember schrieb er an Moses Mendelssohn einen Brief, in dem die Stelle vorkommt: „Was Ephraim übrigens anbelangt, so ist mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich niemanden dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann: doch ich werde darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu sein; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann, von diesem und jenem, einen kleinen Wink geben." Das gibt denn Veranlassung, das Kapitel „Lessing und die Juden" wieder nach der bedenklichen Seite aufzunehmen.

Wir haben schon oben von dem Münzjuden Ephraim gehört. In Karl Gotthelf Lessings Biographie seines Bruders lesen wir nun: „Moses Mendelssohn erzählte oft, Lessing sei nach Breslau gegangen, ohne seinen vertrauten Berliner Freunden ein Wort davon zu sagen. Auch ersieht man solches aus einem Briefe, aber das Sonderbarste bei der Sache war, daß Moses, der es sonst gern sah, wenn Gelehrte nicht bloß von Gelehrsamkeit lebten, Lessings Entschluß mißbilligte. Die Gefährlichkeit der Lage, in

welche er dadurch kam, und das Nachgeben gegen gewisse Personen, wozu ihn vielleicht Gutherzigkeit und Unkenntnis der Sachlage verleiten könnte, waren die geringste Ursache. Moses hielt das Münzwesen, wie es damals betrieben wurde, für den unmoralischsten und unpolitischsten Unfug, so sehr sich dessen Christen und Juden, Türken und Heiden, in alten und neuen Zeiten, in aufgeklärten und unaufgeklärten Staaten teilhaftig gemacht." Dazu gibt Karl Gotthelf eine Anmerkung: „Man hat dabei von Moses Mendelssohn eine Anekdote erzählt. Wäre sie auch nur erdichtet, so ist schon dieses, daß man sie ihm angedichtet, ein Beweis seines edlen Charakters. Die damaligen Münzunternehmer hätten ihn nämlich zu ihrem Disponenten machen wollen und ihm ein sehr großes jährliches Gehalt angeboten. Er hätte es aber deshalb ausgeschlagen, weil er eine dem allgemeinen Besten schadende Sache, die er nicht hindern könne, wenigstens um seines Privatnutzens willen nicht fördern helfen wolle. Für die Wahrheit der Anekdote steht man nicht; daß sie seiner wahren Gesinnung gemäß sei, ist ausgemacht. Doch von seiner Münzketzerei an einem andern Orte, wo auch gezeigt werden soll, daß Lessing auf die Hauptsache in seinem Amte nicht unaufmerksam gewesen." Dann heißt es noch: „Wenn er [Lessing] die Mittel zur Unabhängigkeit erhalten, ob er dann glücklich gewesen wäre, ist eine Frage, die man fast mit nein beantworten könnte. Genug, damals hatte er sich eine Idee von einem unabhängigen Schlaraffenleben gemacht, um dessen willen man wohl die paar Jahre Zwang und Unterwürfigkeit opfern könne. Er hatte dabei alles sehr weislich kalkuliert, nur die Launen seines Herzens nicht. Einen und den andern, der auf die Art reich geworden, wie er es ungefähr werden wollte, hätte er etwas genauer studieren sollen, und er würde gefunden haben, daß er eher den Stein der Weisen und den richtigen Verstand der Offenbarung Johannis finden, als so sich einen kleinen Vorrat Geld sammeln würde. Zudem mochten ihm Dinge vorgespielt worden sein, die in der Nähe ganz anders sind. Manches scheint unschuldig, was im Grunde eine so widrige und gefährliche Knifferei ist, daß man dazu erst alles Gefühl des Anständigen und Redlichen in sich erstickt haben muß. Wer nicht die überlegensten Schikanen zusammen überschauen kann, wird das Opfer des gröbsten Eigennutzes, indem er die erlaubteste Sache beabsichtigt. — Doch mögen die auch nicht ganz unrecht haben, die von ihm sagen: Er saß an der Quelle, sah schöpfen und lachte manchmal über die Art des Schöpfens, versäumte aber darüber selbst zu schöpfen." Dazu folgt wieder die Anmerkung: „Man gab es ihm einmal im Vertrauen zu verstehen, und er sagte ganz unverhohlen: er habe es anfangs nicht verstanden, und als er es verstanden, sei es zu spät gewesen. Es war eine ganz unschuldige Sache, was man meinte. Um die neuen Geldauflagen (so könnte man am besten die damaligen Münzfüße nennen), wovon er immer die erste Nachricht haben konnte, und welche die Münzunternehmer in den Tag hinein aus lauter Unwissenheit, die aber Gott segnete, machten, hätte er sich nur ebenso sehr bekümmern sollen, als um die neuen und alten Bücherauflagen; und, hielt er jene seiner Aufmerksamkeit nicht für wert, den ersten besten Judenjungen zu Rate ziehen oder in Kompagnie nehmen müssen, wenn der etwa zu klug gewesen wäre, einem Gelehrten um des Brotes willen zu dienen." Ich kann nicht leugnen, dies dunkle Gerede Karl Gotthelfs macht mich etwas mißtrauisch, zumal er die verheißene Ausführung über Moses' Münzketzerei und Lessings Aufmerksamkeit auf die

Hauptsache in seinem Amte, so viel ich weiß, nicht gegeben. Die aus dem Briefe an Mendelssohn vom 7. Dezember 1760 angeführte Stelle redet ja immerhin auch von Gefälligkeiten, die Ephraim sich von Lessing verspricht, und in einem anderen Briefe an ihn vom 30. März 1761 heißt es: „Ach, liebster Freund, Joel ist ein Lügner. Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es die einzige Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe." Wer gibt uns volle Klarheit? Etwas deutlicher sehen wir, wenn wir die neueren Lessingbücher heranziehen. Adolf Stahr schreibt: „König Friedrich hatte den tapfern General [Tauentzien] zur Belohnung seiner Verdienste zum Gouverneur der so heldenmütig verteidigten schlesischen Hauptstadt und zugleich zum Generalmünzdirektor ernannt. Was das letztere besagen wollte, weiß man, wenn man sich an die verschiedenen Münzverschlechterungen erinnert, zu welchen sich Friedrich der Große in der Not des Krieges gezwungen sah. Durch die mehrmalige Wiederholung dieser Operationen kam es dahin, daß das gute Geld so ungeheuer im Preise stieg, daß ein Dukaten oft mit neun Thalern bezahlt wurde. Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim, Itzig u. a., durch welche Friedrich diese Operationen ausführen ließ, welche bei denselben gewannen, auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen, an der sie saßen; und sogar Tauentzien, der von Haus aus arm war, hatte, wie Friedrich der Große selbst bezeugt, ein Vermögen von mindestens 150 000 Thalern erworben." Es ist charakteristisch, daß Adolf Stahr, der Weib und Kind um der Jüdin Fanny Lewald willen verlassen hatte (er ist übrigens selbst ein wenig des Judentums verdächtig), die Ephraim und Genossen mit der angeblichen Teilnahme der Christen zu entschuldigen sich bemüßigt findet. Über Lessing schreibt er: „Nur Lessing, der doch in ausgesprochener Absicht, seine Umstände zu verbessern, sich in das von ihm so gefürchtete Joch der Abhängigkeit eines Amtes begeben hatte, und dem seine Stellung mehr als andere Gelegenheit bot, sich ohne Unredlichkeit *) dieselbe zu Nutzen zu machen, konnte es nicht über sich gewinnen, diese Gelegenheit zu benutzen. Da er als die rechte Hand Tauentziens immer die erste Kunde von neuen Münzoperationen hatte, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, durch sichere Operationen Tausende zu gewinnen, wenn er sich nur, wie sein Bruder schreibt, um die neuen Geldauflagen ebensoviel als um neue oder alte Bücherauflagen gekümmert hätte." Natürlich lehnen die Gegner Lessings den Bruder als Zeugen ab. — Düntzer stellt den Handel kurz, wie folgt, dar: „Tauentzien war nicht allein General und Gouverneur, sondern auch Generalmünzdirektor. Eines der unseligsten Mittel, deren sich Friedrich zu seiner Erhaltung bedienen mußte, war die immer weitergehende Münzverschlechterung, welche die Berliner Juden Ephraim und Itzig zu besorgen hatten. Mit diesen kam auch Lessing, da die Verträge über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes Tauentzien aufgetragen waren, in nähere Verbindung. So war ihm Gelegenheit geboten, sich zu bereichern, da die Unternehmer seine Willfährigkeit belohnt haben würden, er auch den Umstand, daß er die erste Kunde von den neuern Münzverschlechterungen erhielt, zu seinem Vorteil benutzen konnte. Doch seine treue

*) Hier hat Sebastian Brunner in seiner Darstellung der Sache mit Recht ein Fragezeichen angebracht.

Redlichkeit, die Kenntnis der gewissenlosen Gewinnsucht des ihm aus der Voltairischen Skandalgeschichte bekannten Ephraim und seiner Genossen, sowie die Warnung Mendelsohns, der trotz der glänzenden Anerbietungen, die ihm Ephraim machte, nichts von diesem als schändliches Unrecht gehaßten Unternehmen wissen wollte, hielten ihn davon zurück. Lessing war kein Voltaire, sondern eine grundehrliche deutsche Natur." Es ist bezeichnend, daß, was bei Karl Gotthelf Lessing doch nur als vielleicht erdichtetes Geschichtchen gegeben wird, hier nun schon als geschichtliche Tatsache auftritt. — Hören wir endlich noch Erich Schmidt: „Dieser beneidenswerte Humor [Lessings] entsprang nicht zuletzt dem Umstand, daß der kauflustige [bücherkauflustige] Lessing damals wirklich sehr gut bei Kasse war, obwohl sein an Überfluß gewöhnter Beutel ‚herzlich schlecht Geld' enthielt, denn Friedrich mußte der erschöpften Kriegskasse durch eine böse Münzverschlechterung aufhelfen. Moses, den der Hauptunternehmer Ephraim in Berlin mit hohem Gehalt als Disponenten gewinnen wollte [also auch hier wieder die Anekdote als geschichtliche Tatsache!], sprach sich nicht nur aufs entschiedenste gegen eine so anfechtbare Finanzoperation aus, sondern sah auch den Freund sehr ungern mit diesem Handel bemengt. Tauentzien war nämlich zum Generalmünzdirektor ernannt worden, so daß sein Sekretär in der Tat das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes zu überwachen hatte. Lessing beruhigte den ehrlichen Ratgeber. Er saß im Rohr und schnitt keine Pfeifen. Die bequeme Gelegenheit, sich gleich vielen andern, die dabei ihrer bürgerlichen Ehre nicht verlustig gingen, zu bereichern, strich ungenützt an ihm vorbei. Er hatte mehr als nötig und war nie ein sparsamer Rechner. Wohl scherzt er brieflich über die Aussicht, im altrömischen Sinne beatus zu werden und Ramler zum Schatzmeister zu ernennen, wohl verbittet er sich spaßend jedes Vermächtnis von seinem alten Berliner Hausfräulein, doch eine kostspielige Lebensweise, reichliche Spenden nach Kamenz hin und die Abtragung mancher Schuld ließen ihn keine Renten sammeln. Er wußte 1763 kaum, wie hoch sein schlesischer Sparpfennig sich belaufe. Das Meiste war in großen Bücheranschaffungen nützlich, aber nicht vom Standpunkte des Kapitalisten fruchtbringend angelegt. Kein Dürftiger tat eine Fehlbitte bei ihm, und diese Freigebigkeit ging bis zur Verschwendung, so daß die Diener eines in Geldsachen so sorglosen Herrn jetzt und später der Lockung, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, nicht immer widerstanden. Der eine verschleuderte seine Bücher, der andere trug seine Kleider und seine Wäsche, von einem dritten hörte Lessing, er habe sich in Breslau ein Kaffeehaus gekauft, und antwortete lachend dem Hinterbringer: der hat es doch gut angewendet! Er selbst war unter flotten, lebensfrohen Offizieren und Militärbeamten, die alle den Thaler nicht lange in der Hand behielten, fast täglich zu größeren Ausgaben gezwungen, wenn abends zu den oft überlästigen musikalischen Genüssen die Punschgläser klapperten, die Weinpfropfen sprangen und der Ruf zum Hazardspiel erscholl, vor dem Tauentzien seinen Sekretär umsonst warnte. Der Anakreontiker von Leipzig trat erst in später Nachtzeit den Heimweg aus den Schenken an, und es geht die Sage, daß sein empörter Hausphilister, ein Pfefferküchler in der Schweidnitzer Straße, Mißgestalten aus süßem Teig mit der Unterschrift ‚Gotthold Ephraim Lessing' geknetet und längere Zeit hindurch verkauft habe ... Um so genauer hat uns der brüderliche Biograph Lessings Verhalten am grünen Tisch ge-

schildert. Ein Freund sah einmal, wie ihm beim glücklichen Pharaospiel die Schweißtropfen herunterliefen, und sprach auf dem Rückweg die Warnung aus, er werde nicht bloß seine Börse, sondern seine Gesundheit ruinieren; Lessing aber behauptete das Gegenteil: ‚Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Gründen so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Tätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide.‘ Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur, ruft sein Spieler Riccaut; doch ein späteres Wort Lessings besagt, nur solche Leute dürften stets die Karten in Händen halten, die nur das Wetter im Munde führten. So mag ihn unter dem Kriegsvolk oft der Mangel an Gesprächsstoff zum aufregenden Spiel gerufen haben. — Verständnisvoll bemerkt Goethe: ‚Lessing, der im Gegensatze zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder zu ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des General Tauentzien begeben.‘ Er lebte!“ Über Tauentzien heißt es bei Erich Schmidt noch: „Der hochgewachsene knochige Kriegsheld, aus dessen langem Gesicht treuherzige Augen vertrauenerweckend blickten, und der die ungeschminkte Meinung gern mit grobem pommerschen Humor aussprach, gewann bei Lessing rasch den Ruhm eines ‚sehr guten Mannes‘, und eine schöne Wertschätzung verknüpfte den hastigen General und den nicht minder raschen Sekretär. Noch im Herbst 1777 fragt Gotthold, ob Bruder Karl in Breslau seinem ‚alten, ehrlichen Tauentzien‘ begegnet sei.“ Er wird es doch nicht „ironisch“ im Sinne unsres „ollen ehrlichen Seemann“ gemeint haben? Ernsthaft: War Erich Schmidt nicht Stahrs nach Preuß's „Friedrich dem Großen“ gemachte Angabe von den 150 000 Talern bekannt? Daß Lessing, Ephraim und Mendelssohn in einem bestimmten Zusammenhang blieben, lehrt die folgende Ausführung bei Erich Schmidt: „In Breslau war er [Lessing] auf den hübschen Gedanken Ephraims eingegangen, daß Moses, Ramler, Nicolai mit Meil [dem Kupferstecher] zusammen für neue Geldstücke die Kriegstaten Friedrichs in allegorischen Darstellungen entwerfen sollten. Ein Moses mitgeteilter Einfall Lessings galt den bedeutsamen Verträgen, die als Vorboten des allgemeinen Friedens Preußen und Rußland nach dem Tod der Zarin Elisabeth verbanden; aber Peter III. ward schon im Juli 1762 entthront. Lessing wollte nun einen von mehreren Nattern umschlungenen Adler als Laokoon unter den Vögeln zeigen, dem ein Blitzstrahl Jupiters die gewaltigste von der Brust schlägt, da er der Übermacht fast erliegt; um das Brustbild des Zaren hätte man die ironischen Worte gelesen: Deus ex machina.“ Ich finde nicht, daß Erich Schmidt alle diese Dinge eines wirklichen Geschichtsschreibers würdig dargestellt hat.

Von den Gegnern Lessings hat Dühring, der ja überhaupt verschmäht, auf Lessings Leben einzugehen, auch das Verhältnis zu den Berliner Münzjuden nicht erwähnt. Wohl aber spricht er von seiner Leidenschaft für das Hazardspiel und meint, daß ja auch das Börsenspiel und überhaupt die wüste Finanzspekulation ein Judenbedürfnis par excellence sei. Man darf aber doch wohl die auch bei uns Deutschen, schon bei den alten Germanen vorkommende Spielleidenschaft und das jüdische Börsenspieltreiben

nicht durcheinander werfen. — Treffender ist eine Bemerkung des Jesuiten Alexander Baumgartner in seiner Schrift „Lessings religiöser Entwicklungsgang“ (Freiburg 1877): „In den Jahren 1760 und 1763 figurieren in Lessings Briefwechsel außer Mendelssohn ein Jude Joel, ein Jude Heyne Veitel Ephraim, ein Jude Heymann, ein Jude Kuh als freundschaftliche Bekannte, die Grüße und Nachrichten von Breslau nach Berlin besorgen. Veitel Ephraim war Münzunternehmer und besorgte im Auftrag des Königs und des Generals Tauentzien das Prägen geringhaltigen Geldes. Obwohl versichert wird, Lessing habe gewisse ‚glänzende‘ Anträge Veitel Ephraims abgelehnt und sich auf Warnung Mendelssohns sehr zurückhaltend gegen ihn benommen, so zeigt die Liaison doch immerhin, daß Lessing das Judentum von seiner wahren Seite kannte, und daß die Schilderung des Nathan auf vollständiger und bewußter Fiktion beruht.“ In der Tat wird in dieser Breslauer Zeit der Verkehr zwischen Lessing und Mendelssohn fortwährend durch Juden vermittelt. Moses schickt den Dichter Ephraim Kuh (den Auerbach zum Helden eines Romans gemacht hat) zu Lessing, mahnt Lessing, Kuh wieder zu benutzen, und dieser tut es auch; Joel bringt einen Gruß Lessings an Mendelssohn und berichtet über Lessings Leben, worauf dieser ihn, wie wir gesehen haben, freilich für einen Lügner erklärt — aber er mußte ihn doch kennen. Es tritt dann auch noch ein weiterer Briefüberbringer, von Lessing gesendet, namens Levi, auf, und die Beziehungen zu Ephraim sind auch augenscheinlich (Brief Lessings vom 17. April 1763, Brief Mendelssohns Mai-Juli 1763). Am unverhülltesten hat über all diese Dinge, über Lessings Geldwirtschaft überhaupt Sebastian Brunner geschrieben, aber freilich nur in seiner Art grimmig darauf los. Man kann ihm nicht folgen.

Der Schwerpunkt liegt meiner Ansicht nach auf der mitgeteilten Stelle aus dem Briefe Lessings an Moses Mendelssohn vom 7. Dezember 1760: „Was Ephraim übrigens anbetrifft, so ist mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich niemanden dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu sein; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann, von diesem und jenem, einen kleinen Wink geben.“ Die Art der Anschneidung des Gegenstandes beweist, wie ich glaube, daß Mendelssohn an Lessing über Ephraim geschrieben haben muß (man könnte auch eine Unterredung annehmen, wenn nicht der Eingang des Briefes „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Lichte zu sehn“). Dieser Brief Mendelssohns ist vermutlich verloren, jedenfalls ist er in dem den Briefwechsel Mendelssohns mit Lessing enthaltenden fünften Bande der von Prof. Dr. G. B. Mendelssohn herausgegebenen „Gesammelten Schriften“ Moses Mendelssohns nicht enthalten. Ich denke mir — man übersehe nicht, daß ich hier eine reine Vermutung gebe —, daß Ephraim, sobald er von Lessings Übernahme des wichtigen Postens erfahren, sich an dessen Freund Moses Mendelssohn wegen der „Gefälligkeiten“ gewandt, und daß dieser dann an Lessing ihretwegen geschrieben, zugleich aber, als vorsichtiger Mann, eine Warnung hinzugefügt habe. So erklärt sich der Satz ganz zwanglos. (Da man nicht weiß, wie Lessing den Posten

erhalten, könnte man auch da schon jüdischen Einfluß annehmen und die Furcht, sich mit Mendelssohn zu besprechen, auf dessen genaue Kenntnis der Münzjuden beziehen, doch scheint mir diese Vermutung unwahrscheinlicher.) Genug, Lessing hat jedenfalls die nähere Bekanntschaft Ephraims und seiner Genossen gemacht. Die früheste Auslassung über die ganze Angelegenheit bleibt die in Karl Gotthelfs 1793 erschienener Biographie. Friedrich Nicolai, der 1794 Lessings Briefwechsel mit Anmerkungen begleitete, ist augenscheinlich schon von ihr beeinflußt. Er schreibt, Anmerkung 12, zu der angeführten Stelle: „Moses hatte von dem Charakter des im Siebenjährigen Kriege so bekannt gewordenen Münz-Entrepreneurs Heyne Veitel Ephraim, des Vaters, keine gute Meinung. Die Kontrakte über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes waren vom König dem General von Tauentzien aufgetragen, und folglich hatte Lessing unmittelbar damit das Meiste zu tun. Moses haßte diese Münz-Entreprise aufs äußerste, weil er sie für das hielt, was sie war, unrecht. Er wollte auch nicht das Geringste damit, selbst nur mittelbar, zu tun haben: ungeachtet ihm der alte Ephraim sehr glänzende Vorschläge tat, um ihn dabei zu brauchen. [Hier ist, wie man sieht, das Geschichtchen schon verschwunden; vielleicht wußte Nicolai aber Bescheid.] Außer der eigentlichen Unternehmung selbst, die er für höchst unrecht hielt, waren ihm auch die Nebenintriguen, wodurch oft dieses und jenes eingeleitet und durch die dritte oder siebente Hand erlangt wurde, sehr verhaßt [Anmerkung hierzu: Aber diese Vorgänge belehren die Schriften: Der gerechtfertigte Ephraim. Oder Nachrichten über den Zustand des Sächsischen Finanzwesens. Nebst einer Vergleichung der Preußischen und Sächsischen Ökonomie. Durch den Juden Ephraim zu Berlin an seinen Vetter Manasses in Amsterdam. s. l. 1758 4°, und: Gedanken über den gerechtfertigten Ephraim, Burg-Friedberg 1758]. Daher warnte er seinen Freund Lessing. Lessing hat sich auch, wie jeder bezeugt, der von den Sachen weiß, höchst billig, gerade und uneigennützig bei diesem Geschäft betragen." Auch über die Gedenkmünzen berichtet Nicolai in einer Anmerkung (16) zu dem Mai-Juli-Briefe Mendelssohns: „Moses meint Ephraim und die übrigen Finanzunternehmer. Das Einzige, was er ihnen zu Gefallen tat (da er sonst schlechtweg abschlug, ihnen zu ihren Unternehmungen auf irgend eine Art Rat zu geben) war, daß er ein paar Denkmünzen auf Schlachten, welche sie prägen ließen, die Erfindungen an die Hand gab." Er gab übrigens dabei doch den Rat, diese Münzen als Scheidemünzen prägen zu lassen, für die dann ein ungeheurer Absatz sein werde; ganz also verleugnet sich der jüdische Geschäftsmann nicht — genug, das geschichtliche Material, das vorliegt, ist hiermit wohl vollständig gegeben. Ich persönlich glaube nicht an irgend ein bedenkliches Handeln bei Lessing. Er ließ die Sache eben gehen. Der Welt Lauf! Aber daß er die Juden bei dieser Gelegenheit nicht satt bekam, verstehe ich freilich nicht. Auch ich bin einmal, wie Lessing, ein Judenfreund gewesen und habe ziemlich viel mit Juden verkehrt. Da hörte ich einmal, wie mein Moses Mendelssohn einem jüdischen Gemäldehändler, der einen Maler um eine größere Summe betrogen hatte und dafür gerichtlich verurteilt worden war, damit entschuldigte, daß der Mann so viele Kinder habe, und ich stutzte und tat die Augen auf. Lessing hatte noch die Anschauung von der jüdischen „Nation", die dann später verloren ging, überliefert erhalten, aber er stutzte nicht: die Denkrichtung der Zeit, des achtzehnten Jahrhunderts hatte

ihn eben so stark, daß er gar nicht zum Überlegen kam. Und dann schätzte er Moses Mendelssohn und vielleicht noch den einen oder den andern Juden aufrichtig. Auch ich möchte nicht über Mendelssohn absprechen, wie ich denn überhaupt der Ansicht bin, daß jedes Volk, auch das tiefstehendste, gute und böse Individuen hervorbringt, eines aus lauter Schurken nicht denkbar ist, andrerseits freilich wieder die Überzeugung habe, daß selbst noch die besten Einzelnen den Rassencharakter verraten — Mendelssohn hatte die ganze Klugheit seines Stammes und hat, danach ist sein ganzes Lebenswerk zu beurteilen, immer zuerst dem Judentum und nicht etwa der „Humanität" gedient. Das haben unsere Väter nicht so gesehen; wir erkennen's nun aber wieder und erlauben uns die Frage: hat er, indem er dem Judentum diente, nicht dem Deutschtum geschadet?

Die Breslauer Briefe, in deren letzten noch über Spinoza verhandelt wird, sind die letzten ausführlichen des Briefwechsels Lessing-Mendelssohn. Ganze vier Jahre lang haben wir zunächst gar keine, dann schreibt Lessing nur noch selten und kurz. Das Verhältnis hörte damit freilich nicht auf: die beiden Männer haben sich noch öfter wiedergesehen, haben ihre Schriften gegenseitig gelesen, sich gegenseitig in Schriften erwähnt und durch Freunde grüßen lassen. Aber der „Ästhetiker" oder, wie er einmal selber sagt, der „Belletrist" in Mendelssohn tritt „allmählich zurück, der „Popularphilosoph" und „Reformator" des Judentums tritt in den Vordergrund. Schon in einem Briefe Mendelssohns von 1760 wird einmal der „Phädon" erwähnt, der dann 1767 erscheint und Mendelssohns berühmtestes Werk wird. Lessing nennt ihn einmal beiläufig in einem Briefe an Nicolai: „Wenn der ‚Phädon' in Wien konfisziert ist: so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe." Heute ist der Ruhm des Werkes freilich verblaßt. Selbst Hettner gibt zu, daß das Werk durch die Kantsche Philosophie unmöglich gemacht wurde, und Erich Schmidt sagt, hier habe ein unspekulativer Geist den Platon unter Wasser gesetzt. — Von dem Verhältnis Mendelssohns zu Lessings religiösen Streitigkeiten wird später die Rede sein. Alles, was er seit dem „Phädon" bis zu den „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes", die erst 1775 erschienen, schrieb, ist nur für den engeren Kreis der Juden bestimmt, die er aus ihrer geistigen Absonderung, ihrem Ghettotum zur deutschen Kultur führen wollte und geführt hat. Daß er damit die heutige unhaltbare Stellung des Judentums schuf, werden wir gleichfalls später darzulegen haben.

V.

Lessing der Dichter.

In dem sechsten Bande von Lessings „Schriften", 1755, erschien zuerst „Miß Sara Sampson. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen", das Lessing im Frühling 1755, zurückgezogen in Potsdam lebend, geschaffen hatte, und mit dem er in die Welt der eigentlichen Dichtung eintritt. Alle seine Jugendwerke sind Versuche und würden ihm, falls er früh gestorben wäre, in der Literaturgeschichte nur einen bescheidenen Platz neben den Mylius und J. C. Krüger, den Cronegk und Brawe eingebracht haben; mit der „Miß Sara Sampson" beginnt die besondere Entwicklung Lessings, die zugleich auch eine neue Entwicklung unserer deutschen Dichtung, des Dramas zumal, heraufführt. Dühring nennt Lessing einen angeblichen Dichter und auch einen unkünstlerischen Kunstkritiker und wird ihm also auch wohl die Bedeutung für die Entwicklung unserer Dichtung absprechen. Aber sind „Miß Sara Sampson", „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" aus ihr hinwegzudenken, ohne daß sie unterbrochen erscheint, sind andere gleichzeitige Stücke an ihre Stelle zu setzen? Ich bezweifle es nach wie vor. Etwas anderes ist es natürlich um den Dauergehalt dieser Stücke, aber können Werke, die einen großen Zeiteinfluß unzweifelhaft geübt haben, ohne wertvollere Eigenschaften sein? Wir wollen also die genannten Dramen Lessings zunächst einmal in der Zeit zu sehen versuchen und dann später über seine dichterische Bedeutung überhaupt reden. Daß er kein reiner Dichtertypus, ward ja schon früher ausgeführt.

Die „Miß Sara Sampson" erwähnt Dühring überhaupt nicht, obgleich er sie vielleicht für seine Anschauungen hätte ausnutzen können, man vergleiche die Anmerkung Paul Albrechts: „Der Name Betty an und für sich ist wiederum ein anglisierter biblischer Name, der in Deutschland wohl nur in jüdischen Familien vorkommt und daher Lessing wie Sara, Sampson [Simson], Hannah besonders passen mußte." Auch weniger äußerlich wäre „Miß Sara" vielleicht zum Judentum in Beziehung zu setzen, da sie am meisten von allen Werken Lessings aus „Anregungen" erwachsen ist: von „Anregungen des englischen Dramatikers Lillo [„Der Kaufmann von London"] und des englischen Romandichters Richardson [„Clarissa"], mit andern nahen und fernen, literarischen und erlebten Motiven verknüpft" redet Erich Schmidt, fügt dann freilich hinzu, daß gar manches eigentümlich amalgamiert und Modernstes nach Assoziationstrieben mit ältestem Metall legiert sei. Ist das nicht gerade die jüdische Schaffensweise? Wir wollen diese Frage zum Schlusse beantworten. Ich habe „Miß Sara Sampson" sehr sorgfältig wieder gelesen und bin jetzt der Anschauung, daß Erich Schmidt, dessen Auffassung ich früher teilte, sie doch falsch gesehen hat. Nein, Sara ist nicht die „welke Tugendrose", als die sie Schmidt hinstellt, Marwood ist auch nicht die bürgerliche Medea, sondern vor allem die Buhlerin, eine Vorgängerin der Camelien- und anderer Damen, die später

ihren Einzug auf unseren Bühnen gehalten haben. Aber ist sie nicht doch Lessings „erste große Figur und eine zukunftatmende Vorbotin Orsinas", wie Schmidt meint? Er hat, wie ich glaube, den Gesichtspunkt Lessings verrückt: Mochte dieser immerhin sein Drama in England spielen lassen, mag man schwerlich ein erlebtes „Motiv" in dem ganzen Stücke nachweisen können, man merkt doch, daß es ein Deutscher geschrieben, die Grundbehandlung ist deutsch. Und so ist es, obschon im bewußten Hinblick auf die Bühne verfaßt, zuletzt kein reines Bühnenstück, ist auch trotz der Erscheinung der Marwood, die ja an Dumassche Gestalten erinnern mag, nicht aufregend, sondern ein im ganzen gelungener Versuch, dem Leben auf deutsche Weise beizukommen. Man merkt, daß Lessing, der zwar die Engländer gelesen hat, in ihrem Banne ist, aber nun doch nicht ein jüdisches Blenderstück macht, sondern aus seinem deutschen Herzen herausdichtet. Daran kann auch Erich Schmidts Spott über die verzärtelte Humanität und den weichlichen Rührbrei nichts ändern.

Der große Erfolg der „Miß Sara Sampson", der auch dafür spricht, daß Lessing deutsche Herzenstöne angeschlagen hatte (denn das jüdische Premièrenpublikum hatten wir damals noch nicht), legte es ihm nahe, seinen Weg als Dramatiker weiter zu gehen, aber nun zeigte sich, daß sein „Genie" zu ausgiebigem dramatischen Schaffen nicht reichte. Unendliche Anregungen aufnehmend (wie auch die „Theatralische Bibliothek", 1754 bis 1758, zeigt, in der das römische und das italienische, das französische und das englische Drama, Seneca und Trissino, Destouches, Dryden und Thomson behandelt werden) und unzählige Stoffe anpackend, war er doch nicht imstande, der deutschen Bühne die zusammenhängende Reihe bedeutsamer Stücke zu schenken, deren sie damals noch so dringend bedurfte. Es ist aber manches Fesselnde unter seinen Fragmenten, vor allem der „Kleonnis", durch den Erich Schmidt sich mit Recht an Heinrich v. Kleists Stil erinnert findet, und der „Faust" lassen bedauern, daß sie nicht fertig geworden sind, mochte Lessing auch dem Fauststoffe schwerlich gewachsen sein. Vollendet ward nur der Einakter „Philotas" (erschienen 1759), der, wie Ewald von Kleists kleines Epos „Cissides und Paches", unzweifelhaft von dem Preußengeist des Siebenjährigen Krieges getragen ist und, trotzdem Theodor Fontane den Helden unglaubhaft fand, seiner ganzen Art nach gegen die „Judenschaft" Lessings spricht. Überhaupt findet man bei Juden nicht das unermüdliche Ringen, das für Lessings gesamte dramatische Tätigkeit bezeichnend ist; sie können immer alles und werden immer fertig. — Dem Siebenjährigen Krieg, dem Breslauer Aufenthalt Lessings ist ja dann auch das dramatische Werk Lessings entsprungen, das uns heute noch das liebste ist und seine frische Wirkung immer neu übt, das Lustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, verfertiget im Jahre 1763", aber erst 1767 herausgegeben. Dühring stellt auch die Geltung dieses Stücks als Folge jüdischer Einflüsterung hin: „Die Juden und Judengenossen pochen darauf als auf ein patriotisches Meisterstück und erstes deutsches Lustspiel. Ja sie haben sich vor dem Publikum zur Rettung Lessings gerade in diese Position zurückgezogen, nachdem die durch mich entstandene Lessingfrage ihnen das Handwerk des lügenhaften Lobhudelns ihres Advokaten doch etwas schwer gemacht hat ... Tatsächlich und auch völlig gebührenderweise hegt das Publikum für Lessingsche Schriften äußerst wenig Teilnahme und hat namentlich für seine Theaterstücke fast kein unmittelbares Interesse

— es müßte sich denn etwa mit der bloßen Tendenz befassen, wie dies die Juden und Judengenossen tun. Am allerwenigsten aber liest oder spielt und sieht man etwa ‚Minna von Barnhelm', ein Stück, in welchem die seinsollende Komik sich noch frostiger anläßt als in der ‚Emilia Galotti' die angebliche Tragik." Dem muß ich doch widersprechen: „Minna von Barnhelm" wirkt heute noch stark und unmittelbar, und nicht etwa auf Juden und Judengenossen, sondern auf das beste deutsche Publikum, die heranreifende und herangereifte deutsche Jugend. Das Stück wurde im Jahre 1909 bei den Weimarer Jugendfestspielen dreimal vor den aus ganz Deutschland zusammengekommenen älteren Schülern, die meist keine Großstädter, also vom jüdischen Geiste wenig beeinflußt waren, gegeben, ich habe allen drei Vorstellungen beigewohnt und muß nach meinen Eindrücken sagen: es kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die „Minna" für uns Deutsche noch voll lebendig ist und durchaus als deutsch empfunden wird. Selbst eine etwas zu moderne Auffassung der Titelheldin durch Agnes Sorma wirkte nicht störend (oder etwa gar bestrickend), es war augenscheinlich das Ganze, was die deutsche Jugend fortriß. Erst in der allerletzten Zeit, nach dem Weltkrieg, scheint mir die Wirkung der „Minna" etwas nachzulassen.

Als ehrlicher Mann gibt Dühring den Inhalt des Lustspiels richtig wieder. „Der Held [Major von Tellheim] erklärt es selbst, daß er nur Dienste getan habe, nicht aus Neigung zum Militärberuf, sondern um auch einmal das Leben in diesem Stande kennenzulernen. Auch hat er danach gehandelt; denn anstatt eine Kriegskontribution nach vorschriftsmäßiger Anweisung zu erheben, hat er sie aus Großmut gleich auf das geringste Maß herabgesetzt, mit welchem er sich nach Ordre nur im äußersten Falle begnügen sollte, und hat überdies sie selbst bar bezahlt, von den betreffenden pflichtigen Ständen aber dafür einen bloßen Wechsel angenommen. — Diese von Lessing dick aufgetragene Großmutstat hat zwei Folgen, auf denen das ganze Stück beruht. In diese Handlungsweise verliebt sich nämlich aus den betreffenden begünstigten Kreisen das thüringische reiche Fräulein Minna von Barnhelm, noch ehe sie den Helden selbst gesehn hat, und wird dessen Braut. Wer sich dagegen in diese Handlungsweise nicht verliebt, sondern sie im Gegenteil ungehörig findet, ja, unter Zweifel an der Barleistung, den Wechsel geradezu als Bestechung auffaßt, ist der Militärfiskus. Der Major wird abgedankt; man hält ihm nicht nur die Summe für den eingereichten Wechsel zurück, sondern es schwebt über ihm auch eine Untersuchung. Von allen Mitteln entblößt, sieht er es als einen Ehrenpunkt an, sich nicht eher, als bis seine Ehre wieder hergestellt und seine ökonomische Lage hiermit ebenfalls in Ordnung gebracht ist, mit dem reichen Fräulein zu verheiraten. Seiner Weigerung, sie unter solchen Umständen zu heiraten und mit deren außerordentlichen Reichtümern sich zugleich zu helfen, setzt diese die List entgegen, sich ihm gegenüber für enterbt und nunmehr völlig arm auszugeben. Hierauf ändert er seinen Entschluß und will das Fräulein heiraten. Da aber nun seine Sache durch einen Brief Friedrichs zu günstiger Erledigung kommt und er seine Gelder erhalten und seine Stelle wieder einnehmen kann, treibt das Fräulein v. Barnhelm das angefangene Spiel in dem Sinne weiter, daß sie nun ihrerseits dem Major erklärt, in der ökonomischen und herabgewürdigten Lage, in der sie sich infolge ihrer Enterbung befinde, ihn nicht heiraten zu wollen. — Dies soll die

Pointe und sozusagen der Hauptwitz des ganzen Stückes sein. Der Major soll für sein angeblich übertriebenes Haften an dem Ehrenpunkt und für die vermeintliche Eigenliebe, die in seiner Weigerung stecken soll, eine Lektion durch Bezahlung mit gleicher Münze erhalten. Wenn das nun eine komische Pointe sein soll, so ist das Spitzeinsollende daran gar stumpf; denn der Einwand, der auf seiten eines Mannes berechtigt ist, hat auf seiten eines Weibes kaum einen Sinn. Freilich von dem moralischen Kaliber eines Lessing kann man nicht erwarten, daß ein Unterschied gemacht werde, ob ein Mann sein ganzes Vermögen und seine ganze Existenz seiner Frau zu verdanken habe, oder aber umgekehrt die Frau ihm. Letzteres ist in Ordnung, während ersteres immer ein bedenkliches, wo nicht geradezu anstößiges Verhältnis sein wird. Was nun den Schluß betrifft, so will der Major angesichts der Weigerung seiner Braut sein eignes Glück, welches ihm diese Weigerung einträgt und welches er als eine ‚späte Gerechtigkeit' verachtet, zunichte machen. Er will deswegen den Brief Friedrichs schon zerreißen. Da muß Fräulein von Barnhelm ihm natürlich hindernd in die Hand fallen und das Erdichtete ihrer Enterbung bekennen, und hiermit ist dann die Harmonie vollkommen und die Heirat fertig." Neuzeitliche Frauenrechtlerinnen werden natürlich den von Dühring behaupteten Unterschied zwischen Mann und Frau leugnen: Auch die Frau, die rechte Frau empfindet es als peinlich, ihr ganzes Dasein ihrem Mann zu verdanken. Doch spricht die althergebrachte Auffassung für Dühring, und sein Fehler besteht nur darin, daß er den Lustspielcharakter des Stückes völlig übersieht. Was, es sollte im Lustspiel nicht erlaubt sein, jemanden durch eine Vorspiegelung etwas heimzuzahlen, selbst wenn diese Vorspiegelung nicht ganz der sittlichen Auffassung einer Zeit entspräche? Die Hauptsache ist doch, daß sie zu dem Charakter der vorspiegelnden Person stimmt, und das ist hier bei Lessing unbedingt der Fall. Das Belachen darf nie ungerecht sein und sich nie an einer wirklich ernsten Angelegenheit vergreifen, meint Dühring. Nun, Tellheims Gewissenhaftigkeit in allen Ehren, aber muntre Frauen werden in dieser, bei aller Anerkennung, immer auch Schwerfälligkeit sehen und die scheinbare Weigerung, eine Ehe einzugehen, ist denn doch noch nicht ein Angriff auf die Ehe und das Verhältnis von Mann und Frau überhaupt. Es würde ein Leichtes sein, die Berechtigung der Lessingschen Erdichtung aus der besten Lustspielliteratur nachzuweisen. Übrigens sehe ich eben, daß der von Dühring gemachte Unterschied im Stücke selber deutlich herausgestellt wird: Tellheim sagt im neunten Auftritt des fünften Aufzuges: „Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch alles, was dem Stärkeren nicht ansteht? So soll sich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemet? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des andern?" Die Äußerung Tellheims über die späte Gerechtigkeit darf nicht als seine eigentliche Überzeugung angenommen werden, sie ist eine aus dem Augenblick geborene Übertreibung.

Man muß „Minna von Barnhelm", wenn man ihr gerecht werden will, zunächst als Lebensbild, nicht bloß als Bühnenstück sehen. Nicht, daß Lessing gerade auf ein Lebensbild ausgegangen wäre, aber es ist ihm, da er mit seiner Zeit lebte und zumal in Breslau aus der Bücherwelt entschieden herausgekommen war, zu einem solchen geraten. Können wir uns die Vorgänge in Thüringen, die zur Verlobung Tellheims und Minnas führten, nicht einigermaßen deutlich machen? Wird uns das Gasthofleben,

das die abgedankten Offiziere in Berlin führen, nicht vollkommen klar? Tun wir nicht überhaupt in die Zeit unmittelbar nach dem Hubertusburger Frieden einen guten Blick? Auch das deutsche Leben überhaupt erfährt mancherlei Beleuchtung: Minna ist doch in vieler Beziehung das sächsische Rokokofräulein, Franziskas Verhältnis zu ihr echt deutsch; Paul Werners Freischulzengericht eröffnet einen Blick in die bäurischen Verhältnisse; Just und der neuangenommene Bediente Minnas führen in die wirkliche Bedientenwelt — und der Franzose Riccaut fehlte damals doch auch nicht im deutschen Leben, mochten auch die deutschen zeitgenössischen Besprechungen, wohl vom Bildungsstandpunkte aus, gerade mit ihm nicht zufrieden sein. Im großen ganzen ist zweifellos auch der Ton, in dem sich Hoch und Niedrig bewegen, der richtige, es stimmt nicht, wenn Dühring sagt: „Ein wirkliches Agieren oder vielmehr Sichpräsentieren, aus welchem die Charakterart ein wenig zu ersehen ist, kommt nur bei den untergeordneten Figuren, dem Bedienten und dem Wachtmeister des Majors in Frage. Hier ist die deutsche Ehrlichkeit zur Plumpheit und Dummheit verzerrt und so, wenn er auch nicht genannt wird, der deutsche Michel handgreiflich lächerlich zu machen versucht, soweit sich so etwas nicht auch schon am Major bewerkstelligen ließ.“ Unvoreingenommene Auffassung ist das doch wohl nicht: die Juste und auch die Paul Werner finden sich wohl heute noch im deutschen Leben, und wir lassen sie nicht mit den Beiworten plump und dumm abtun. Welch eine ergötzliche, wenn auch nicht eben uns Deutschen Ehre machende Figur ist dann der Wirt! Bei Tellheim sieht Dühring nur ein Anstreichen mit dem Großmutspinsel, aber ich behaupte, daß er ein allseitig durchgeführter Charakter ist, der beste, den Lessing (ob nun in Anlehnung an Kleist und sein eigenes Wesen oder nicht) je geschaffen, und ich habe das Zeugnis Herders für mich, das Dühring nicht hätte verwerfen können. „Dieser Mann“, schrieb Herder an seine Frau, „denkt so edel, so stark, so gut und zugleich so empfindsam, so menschlich, gegen alles, wie es sein muß, gegen Minna und Just, gegen Werner und die Oberstin (Marloff), gegen den Pudel und gegen den Wirt, daß er, außer dem kleinen Soldatenlichte, das ich ihm lasse, ganz mein Mann ist! Freilich ist er gegen die Minna kein Petrarca, gegen den Wirt kein Herrnhuter, gegen Justen kein Lammskerl und gegen Werner kein weicher Narr; aber er ist überall Major, der edelste, stärkste Charakter, der immer mit einer gewissen Würde und Härte handelt, ohne die keine Mannesperson sein sollte. In allem, was er sagt, würde ich kein Wort ändern, selbst bis auf die Stelle, wo er mit dem bittern ruhigen Lachen den härtesten Fluch gegen die Vorsehung redet — denn ach! auch dazu gehört, wenn man in die Situation kommt, Stärke und Mannheit, die freilich unsre gemeinen, christlichen, feigen, heuchlerischen Seelen nicht haben. Die Pistolen hangen nicht vergebens hinter seinem Bett, und auch selbst den Zug verzeihe ich ihm: er ist überall der brave Tellheim!“ Ich verzeihe ihm sogar, daß er, in der vermeintlichen Gefahr, Minna, die er wirklich liebt, zu verlieren, ein bißchen spitzfindig wird. — Dühring meint, daß der Major nicht als ein Verherrlicher Friedrichs und der zugehörigen völkischen Taten genommen werden könne, und daß das Stück zu einem deutsch-vaterländischen „umgelogen“ werde. In erster Beziehung gebe ich ihm bis zu einem gewissen Grade recht und bin auch nicht eben von der Wendung Erich Schmidts erbaut, der die „Minna“ ein vaterländisches Stück nennt, „das zwischen blutlosem Frost und hitzigem Chauvinismus [wie sollte der

nach Deutschland und in jene Zeit kommen?] seinen Weg nimmt". Nein, Lessing hätte ruhig ein bißchen mehr des Guten tun, hätte Tellheim, den Kurländer, immerhin erklären lassen können, daß er aus Bewunderung Friedrichs, nicht bloß, wie er sagt, „aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht, für welche politische Grundsätze", Soldat geworden sei. Und auch Paul Werner wären einige ausgeprägte Preußenzüge oder doch die volkstümliche Bewunderung des Königs recht wohl zu verleihen gewesen. Doch Lessing strebte, wie aus einem Briefe an Nicolai hervorgeht, die rechte Mitte zwischen dem Erzpreußen und dem Erzsachsen zu halten und tat daher lieber etwas zu wenig als zu viel, abgesehen davon, daß ihm im Geiste der Zeit der Weltbürger auch immer über den Vaterlandsfreund ging. Die rechte Erkenntnis vom wahren Wert des Soldatentums hat Tellheim aber („Man muß Soldat für sein Land oder aus Liebe zu der Sache sein, für die gefochten wird"), und die Bewunderung für Friedrich des Großen Gerechtigkeit bricht echt und unmittelbar hervor. Auch ist die Einführung des französischen Falschspielers Riccaut kein kaufmännisches Spiel auf die falsche deutsche Vaterlandsliebe oder gar Rache gegen Voltaire, sondern, wie schon angedeutet, Widerspiegelung wirklicher Verhältnisse. Alles in allem wird man gut tun, „Minna von Barnhelm" nach wie vor im Goethischen Lichte zu sehen: Goethe nennt sie bekanntlich die wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt, die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt und stellt als eigentlichen Inhalt hin: „Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß hergestellt."

Aber Minna! Herder schalt sie komödiantenmäßig, und Erich Schmidt, der Lessingianer, meint, daß die Charakteristik der Sächsin weder so tief sei wie die Tellheims noch sich in so festgezogenen Grenzen halte. Dühring, der für die Franziska etwas übrig hat, sagt geradezu, der Charakter der Herrin sei für Lessing eine zu hohe Aufgabe gewesen: „Das Fräulein von Barnhelm erklärt sich zu ihrer Zofe selbst wörtlich für ‚wollüstig und fromm' — gewiß ein sehr kennzeichnendes und in dem fraglichen Munde nach Lessingschen Begriffen recht geziemendes Bekenntnis! Doch was soll man einen Lessing auch hier noch mit der Auffassung der Liebe und der Frauen behelligen! Dafür steht seine Gestalt zu tief, und seine Minna, wo sich an ihr und ihrer Liebe überhaupt noch Charakter bemerken läßt, ist noch zehnmal mißlungener als seine Emilia." Ich weiß doch nicht. Nachdem ich die Sorma die Minna ungefähr wie eine neuzeitliche Pariserin oder besser vielleicht noch wie eine Weltdame slawischen Ursprungs hatte spielen sehen, überlegte ich mir, wie sie etwa als Rokokofräulein obersächsischer Herkunft und Bildung (das Thüringische besagt nichts) zu spielen wäre, und ich fand, daß die richtige Mischung geschichtlicher Färbung und deutschen Wesens diese Gestalt sehr fesselnd machen müsse. Auch ein gut Teil unberechenbarer Frauennatur glaubte ich dabei zu entdecken, und vielleicht ist von dieser Seite her die Antwort auf die Frage Erich Schmidts zu geben, „warum Minna den Handbrief, der ihr Glück besiegelt, so kühl aufnimmt, warum sie noch ein paar Szenen hindurch Komödiantin bleibt, statt die Finte nun einzugestehn". Das gebe ich zu, so deutlich wie Tellheim wird Minna nicht,

aber Lessing war eben auch kein Goethe. Die Finte, Minnas Vorspiegelung, beginnt im sechsten Auftritt des vierten Aufzuges, kurz vor dessen Schluß und zieht sich im fünften Aufzug von dem fünften bis zum neunten Auftritt (eingeschlossen) hinüber — ich finde nicht, daß das zu lang ist, zumal da durch den Brief des Königs ja noch eine starke Wendung der Lage eintritt, aber Erich Schmidt sieht hier die wunden Punkte des Dramas und findet die „heute allgemach verblassenden Auseinandersetzungen zu breit und peinlich, mitunter frostig und künstlich geführt". Nun, da kann man verschiedener Ansicht sein. Dühring meint, daß es dem Stück überhaupt gänzlich an Handlung fehle: „Die oben angegebenen Hauptvorgänge müssen zu neun Zehnteln aus den Erzählungen der Personen entnommen werden, anstatt in wirklicher Aktion auf der Bühne vor sich zu gehen." Gegen die allzuäußerliche Auffassung des Begriffes Handlung hat Lessing schon in jungen Jahren Verwahrung eingelegt, und ich glaube, daß die allmähliche Aufhellung der ganzen Verhältnisse, die sich nicht bloß über die von Goethe gerühmten ersten zwei Akte der Einführung, sondern bis tief in den vierten hinein erstreckt, wahrhaft meisterhaft ist. Ist es nicht überhaupt für ein Lustspiel Handlung genug, wenn von einem verlobten Paare zuerst der Bräutigam aus ernsthaften Gründen drei Akte lang nicht heiraten will und die Braut dann in den zwei letzten scherzhaft den Spieß umkehrt? „Lessings Taktik besteht darin, edlere Motive, die er vermöge seines Charakters nicht leiden kann, erst zur Karikatur zu verzerren, um sie dann in dieser Karikatur lächerlich zu machen", lautet es bei Dühring, und dann weiter: „Freilich gelingt ihm weder die Karikatur noch die Erregung der Lachmuskeln. Nur ein Unaufmerksamer, der nicht überlegt, wird an den ekelhaft peinlichen Empfindungen vorüberkommen, die für jedes edlere Gemüt und für jeden freieren Sinn anstatt des komischen Eindrucks entstehen." Das ist ebenso übertrieben, wie die Festlegung des Charakters Minnas auf „wollüstig und fromm" (da sie doch von den Gegensätzen der weiblichen Natur: „Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm" und vom Empfinden dieser Gegensätze in einem erregten Augenblick redet), wir sehen den Kampf zwischen Mann und Frau in einem gehaltvollen Lustspiel, das nicht bloß, wie Erich Schmidt will, grundsätzlich die Mitte zwischen comédie larmoyante und Posse hält, das eben ein Stück Leben ist. Da wollen auch die von Albrecht in diesem Stück nachgewiesenen und von Erich Schmidt trotz einer Bemerkung gegen die wilde Motivjagd so ziemlich vollständig verzeichneten fremden Motive nicht viel besagen: Wir wissen ja, wie Lessing schuf, und zum Überfluß hat er es, wie wir bald sehen werden, ganz ehrlich eingestanden. „Die Entstehungsgeschichte", so habe ich schon in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" gesagt, „hat hier unendlich viel weniger zu bedeuten als bei ‚Miß Sara Sampson', das Beste kommt diesmal wirklich aus Leben und Zeit und aus der Natur des Dichters, wenn wir es auch hier wiederum, Lessings Anlage gemäß, mit einem Gewebe, einem sehr feinen, und nicht mit einer ‚elementaren' Schöpfung zu tun haben, die ja aber auf dem Gebiet des Lustspiels überhaupt selten ist." Ich verweise auf jene Ausführung, die auch die vaterländische Bedeutung der „Minna" hervorhebt, die vor allem in der Zurückführung des deutschen Lebensernstes auf die deutsche Bühne bestehe, ohne den auch das Lustspiel bei uns nicht existieren könne. „Ich würde ‚Emilia Galotti' und ‚Nathan der Weise' mit Vergnügen hingeben", so schloß ich, „wenn wir dafür ein

halbes Dutzend der ‚Minna von Barnhelm' gleichwertiger Lustspiele hätten erhalten können." Das ist auch heute noch meine Überzeugung, wenn ich auch verstehe, daß die heutigen Deutschen die Berechnung in dem Stück etwas lebhafter empfinden und das Ursprüngliche stärker vermissen. „Abthun" wird die „Minna" erst eine große ausgesprochen deutsche Lustspielbegabung.

Bei Dühring wird im übrigen „Minna von Barnhelm" nur nebenbei behandelt; um darzutun, daß Lessing nur ein angeblicher Dichter sei, hält er sich vor allem an „Emilia Galotti"; „denn dieses Stück ist das anspruchvollste und auch wirklich das verhältnismäßig Beste oder richtiger gesagt, das am wenigsten Schlechte, was Lessing an sogenannter Poesie geliefert hat." Er hatte sich, nachdem er Breslau verlassen, von Mai 1765 bis April 1767 wieder in Berlin aufgehalten — der „Laokoon" und „Minna von Barnhelm" erscheinen in dieser Zeit —, war dann Dramaturg eines neueröffneten „Nationaltheaters" in Hamburg geworden und darauf, nachdem das Theater schon im November 1768 wieder hatte geschlossen werden müssen — Lessings „Hamburgische Dramaturgie" erhält sein Gedächtnis — einem Rufe des Erbprinzen von Braunschweig als Bibliothekar nach Wolfenbüttel gefolgt, welches Amt er im Mai 1770 angetreten hatte. In Wolfenbüttel vollendete er nun zunächst sein Trauerspiel „Emilia Galotti", das ihm aus der Beschäftigung mit dem römischen Virginia-Stoffe erwachsen war und schon in Hamburg die neuzeitliche Form erhalten hatte. Es erschien zugleich einzeln und in den „Trauerspielen", Berlin 1772, und wurde im März 1772 zu Braunschweig, also in einer fürstlichen Hauptstadt, aufgeführt, worüber man sich bei der Richtung des Stückes doch etwas wundert — aber die Braunschweiger Fürstlichkeiten waren ja Freimauer. — Wenn irgendeins unserer klassischen Dramen, so ist „Emilia Galotti" kritisch gründlich durchgehechelt worden und, was Dühring gegen das Stück vorbringt, daher kaum neu. Er zeigt zunächst, daß auch der reine Virginia-Stoff nicht zur Tragödie geeignet ist: „Zur Tragik gehört Heldenaktion, und Virginia ist passiv duldend. Ihr Tod und gleichsam sie selbst ist Mittel zum Zweck, wenn auch ein Teil dieses Zweckes die eigene Ehre der Jungfrau ist. Ihr Vater ist der Handelnde und, wenn man es durchaus so nennen will, der Held. Wo sollte aber bei ihm das eigentlich Tragische gefunden werden, da er nicht unterliegt, sondern triumphiert, wenn auch durch ein furchtbares Opfer und durch die Überwindung eines grausamen Schmerzes triumphiert! Er hat viel verloren, aber er bleibt Sieger." Das ist unwiderleglich. Dühring fährt dann fort: „Im Falle Lessings sind verschärfende Umstände vorhanden, welche die Verkehrtheit der Stoffwahl zu einem noch schlimmeren Verstoß machen, als die einfache Dramatisierung der ganzen Virginia-Erzählung gewesen sein würde. Man werfe einen Blick auf die Lessingsche Parallele. Da ist an Stelle des Appius Claudius ein Prinz, der aber noch nicht einmal die Kraft zum Verbrechen hat. Eine Kreatur von ihm, sein Kammerherr, muß sie für ihn haben. Er selbst dagegen will wohl den Zweck, aber nicht die Mittel und glänzt, wenn überhaupt, jedenfalls nur durch Schwächlichkeit und durch nachträgliche Adoption der Früchte des Meuchelmordes. Sein Kammerherr hat die Begleitung der Emilia auf der Fahrt zur Hochzeit durch angestiftete Banditen überfallen lassen, dabei speziell dafür gesorgt, daß der ihr anzutrauende Gemahl erschossen wurde, und überdies die Komödie einer Scheinbefreiung von den Banditen inszeniert. Die auf diese Weise scheinbar ge-

rettete Emilia soll nun, unter dem Vorwande einer richterlichen Untersuchung des Überfalles, von dem Verkehr mit ihren Eltern isoliert und sozusagen in prinzlicher Verwahrung festgehalten werden. — Bis hierher ist, wie man sieht, die Geschichte in einigen Zügen analog. Es ist nämlich auch ein Rechtsvorwand, der die neue Virginia zwar nicht zur Sklavin machen, aber doch zeitweilig und gerade lange genug in die Machtsphäre des Nachstellers bringen soll. Es ist ebenso eine Kreatur im Spiele, nur daß auch sie halbschlächtig geraten ist; denn dieser Kammerherr gehört zu jener Gattung Kreaturen, welche zugleich die Herren und Leiter ihrer Herren und Schöpfer sind. Die Charaktermisere ist also bei beiden vollständig. Der Kammerherr ist privatim auf eigne Rechnung noch ein besonderer Schurke; aber man sieht nicht recht, wie der von Lessing ziemlich beschönigte Prinz dazu kommt, mit einem solchen Subjekt, ausgenommen angesichts des letzten Mißerfolges, vollständig zu harmonieren. Es ist eine widerwärtige Halbheit in dieser von Lessing herausgekünstelten und zur verächtlichsten moralischen Misere gewordenen Haltung des Prinzen und seiner Kammerkreatur. Dagegen waren doch die beiden entsprechenden Figuren der alten Erzählung markierte und konsequente Charaktere. Appius und sein Klient tun jeder das Seinige, wie es ihrer sauberen Aufgabe geziemt; der Herr herrscht und handelt, der Klient tut nach Anleitung seine Dienste. Bei Lessing aber haben wir es mit Patronen und Leuten zu tun, die weder herrschen noch dienen, weder befehlen noch gehorchen können. Das ist nun die eine Partei in der Schürzung des Knotens, und sie ist wahrlich schwächlich genug. Ihr sollten eigentlich keine großen Dinge begegnen können, auch nicht im Verfehlen. Ihr gegenüber wäre jede bedeutende Aktion auf der andern Seite unwürdig. Solches Gelichter kann mit andern Mitteln behandelt und aus seiner Bahn geworfen werden; dazu ist es nicht nötig, eine Virginia zu erstechen. — Trotzdem soll es nun aber um jeden Preis auf der andern Seite tragisches Heldentum geben. Wo es liege, ist allerdings nicht zu finden. Das Publikum hat stets die Emilia für die Heldin des Stückes angesehen. Die angebliche Tragödie trägt nach ihr den Namen. Doch dieser Umstand soll nach Lessing, der sich nach antiken Verirrungen und Schiefheiten unkritisch richtet, selbst nicht entscheidend sein. Was aber dazu nötigt, hier das Heldentum des Stückes, wenn auch nicht zu finden, doch wenigstens zu suchen, das ist die Aktion oder vielmehr der Schein von Aktion, zu dem das sonst passive Mädchen in der vorletzten Szene in ein paar Äußerungen gelangt. Zwar ist das Mienemachen, den ihr von ihrem Vater in die Hand gegebenen Dolch sofort gegen sich zu gebrauchen, arg widerspruchsvoll; denn es stimmt nicht zu ihrer sonstigen Haltung. Allein Lessing selbst meint ja, der Charakter der Emilia fange erst am Schlusse des Stückes an, interessant zu werden, und dies kann wohl auch nicht allein darin liegen sollen, daß sie von ihrem Vater Odoardo erstochen wird. Die Frage ist demnach, ob sie den Tod selbst aufrichtig will. Wäre dies der Fall, so wäre sie hiermit auch zugleich die Heldin des Stücks. Das Publikum, welches bei einer Aufführung wahrlich nicht Zeit und Neigung haben kann, das Schlußgespräch zwischen Emilia und ihrem Vater Punkt für Punkt kritisch in Erwägung zu ziehen, und ebenso der Leser des Stückes, der nur um der Sache und des Eindrucks willen liest, beide werden sich der Widersprüche in den Äußerungen der Emilia nicht deutlich bewußt werden. Sie werden deren Worte gelten lassen, wie diese unmittelbar sind, und sie werden die betreffenden

Äußerungen nicht kombinatorisch auf die Wahrheit des Charakters prüfen, von dem sie ausgehen. Sie werden aber im unmittelbaren Gefühl einen Gesamteindruck erhalten, der nicht günstig sein kann, wenn ihr Sinn edel und ihre Empfindung für die Wahrnehmung der Mißklänge geübt ist." Damit ist Dühring an den Hauptpunkt gelangt. Wir wollen hier einen Augenblick halt machen, um Stellung zu seinen ersten Ausführungen zu nehmen. Ohne Zweifel ist „Emilia Galotti" keine wirkliche Tragödie, sondern ein Intrigenstück — aber hat sie nicht ihre Wurzeln im wirklichen Leben? Dühring mag das Gelichter des Hofes von Guastalla noch so verächtlich abtun, es war doch zu Lessings Zeit in Deutschland vorhanden und die Übertragung des Virginia-Stoffes in seine Gegenwart, der Versuch einer bürgerlichen Tragödie immerhin moralisch gerechtfertigt — der Dichter schafft aus dem Leben. Das freilich ist, wie schon ausgeführt, merkwürdig, daß die Fürsten das Stück nicht einfach unterdrückten. Bekanntlich hat schon Goethe dem Werk seine geschichtliche Stellung angewiesen: „Den entschiedensten Schritt jedoch tat Lessing in der ‚Emilia Galotti', wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten der aufgeregten Zeit vollkommen zu." Bei dieser Auffassung, die man nicht so zu übertreiben braucht, daß man die „Emilia" geradezu ein revolutionäres Stück nennt, sind natürlich die künstlerischen Forderungen nicht fallen zu lassen, und Dühring tut ganz recht, wenn er später auch die italienische Umwelt der „Emilia" scharf unter die Lupe nimmt; jedoch, Zweckdichtung hat eine bedingte Berechtigung und darf nicht allein unter künstlerischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Wie bei der „Minna", ist auch hier das Lebensbild neben dem Drama zu sehen. Da kommen wir nun freilich zu dem aus dem Virginia-Stoffe stammenden Motiv zurück: War die Opferung der jungfräulichen Gestalt im Zeitalter des Rokoko möglich?

„Emilia", fährt Dühring fort, „traut sich nicht zu, der Verführung widerstehen zu können. Sie fürchtet nicht die Gewalt; aber sie erklärt ausdrücklich ihrem Vater, sie habe Sinne. Das Haus der Grimaldi sei ein Haus der Freude. Der Dolch, den ihr der Vater mitgeben will, kann ihr daher eingestandenermaßen nichts helfen. Ihr fehlt die Zuversicht zu sich selbst, im Notfall den Willen zu finden, ihn zu gebrauchen. In ihr herrscht also Sinnlichkeit und fehlt jegliches Höhere, was sie, in einer auf sich selbst angewiesenen Isolierung, fähig machte, ihre Ehre und mit dieser zugleich die ihrer ganzen Familie zu wahren. Solche Schwächlichkeit darf nun offenbar da nicht walten, wo eine Heldin vorhanden sein soll. In welchem Grade aber die bloße Sinnlichkeit bei ihr vorwaltet und wie wenig sie zu einem idealeren Aufschwung des Gefühls fähig ist, geht noch besonders daraus hervor, daß sie jene Äußerungen und speziell auch die von jenem Hause der Freude angesichts der eben erst an ihrer Seite erfolgten Ermordung des Grafen Appiani, des ihr anzutrauenden Gemahls, zu tun vermag. In solcher Situation die Macht der Sinne veranschlagen und den freiwilligen Fall voraussehen, das verrät eine Art der Liebe, die in den niedrigen Regionen haust, und stimmt übrigens ganz und gar nicht zu dem Schein von Energie, vermöge dessen es das Aussehen bekommen soll, als wollte sich Emilia selbst erstechen. Dies sind also Unwahrheiten im Charakter, welche, wenn bemerkt, die Teilnahme für den angeblich tragischen Gegenstand sehr herabstimmen müssen. Noch mehr müssen sie aber den

Künstler des Dramas bloßstellen; denn sie enthüllen seine eigene Denk- und Gefühlsweise, die sich in seinen Idealen oder, um angemessen nicht zu edel zu reden, in seinen Gebilden von Personnagen spiegeln muß. — Wo ein Künstler durch bedeutende Züge für seine Gestalten Teilnahme erwecken will, da tut er dies nach seinem Urteil und Geschmack. Er bestimmt hiernach, was als gut und was als schlecht, was als wahr und was als unwahr, was als schön und was als häßlich in der Mischung der Charaktere den entsprechenden Eindruck machen soll. Hat er hier in sich selbst kein Maß oder nur ein unzulängliches, ja schlechtes, so wird seine Phantasie nicht nur nichts Ordentliches schaffen, sondern auch die Stoffe, die sie anderweitig entnimmt, noch obenein verderben. Letzteres ist der Fall Lessings. Die Karikatur der Virginia, welche Emilia Galotti heißt, wäre nicht entstanden, wenn Lessing von dem Charakter und der Macht der Liebe im Gegensatz zu ihrer Herabminderung auf eine niedrige Region der Sinnlichkeit auch nur einiges verstanden hätte. Er würde alsdann wenigstens darauf verzichtet haben, seine neumodische Virginia mit einer sinnlichen Liebesunsicherheit gegen den Prinzen auszustatten. Ein Mädchen in solcher Sinnesverfassung kann im Ernste die fragliche Rettung nicht wollen und ist diese nicht wert. Ja es ist eine völlig unnütze Grausamkeit, solche heroisch sein sollende Rettung über sie zu verhängen." Dühring geht, um Lessings niedrig geartete Auffassung der Liebe nachzuweisen — die Lessingfreunde reden hier in der Regel von „antiker" Gesinnung — auch noch auf seine bekannte Äußerung von dem notwendigen zynischen Schlusse des „Werther" ein und redet dabei bereits von „Gemeinschaft mit der sich durch auserwählte Bocksgeilheit und Geilfrechheit auszeichnenden Sinnesart der Hebräer". Die Schlußsätze über Emilia lauten: „Lessing hat in der Figur der Emilia eine Chimäre zusammengestückt, und das Chimärische dieses Uncharakters stammt eben aus der Lessingschen Unfähigkeit, eine naturwahre Gestalt, ich will nicht sagen, aus seinem Geiste hervorzubringen, sondern auch nur zu kopieren. Hätte er die Züge, wie man sie sich nach der Erzählung an der Virginia denken muß, in anspruchsloser Einfachheit bestehen lassen, so würde er wenigstens jenes Stück Karikatur vermieden haben. Jedoch hiezu fehlt ihm das Verständnis der Gefühle und speziell das der Gefühle arischer Völker, vollends aber der modernen Nationaltypen. Unter den letzteren ist die deutsche Gemütsart und die zugehörige Achtung des Weibes samt dem Verständnis der edleren Liebe dem nicht bloß judengenössischen, sondern sich selbst in allen Richtungen jüdisch anlassenden Lessing am fremdesten geblieben." Da hätten wir denn wieder die Dühringsche Schlußfolgerung.

Wir wollen hier keine ausführliche Erörterung des vorliegenden „Problems" geben. Wie man weiß, stieß sich schon Matthias Claudius an der Äußerung der Emilia: „Ein Ding habe ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich die Emilia sozusagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätte an ihrer Stelle nackt durch'n Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren." Das ist, mag Erich Schmidt bei dieser Gelegenheit auch herablassend von dem „braven Matthias Claudius" reden, die richtige deutsche Empfindung. Auch Grillparzer sprach hier ja von einem „Widerlich", und selbst Erich Schmidt muß zugeben, daß die Stelle, so wie sie da ist, ungünstig wirkt: „Der frivole Zuschauer lächelt, der empfindsame ärgert sich, der gesunde

schüttelt den Kopf." Grillparzer hat die Entgleisung damit zu erklären versucht, „daß Lessing erwiesenermaßen mit dem Schlusse nur spät und da mit einer Art Übereilung zustande kam. Er hatte sich das ganze Stück deutlich gemacht, nur den Schluß nicht, und da merkte er vielleicht, daß er ein vortreffliches Schauspiel, aber ein schlechtes Trauerspiel geschrieben hatte". In der Tat kann man diese Erklärung annehmen: Lessing merkte, daß das Opferlamm Virginia in einem neuzeitlichen Drama nicht brauchbar sei, aber er wagte doch nicht, den Stoff vollkommen umzugestalten und Emilia, eine tragische Emilia entschieden in den Mittelpunkt des Stücks zu setzen. Man kann auch sagen, die Zeit ließ es noch nicht zu. Was hätte geschehen müssen, hat der junge Hebbel im Tagebuch von 1839 klar herausgestellt. Er berührt sich in seiner Beurteilung des Stücks vielfach mit Dühring, aber er sagt doch, nachdem er zunächst von gemeiner Seele geredet: „Übrigens übersehe ich nicht, daß Emilia der herrlichste Charakter geworden wäre, wenn ihn ein wahrhafter Dichter geboren hätte; es ist außerordentlich schön, daß das Mädchen aus heiliger Scheu vor den dämonischen Mächten in ihrem Innern in ihrer letzten freien Stunde weiblich furchtsam und doch heldenkühn den Tod erwählt; gewiß hat auch Lessing die Situation seiner Heldin so empfunden, nur, daß ihm die Mittel zur poetischen Darstellung versagten." Hebbel führt dann noch weiter aus, wie das Drama, die Tragödie zu gestalten gewesen wäre — ich verweise einfach auf seine Ausführung (19. Februar 1839), weil hier die ganze Frage nicht erörtert werden kann. „Sich zu töten, weil man fühlt, daß man, wenn man sich nicht tötet, nicht stark genug sein wird, die Unschuld zu bewahren, ist wohl kaum der Mühe wert", sagt er zum Schluß in fast wörtlicher Übereinstimmung mit Dühring, während Erich Schmidt seine Hoffnung noch auf die Schauspielerin setzt, aber, wie erwähnt, doch auch zuletzt Lessings ungenügende Dichterleistung zuzugeben sich genötigt sieht. Er findet überhaupt den ganzen Schluß ungenügend, das Stück unvollendet, genau wie Dühring lange Jahre vor ihm. Aber auch auf diesen Punkt, der wesentlich von Odoardos Charakter abhängt, wollen wir hier nicht näher eingehen: Lessings Werk ist Zweckdichtung, Lessings Werk ist Bühnenstück — und es mußte beides sein, wenn es seine Zeitaufgabe erfüllen sollte.

Hören wir endlich noch Dührings Schlußurteil: „Die Kläglichkeit der Lessingschen Komposition von Charakteren begreift sich einerseits daraus, daß ihm überhaupt jede unmittelbare Befähigung zum Dichter abging, und zweitens daraus, daß er das, was er trotz Mangels der Dichternatur künstlich nach Regeln drechselte, nach schlechten Regeln und überdies fast ohne Verständnis für die höhern Beweggründe edleren menschlichen Handelns, aus chimärischen Widersprüchen und gemeinem Stoff zusammensetzte. Seine Prosadichtung, welche er als Tragödie ‚Emilia Galotti' ausgab, ist in der Tat ein Zeugnis nicht bloß für die undichterische Anlage, sondern auch für den Mangel jenes Verständnisses für die Bedeutung von großen Gemütskräften und Handlungen, wie es nicht einmal einem eindringenderen Kritiker, geschweige einem des Namens werten Dichter fehlen darf. Jenes Stück ist nicht bloß herzlos, sondern auch kopflos. Es ist kopflos in mehr als einer Beziehung. Der sogenannten Tragödie fehlt ein Held; die Emilia, wie schon gesagt, soll es nicht sein; denn Lessing findet nicht bloß an jungfräulichen Heldinnen keinen Geschmack, sondern vermag, wie er ebenfalls in dem oben angeführten Brief an seinen Bruder über

Emilia Galotti sagt, an den unverheirateten Mädchen keine anderen Tugenden zu statuieren, als Frömmigkeit und Gehorsam. Nun könnte sich freilich eine gewisse Julia Capulet, wie sie durch den Geist eines Shakespeare uns lebendig vor Augen steht, bei Lessing gemeldet und ihn ersucht haben, an ihrem Shakespearischen Bilde Geschmack zu finden. Sie möchte doch wohl eine jungfräuliche Heldin sein; denn sie besteht um der Liebe willen den Tod zweimal, einmal das Fürchterliche und Gewagte des Totscheinens, das andere Mal den wirklichen Tod mit dem Dolche ihres Romeo. Aber freilich bei Lessing würde sie nicht vorgelassen; der versteht sich höchstens darauf, für die Werther zynische Schlüsse zu projektieren. — Julia Capulet ist jedenfalls nicht judengemäß, und auch der Dichter der Shylockgestalt wahrlich nicht nach Lessingschem Maß ein so großes Genie, wie der werte Freund Lessings und nach seiner Meinung auch der zweite Spinoza, der platte und beschränkte Philosophler Moses Mendelssohn. Wie dieser Jude die Rousseausche Heloise, auch eine Julia und auch eine jungfräuliche Heldin, ansah, so tat es auch unter ausdrücklicher Berufung auf ihn Lessing. So kann es denn kein Wunder nehmen, daß auf einem solchen Boden, wo das Gemüt fehlte und Gemütskraft und edle Leidenschaft unbekannte Begriffe waren, daß also in der Lessingschen Brust keine Regungen zur Verfügung standen, die für echte Heldenhaftigkeit und geistige Größe irgend einer Art hätten ein sympathisches Verständnis bei Lessing selbst erwecken, geschweige durch ihn bei anderen hervorbringen mögen. Hiermit ist aber auch zugleich erklärt, daß er nicht bloß kein Dichter, sondern auch nicht einmal ein Kritiker des Bedeutenden sein konnte; denn ein echter Kritiker, der nicht äußerlich und oberflächlich bleiben will, muß es verstehen, sich sympathisch in seine Gegenstände zu versenken. Er muß von den hochmenschlichen Kräften, die er messen will, etwas in sich tragen, und bestände dieses Etwas auch nur in schwächeren Analogien. Sonst hat er keine Maße, ja keine Begriffe für das, was er beurteilend abwägen und über dessen Gehörigkeit und Ungehörigkeit er entscheiden soll. — Das Hochsinnige bedeutender Charaktere wird nur durch das verstanden, was ihm in andern gleichartig, wenn auch nicht mit der gleichen Kraft, teilnehmend entgegen kommt. Wenn nun in diesem Punkt der Kritiker unter das Publikum sinkt, welches sich doch von dem Hohen unwillkürlich ergriffen fühlt und in seinen Empfindungen und Gedanken wenigstens für den Augenblick emporgehoben wird, — wenn der Kritiker in diesem Punkt besserer menschlicher Erregbarkeit arge Defekte hat, die ihn unter dem mittleren Maß erscheinen lassen, dann kann bei ihm von einem Gerechtwerden gegen seinen Gegenstand gar nicht mehr die Rede sein. Dies ist der Fall Lessings in allem, was die edle und höhere Menschheit angeht." Ich bestreite es. Gewiß ist Emilias Rede eine starke Entgleisung, aber als gemeine Seele darf man auch sie nicht bezeichnen; Hebbel hat recht, wenn er, wie wir schon gehört, von heiliger Scheu vor den dämonischen Mächten in ihrem Innern redet, mag Lessing auch diese Scheu nicht recht herausbringen und Adolf Stahr darauf in jenen Worten nichts weiter als eine Reizung des Vaters zum Töten sehen. Dann die Orsina — Dühring erwähnt sie überhaupt nicht, und es ist leicht, sie als „Maitresse" abzutun, aber doch möchte ich ihre Leidenschaft nicht durchaus unedel nennen. Odoardo, Appiani, selbst Claudia haben auch Gemütskraft, hinter der man die des Verfassers merkt, und die Art, wie Marinelli und selbst der Prinz behandelt sind, möchte ich wohl

edle Leidenschaftlichkeit des Dichters nennen, um so mehr, als Lessing bei der Darstellung des Prinzen, vielleicht im Hinblick auf den Braunschweiger Hof, so viel Maß bewahrt hat, daß ihn selbst ein Herder noch „zart" gehalten findet. Sieht man das Stück als Ganzes, so wird man ihm, wie bereits ausgeführt, den Charakter eines lobenswerten „Tendenzstückes" nicht absprechen können. Daneben ist es freilich auch ausgeprägtes Bühnenstück: Lessing war kein eigentlicher Politiker, sondern schöngeistiger Schriftsteller, und ihm schwebte vor, der deutschen Bühne etwas zu geben, was sie noch nicht hatte. Wir Rückschauenden sehen nun freilich die Schwächen: Friedrich Schlegel schon spricht von einem „guten Exempel der dramatischen Algebra" und Spätere urteilen noch schärfer. „Ein Vater", so schreibt Hebbel, „der sich leichter zum äußersten als zu etwas anderem entschließt; eine Tochter, die um ihren Tod bettelt,wie Tausende ums Leben betteln würden; eine Mutter, die an sich nichts bedeutet, deren breites Dasein aber Gelegenheit gibt, daß andere sich entfalten; ein hitziger Graf, der weiß, daß die Affen hämisch sind, und der sie dennoch aufs ärgste reizt; ein junger Fürst, der seinen Lüsten jedes Gefühl seiner Würde, jede Rücksicht auf Gesetz und Gewissen aufopfert, und der sich, um sich vor sich selbst zu schützen, anfangs hinter eine schlangenglatte Dialektik, zuletzt hinter eine Reue, die ärger ist, als selbst die Sünde war, verkriecht; ein Hofmann, der sein Vertrauter ist, und der Teufel dazu; eine rachsüchtige verlassene Maitresse, die ihren Abgott abschlachten will, weil sie nicht mehr bei ihm schlafen darf; obendrein ein paar Mörder und, um die letzte kleine Schwierigkeit beiseite zu schaffen, noch sogar ein tragischer Kutscher, der sich gezwungen mit diesen verständigen muß: das Schicksal hatte es doch gar zu leicht!" An einer anderen Stelle des Tagebuches nennt Hebbel die Dramen Lessings sogar unausstehlich: „Je mehr sich das eigentlich Leblose dem Lebendigen nähert, je widerlicher wird es, und es läßt sich doch, obgleich selbst die bessere Kritik zuweilen noch eine andere Miene annimmt, durchaus nicht leugnen, daß alle Lessingschen Menschen konstruierte sind, und daß seine Haupttugenden: die geglättete Sprache, die leichte Diktion und kaustische Schärfe der Gedanken eben aus diesem Hauptmangel, der die freie Ausarbeitung der einzelnen Teile sehr begünstigen mußte, hervorgingen." Aber derselbe Hebbel hat „Emilia Galotti", wie übrigens auch schon Herder, als Bühnenstück später verteidigt: „Wir ziehen ein Feuerwerk, welches gelingt, einem Gewitter vor, welches in Wetterleuchten verpufft, wenn wir auch nicht vergessen, daß wir es hier mit einem viel edleren Element zu tun haben als dort." Er sah auch den tieferen Grund der starken Wirkung, er liegt nach ihm „in der unendlichen Harmonie von Stoff und Form, die es in unserer Literatur, wo diese Harmonie so selten ist, zu einer wahrhaft einzigen Erscheinung macht. Hinter jeder Szene, ja hinter jeder Rede steht Lessing selbst mit seinem klaren Auge, seinem hellen Blick und weist die Ausstellungen, die wir machen möchten, lächelnd ab, bevor wir nur den Mund öffnen können. Fragen wir: Aber warum ist die erschütternde Geschichte der römischen Virginia, an die sich so Ungeheures knüpfte, hier zu einer deutschen Hofintrigue verschnitten?, so antwortet er: weil ich kein Tragödiendichter war wie Shakespeare und nur so viel vom Gegenstand aufnahm, als ich zu bewältigen vermochte." Das ist's, Lessing kannte seine Grenzen als Dichter — und vielleicht trug auch die Zeit nicht mehr, als er gab, vielleicht war die Stufe der Entwicklung, die „Emilia Galotti" bezeich-

net, für unsere Dichtung notwendig. In meiner „Geschichte der deutschen Literatur" versuche ich mir das Rätsel folgendermaßen einheitlich zu erklären (die Darstellung in Erich Schmidts „Lessing" ist ein ewiges Hin und Her): „Ich denke mir, daß Lessing beim Schaffen die Unmöglichkeit der reinen Übertragung des antiken Stoffes ins Moderne erkannte und nun unentschieden bei halben Hilfsmitteln verharrte, anstatt die radikale Umschmelzung vorzunehmen. Die tragische Situation, daß ‚ein Mädchen aus heiliger Scheu vor den dämonischen Mächten in ihrem Innern in ihrer letzten freien Stunde weiblich furchtsam und doch heldenmütig den Tod wählt', hat ihm wenigstens zuletzt richtig vorgeschwebt, aber er hat es nicht mehr vermocht, sein ganzes Drama darauf zu lenken und sie vollendet herauszubringen. — Und wo bleibt da das erste moderne Trauerspiel? Ich habe absichtlich nicht von Tragödie gesprochen, eine solche im höchsten Sinne ist ‚Emilia Galotti' nicht, aber sicher ist sie das erste moderne Drama, das tragische Elemente nicht rhetorisch, sondern zu voller Unmittelbarkeit verwendet, das diese Elemente mit dem Herzschlag der Zeit verbindet und menschliche Verhältnisse wieder groß schauen läßt. Ja, es ist wahr, die Handlung, so stark sie fesselt, ist wie ein Uhrwerk, die Charaktere, so groß konzipiert sie ohne Zweifel sind, sind auf das Theater berechnet, sozusagen nur von vorne beleuchtet, die Sprache, so meisterhaft sie ist, ist nicht die wahre Sprache der Leidenschaft, sondern durch das Medium des scharfen pointierenden Verstandes hindurchgegangen — dennoch ist hier große Kunst, dennoch ist hier tiefste Wahrheit, der Dichter, der Dramatiker Lessing gibt sein Bestes und scheitert zuletzt nur da, wo das Genie durch Kunstverstand nicht zu ersetzen ist. Die gewöhnlichen Theaterdichter sollten sich auf dies Theaterstück lieber nicht berufen, es kleben Blutstropfen daran."

Lessings drittes und letztes hohes Drama „Nathan der Weise", das Erich Schmidt als „echtes Fest- und Weihespiel" bezeichnet, wird von Dühring kurzerhand abgetan: es gehöre nur äußerlich der Form nach unter die Schauspiele und sei dem innern Kern nach eine Tendenzschrift für das Judentum, die im richtigen Zusammenhange da ihren Platz haben müsse, wo die sonstigen theologischen und judenverherrlichenden Streitschriften und Schaustücke ihre Erledigung finden. Da werden denn auch wir es behandeln, ohne uns jedoch die Betrachtung des Stückes als Dichtung zu schenken. Nein, Lessing ist kein Shakespeare, und er hat es auch gewußt. Schon hier will ich auf jene berühmte Ausführung zum Schlusse der „Hamburgischen Dramaturgie" verweisen, die vor der Vollendung der „Emilia Galotti" liegt, aber unzweifelhaft für Lessings gesamtes dichterisches Schaffen gilt: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farbe verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm,

so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. — Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zustande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich. — Was Goldoni für das italienische Theater tat, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu tun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle ersten Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser als jedermanns erste Gedanken: und mit jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zuhause." Lessings Überschätzer haben trotz dieser Geständnisse immer behauptet, daß er doch ein großer Dichter sei, Gervinus warnt wenigstens die Ästhetiker und Literaturgeschichtschreiber, mit eigenem Weisheitsdünkel über Lessings Dichtungen abzusprechen, Dühring aber mutzt ihm (Lessing) auf, daß er mit der Wendung „was dem Genie sehr nahe kommt" doch die Ehren eines Genies erschleichen wolle (nebenbei bemerkt: Lessing braucht den Ausdruck Genie noch nicht in dem ausgeprägten Sinne wie wir). Ich bin immer der Überzeugung gewesen, daß er genau das Richtige getroffen hat und habe diese seine Geständnisse immer für den stärksten Beweis gegen die Annahme gehalten, daß er Judenblut gehabt habe. Nein, so deutlich reden die Juden nicht von sich. Auch ein Heinrich Heine kann in einem Privatbriefe einem Wilhelm Müller gestehen, daß er wahrscheinlich den geheimsten Tonfall seiner Lyrik den Liedern des andern verdanke, für die Öffentlichkeit aber lautet es:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
bekannt im deutschen Land,
und nennt man die besten Namen,
so wird auch der meine genannt."

Lessings Geständnisse über sein Schaffen sind für den Kenner des Schöpfungsvorgangs geradezu erschöpfend, man sieht deutlich die „musivische" Arbeit, die für ihn bezeichnend ist, und widersteht der Ansicht, daß Heinrich von Treitschkes Wort von dem „schönen Gleichgewicht ordnenden Ver-

standes und schöpferischer Phantasie" in Lessings Drama den Kern trifft. Ein Dichter war dieser darum doch, so gut wie Konrad Ferdinand Meyer einer war, der in der Art des Schaffens von den Neueren vielleicht am meisten an ihn erinnert, wenn er auch eine stärkere lyrische Natur war. Werke wie „Minna von Barnhelm" lassen sich wohl mit Berechnung, aber nicht durch Berechnung schaffen, es steht zuletzt doch ein schöpferisches Vermögen dahinter, das nur eben nicht hervorbrechender Natur, mit großer Vorsicht verbunden ist. Ich möchte es keinesfalls mit dem auf Nachahmung oder Ausnutzung gestellten jüdischen Blendertalent verglichen sehen. In der Tat hat ja auch kein Jude bisher dramatische Werke wie die „Minna" und „Emilia" hervorgebracht, so große Lust dazu mancher doch unzweifelhaft gehabt hat; kein Jude ist auch so vorausgegangen wie Lessing, sie sind immer hübsch nachgekommen. Oder soll ich hier noch über Ludwig Fulda und Hugo von Hofmannsthal reden? Dann lieber gleich über Henri Bernstein, dessen Verhältnis zu Augier und Sardou hier mehr einschlüge, weil es deutlicher zeigt, was der Jude „machen" kann.

VI.

Lessing der Kunstrichter und -lehrmeister.

Was von dem Dichter Lessing gilt, das gilt auch von dem Kunstrichter (Kritiker) und -lehrmeister (-theoretiker): Er ist aus unserer deutschen Entwicklung nicht wegzudenken. Zwar Friedrich Hebbel schrieb schon 1841 in sein Tagebuch: „Einige Bände Lessing durchgelesen. Es ist außer Laokoon und der Dramaturgie doch unendlich wenig Positives in ihm, und die Zeit mag nahe sein, wo alles übrige dem Staube der Bibliotheken anheimfällt. Ich zum wenigsten kann diese kleinen Abhandlungen, selbst die über den Tod usw. nicht mehr durchbringen. Die Irrtümer, die er bestreitet, sind vergessen, die Wahrheiten, die er feststellt, sind ausgemacht, und der unbefangene Beschauer, der weniger auf den Prunk der Gelehrsamkeit, als auf die Resultate sieht, kann beide nicht mehr für besonders wichtig halten" — man könnte heute vielleicht sogar „Laokoon" und die „Hamburgische Dramaturgie" in diese Beurteilung einschließen, und die geschichtliche Bedeutung Lessings würde doch nach wie vor bestehen. Dühring freilich ist anderer Ansicht: Auch der Ruf des Kunstkritikers Lessing in seiner Zeit ist nach ihm schon durch Judenreklame entstanden. „Goethe und Schiller fanden als junge Leute ein Stück Lessingschen Reklamerufes fertig vor. Natürlich machten sie sich über den Nichtdichter keine Illusionen; aber der Kunstkritiker belastete sie doch nicht wenig. Er wurde ihnen gleichsam par force serviert, und da sie als junge Menschen das kritische Gericht schon autoritär fertig angerichtet fanden, so gaben sie unwillkürlich den übertriebenen Meinungen von Lessings Bedeutung als Kunstkritiker nach. Aber den Dichter konnte sie niemand täuschen; dazu hatten sie das Maß in sich selbst; aber gerade, weil sie vorzugsweise und fast ausschließlich Dichternaturen waren, in der Kritik nicht ihren Beruf fanden und noch weniger ihre Stärke hatten, lastete auf ihnen der Schein der Lessingschen Kritik mehr als gebührend. Wären sie Männer der scharfen und dialektischen Prosa gewesen, wie es in einem ansehnlichen Maße Voltaire und Rousseau waren, so hätten sie sich von Lessings Kunstkritikerschaft auch nicht im geringsten imponieren lassen. So aber blieb der Schein der Lessingschen ‚Dramaturgie' und auch der des ‚Laokoon' bestehen, ohne direkt beseitigt zu werden. — Überdies imponierten die kunstkritischen Theorien Lessings unorientierten Naturen noch dadurch, daß sie sich hinter die Altertumsveneration steckten und mit der Autorität mißgedeuteter griechischer und römischer Belletristik, Plastik und Malerei ein ebenso schädliches als pedantenfreundliches Spiel trieben. Alle schlechten Mächte starrer und verschrobener Altertumssucht, deren Ansehen schon im Sinken war, fühlten sich damals und später durch das Lessingsche Antiquarisieren und Philologisieren, namentlich aber durch sein hölzernes Aristotelieren und Wortklauben rückläufig angeheimelt. Nun war über-

haupt die in der Altertumsklassizität hausende Romantik noch herrschend, erstreckte sich auf die weimarischen Dichterhäuptlinge und schwächte so deren Widerstandskraft gegen die pedantischen und hölzernen Seitenstücke dieser Romantik, wie sie in Lessings sogenannter Kunstkritik vertreten waren. — Auf die angegebene Weise erklärt es sich, daß Lessings Kunstkritikerherrschaft ein Jahrhundert hindurch so ziemlich unangefochten bleiben konnte, zumal die Judenreklame stets auf dem Platze war. Die Schreiber von Literaturgeschichten hatten vollends nicht das Urteil und meist auch nicht den Willen, gegen Lessing aufzutreten. Im Gegenteil standen sie bis auf den heutigen Tag sämtlich unter dem Einfluß jüdischer Antriebe, die teils in ihnen selbst belegen waren, teils in Gestalt der literarischen Judenmacht und Judenmache auf sie einwirkten. So ein bloßer Literaturhistoriker wäre, wenn er es gewagt hätte, etwas Ernstliches gegen Lessing zu sagen, von der neuerdings immer mehr in den Händen der Juden konzentrierten Presse und Literatur entweder durch Verschweigen erstickt oder durch das Unisono einer literarischen Hinrichtung vernichtet worden. Die Preßguillotine der Juden hätte ihm den Garaus gemacht. Mit allen Mitteln der Lüge wäre sein Ruf, wenn er einen gehabt hätte, gemeuchelt worden. Gegen die jüdische Camorra, welche Zeitungs- und Zeitschriftenpresse heißt, hätte niemand etwas ausrichten können, dessen Ansehen nicht gänzlich unabhängig von ihr erwachsen wäre. Wer diese Hydra nicht scheuen soll, muß mit ihren Köpfen fertig zu werden wissen. Er muß mehr als eine bloße Guillotine zur Verfügung haben." Wer dürfte bestreiten, daß die letzten Ausführungen Dührings stimmen? Ich selber bin der erste deutsche Literarhistoriker gewesen, der zwar nicht gegen Lessing (obschon ich auch das Verhalten Lessings in Sachen der Fragmente keineswegs gebilligt), aber doch gegen Heine und die übrigen Juden in Literatur und Literaturwissenschaft aufgetreten bin, und ich habe genau das Schicksal gehabt, das Dühring vorausgesagt hat. Wenn ich trotzdem bisher am Leben geblieben bin, so liegt das daran, daß mir Dühring und andere geistige Kräfte vorangegangen und die wahre Erkenntnis des Judentums im deutschen Volke inzwischen ziemlich ausgebreitet worden war. Ich würde mich auch nicht scheuen, gegen Lessing im Sinne Dührings aufzutreten, wenn ich seine Anschauungen teilte, aber da kann ich eben nicht mit. Vielleicht mag das daran liegen, daß mehr Wissenschaft dazu gehört, als ich besitze — „alles, was den Charakter, die Sitten, sowie die Welt- und Lebensanschauung angeht", sagt Dühring, „kann nur durch ernstliches, auf Tatsachen gegründetes Denken und durch ein auf das Gute gerichtetes Wollen eine gehörige Beleuchtung finden. Die Ästhetik selbst wird von diesen Dingen mehr als bloß berührt. Auch liegen die letzten und entscheidenden Maße für das Schöne und Würdige nicht auf jener Oberfläche, wo sie von der gemeinen Kunstlehre und insbesondere auch von den beiden konventionellen Dichterhäuptlingen Goethe und Schiller vorausgesetzt worden sind." Ich kann mir nicht helfen, ich denke auch von Goethe und Schiller, so gut wie von Lessing, besser als Dühring, ich schätze sie auch als „Ästhetiker", wenn ich auch hie und da „Ästhetismus" — Kunstgefühl ohne Lebenshintergrund — bei ihnen zu entdecken glaube. Das hindert mich freilich nicht, Berechtigtes in Dührings Ausführungen zu finden — so beispielsweise die Angriffe auf die falsche „Altertumsveneration" — und ihn ganz zu Worte kommen zu lassen. Man bilde sich auch in den Kreisen, die bei uns die

Wissenschaft zu haben vermeinen, nur nicht ein, stillschweigend über ihn hinweggehen zu können.

Lessings Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur beginnt der allgemeinen und auch meiner Anschauung nach mit den „Literaturbriefen". Ich bestreite nicht, daß auch sie, wie die früheren Kritiken, noch „Feuilleton" sind, aber durch die „feuilletonistische" Form dringt nun doch ein stärkerer Geist empor. Das Unterscheidungsvermögen, das die wichtigste Gabe des echten Kritikers ist, hatte Lessing schon in den Kritiken für die Vossische Zeitung erwiesen, nun treten auch neue wertvolle Gedanken von großer Tragweite auf. Der berühmteste von allen Literaturbriefen ist ja der siebzehnte, der gegen Gottsched gerichtet ist (den er immer bekämpft und dessen „Notizen-Vorrat" er noch später ungerecht beurteilt hat) und zuerst in Deutschland Shakespeare entschieden über die französischen Klassiker erhebt. Ich freue mich immer, die grundlegenden Worte Lessings anführen zu können: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket. — Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Ödipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet usw. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die Zaïre des Voltaire? Und die Zaïre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnt worden?" Die Lessing-Gegner könnten einwerfen, daß Lessing durch Voltaire zu Shakespeare gekommen und die aufgehende Erkenntnis Shakespeares in der Zeit gelegen habe — selbst Ludwig Goldstein (s. o. S. 51) fühlt sich zu der Erklärung bemüßigt, daß man heute Lessings Großtaten im allgemeinen zu überschwenglich und losgelöst von ihren geschichtlichen Vorbedingungen preise, und weist darauf hin, daß Moses Mendelssohn bereits 1758, ein Jahr vor Lessing, auf Shakespeare aufmerksam gemacht und das berühmte Hamlet-Selbstgespräch übersetzt habe — hier bei Lessing ist trotzalledem die große geschichtliche Wendung, der Eintritt Shakespeares in unsere deutsche Literatur. An die weittragende Bemerkung, daß nur ein Genie ein Genie entzünden könne, knüpft noch Hebbel seinen großen Aufsatz „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke" an, und ich meine, unsere Dichtung von Goethe an hätte seine Wahrheit erwiesen. — Wichtig ist auch in den Litera-

turbriefen Lessings Hinweis auf die Volkslieder, wichtig die Selbstanzeige der von ihm und Ramler neuherausgegebenen Logauschen Sinngedichte (durch die auch ich noch zu Logau gekommen bin), wichtig die Ausführung über die ersten deutschen Hexameter im Anschluß an Klopstocks auch hier achtungsvoll behandelten „Messias", bei welcher Gelegenheit zum ersten Male Johann Fischart als Rabelais-Übersetzer auftaucht, wichtig die Anzeige Meinhardts, des ersten deutschen Einführers in die italienische Literatur. Das Eintreten für Gleims „Preußischen Grenadier", für Kleists Dichtungen, selbst das für Gerstenbergs „Tändeleien" muß man aus der Zeit heraus auch billigen, wie ferner die Strafgerichte über die schlechten Übersetzer und die Zurechtweisungen Wielands. Bei den letzteren findet sich freilich auch etwas Bedenkliches, Lessing sagt: „Ich mag es nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in Kloster Bergen persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an?" — und erregt, wie auch Erich Schmidt zugibt, dadurch gerade den Verdacht, als ob der damals fromme Wieland unsittlich gelebt habe. Auch könnte man das Aufmerksammachen der Theologen auf Wielands Eintreten für Shaftesbury, der der gefährlichste Feind der Religion genannt wird, weil er der feinste sei, geradezu als „Denunziation" hinstellen — wir Deutschen lieben aber ja diese jüdische Methode (s. Börne und Heine) nicht. Lessing war damals und später keineswegs geneigt, sich auf die Seite der Durchschnittsaufklärer und Modechristen zu stellen. „Wissen Sie denn nicht", schreibt er in seiner Polemik gegen Basedow, „daß itzt ein guter Christ ganz etwas anders zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, fünfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentum gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie zum Exempel, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeit mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die freiere religiöse Welt nur immer verlangen wird." Diese noch heute mit den notwendigen Änderungen verwendbare Charakteristik bestimmter „Christen" hindert ihn freilich nicht, gegen den Satz „ohne Religion kein rechtschaffener Mann" gehörig loszuziehen. Nun, über Lessings religiöse Stellung werden wir später zu reden haben. Alles in allem wird jeder, der unvoreingenommen an sie herantritt, von den „Literaturbriefen" Lessings einen günstigen Eindruck empfangen (daß er auch die von seinem Freunde Moses übersetzten Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan empfiehlt und Ramlers unberechtigte Bearbeitung der Fabeln Lichtwers etwas trüglich verteidigt, möge man immerhin als Waffenbrüderschaft ansehen): sie sind der Anfang der höheren und besseren Kritik in Deutschland, nicht eben genial, aber im ganzen wahrheitsliebend, gerecht, scharf, doch nicht eigentlich persönlich. Justus Möser, gewiß kein den Juden nahestehender Geist, hat sie die Reinigung eines Augiasstalles genannt, und es ist in der Tat etwas an diesem Vergleiche. Daneben fehlen aber die etwas gebenden Ausführungen nicht, ja, es sind einige wahre Lichtblitze da: der Vorschlag zur Einrichtung musikalischer Gedichte bei Ge-

legenheit von Klopstocks Oden, der die freie Versart auch für das Drama empfiehlt, weist sogar bis Richard Wagner.

Über manche der kleineren Schriften Lessings könnte man stillschweigend hinweggehen. Daß seine Auffassung der Fabel, die er in den mit seinen eigenen „Fabeln" veröffentlichten Abhandlungen über diese Dichtungsart entwickelt hat, nicht stimmt, daß sein „Sophokles" weder ein Bild des Menschen noch des Dichters gibt, kann man auch bei Erich Schmidt lesen. So bleiben, wie ja Hebbel auch schrieb, nur „Laokon" und „Hamburgische Dramaturgie" als Hauptansprüche des Kunstlehrmeisters Lessing auf Unsterblichkeit übrig, und mit ihnen beschäftigt sich denn auch Dühring vornehmlich. „Hier muß nun aber gleich bemerkt werden", so beginnt er, „daß schon die Form dieser Schriften, auf die sich der Anspruch Lessings auf höhere Bedeutung für die Kunstkritik gründen soll, ein sehr schlimmes Anzeichen ist, welches auf einen entsprechenden mangelhaften Inhalt deutet. Die Dramaturgie ist lauter Stückwerk. Zwar ist sie eine Art Wochenschrift, mit der Lessing als hiezu speziell engagierter Theaterliterat die Hamburgischen Aufführungen sozusagen glossierend begleitete. Dieser Umstand erklärt wohl etwas von der äußeren Zerstückelung und Abgerissenheit der Stoffe; er rechtfertigt aber nicht die sonstige lockere Art oder vielmehr den entschiedenen Mangel des Zusammenhangs. Innerlich müßte doch weit mehr Verbindung herrschen, wenn Lessing überhaupt ein Geist gewesen wäre, der das Bedürfnis der Einheit, des Ebenmaßes und der Gliederung verspürt hätte. Dagegen trägt vielmehr jedes Stück vom Stückwerk selbst wieder mehr oder minder den Stempel der Abgebrochenheit und des eckig Isolierten zur Schau. Dies erstreckt sich bisweilen auf einzelne Sätze, also nicht bloß auf den bisher zu voreilig und einseitig gepriesenen Lessingschen Stil überhaupt. Von der Gesamtausführung bis ins Kleinste hat die Darstellung zu sehr den Charakter eines Mosaik. — Die Abgerissenheit ist auch eine Eigenschaft der „Laokoon" benannten Schrift. Diese ist nicht nur selbst Bruchstück, sondern zerfällt auch in lauter Bruchstücke. Die einleitende Vorrede zeugt sogar bereits in den ersten Sätzen für die gekünstelte und abgebrochene Aneinanderreihung der Gedanken. Natürlichkeit ist hierin durchaus nicht. Auf solche Art entwickelt niemand seine Sätze, der gewöhnt ist, unmittelbar in seinem Denken eine einfache und übersichtliche Ordnung zu befolgen, nicht aber nach Gedankenspänen zu haschen, die nachträglich aneinandergesetzt und behufs der Vorlegung anspruchsvoller Pointen gleichsam sortiert und stoßweise aufgetischt werden. Lauter Aphorismen, im großen wie im kleinen, in den Bruchstücken wie in den geringsten Unterabschnitten! Nirgend stetiger, einheitlicher und harmonischer Zusammenhang; äußerstenfalls ein Faden, an dem die Stückchen locker befestigt, und auf den sie nur ausnahmsweise eigentlich gereiht sind. — Der Mangel an einem natürlichen und leicht schmiegsamen Zusammenhang oder, mit anderen Worten, das Abrupte, eckig Spitzige, aber zugleich auch haltlos Zerfallende, ohne eine gliedernde Einheit, welche in jedem Teile das Ganze berücksichtigt, — dieses abgerissene Wesen oder vielmehr Unwesen ist bekanntermaßen eine Eigenschaft des jüdischen Rassengeistes. Sie läßt sich von den alten religiösen Judenschriften, namentlich aber schon von den naivsten Darstellungen des Alten Testaments her, durch alle allenfalls beachtenswerten jüdischen Schriftsteller hindurch, bis zu den heutigen Tagesdäumlingen hinunter, überall wahrnehmen. Sie ist ein stilistischer und lite-

rarischer Spiegel der ganzen Judenanlage mit ihrer eckigen Disharmonie, Unschönheit und Unwahrheit. Sie war es auch, die mich sehr früh, als ich noch keine Umschau nach Lessings Stammbaum und nach sonstigen Indizien seiner Judenhaftigkeit gehalten hatte, ja schon in meiner Jugend zu der Voraussetzung hindrängte, Lessing müßte jüdisches Blut in sich gehabt haben." Man soll nicht verkennen, daß an Dührings Kennzeichnung der Form der beiden Werke etwas ist. Jedoch, ist der Schluß auf die jüdische Abstammung Lessings nicht etwas kühn? Wie Lessing konnte auch Herder zu in sich geschlossenen, abgerundeten Werken nicht gelangen — gewiß, es war da ein anderer Grund, Überschwang wollen wir einmal sagen — und wie Lessing war auch Friedrich Nietzsche wesentlich Aphoristiker. Bei beiden ist aber jüdische Herkunft, soviel ich weiß, vollkommen ausgeschlossen. Ich meine doch, man soll bei jedem Volke eine große Verschiedenartigkeit der Begabungen als möglich annehmen und besonders beim deutschen, das zunächst die Weite des Germanentums, dann aber auch noch keltische und slawische Einschläge hat. — Wohl gibt es eine bestimmte jüdische „feuilletonistische" Manier, die vielleicht ganz entfernt an Lessing erinnert und wohl auch, soweit sie bei deutschschreibenden jüdischen Schriftstellern auftritt, von ihm Nutzen gezogen hat, aber im Kern ist Lessings Weise, wie mich dünkt, von dieser doch sehr verschieden, sie verhält sich zu ihr wie Kampf zu Aufspielerei, möchte ich einfach sagen: Auch der Kämpfer ist mit seiner Person stets im Vordergrunde, aber doch nicht, um sich zu zeigen. Und als ausgesprochene Kampfnatur konnte Lessing auch nicht die innere Geschlossenheit, die gliedernde Einheit in seinen Schriften haben, die die ruhigen Denker und Darsteller ohne weiteres erreichen. Man wird diesen Dingen, die auch zu den Stileigentümlichkeiten führen, wohl noch einmal sorgfältiger nachgehen müssen. Über die letzteren hat Erich Schmidt immerhin Wertvolles beigebracht.

Auf den „Laokoon" hier näher einzugehen, spüre ich durchaus kein Verlangen: ich bin kein Altertumskundler, auch als Kunstforscher kein Fachmann. Dühring geht sehr scharf gegen ihn vor: „Lessing kennt in seinem Laokoon, d. h. in seinen antiquarisierenden Aperçus zu den Unterschieden der Malerei und Poesie, wo er überhaupt für diese zerfallenden Bemerkungen eine Art Leitfaden hat, keine andere Maxime, als unbekümmert um die innere Wahrheit des Gegenstandes auf die Eindrücke bei dem Publikum zu spekulieren und die künstlerischen Hervorbringungen nach Maßgabe eines oberflächlichen Gefallens, um nicht zu sagen, künstlerisch geschäftlicher Gefallsucht, einzurichten. Es ist dies sogar moralisch widerwärtig; aber auch schon die innere edle Beschaffenheit der Gebilde kann damit nicht bestehen. Das wahrhaft Schöne und Würdige ist es auch dadurch, daß es den Sinn für Wahrhaftigkeit nicht verletzt. Für einen Lessing ist aber eine derartige Anforderung etwas über seinem sittlichen Niveau Liegendes. Es kostet ihm nicht das Geringste, bloß aus Rücksichten des äußerlichen Eindrucks auf das Publikum in den Kunstwerken Alterierungen der Wahrheit vorgenommen sein zu lassen und so den Künstlern Beweggründe unterzuschieben, die wahrhafter Kunstnaturen unwürdig sind." Als Beweis für seine Behauptung führt Dühring die Lessingsche Deutung eines antiken Gemäldes (von Timanthes) an, das Agamemnon darstellt, wie er bei der Opferung seiner Tochter Iphigenia mit verhülltem Antlitze zugegen war. In der Tat sagt Lessing, diese Verhüllung sei ein Opfer, das der Künstler der Schönheit

brachte, und muß sich nun freilich von Dühring folgendermaßen verspotten lassen: „Im Falle des Gemäldes der Opferung der Iphigenia wird eine Verhüllung des Gesichts Agamemnons sogar possierlich, wenn man sich dabei denken soll, daß dieser gemalte Agamemnon zu uns, den Betrachtern des Gemäldes gleichsam sagt: Ich zeige euch meine Physiognomie nicht; denn ich wünsche mit einem gemalten Andenken euer Schönheitsgefühl nicht zu beleidigen. Oder man postiert in der Phantasie den Maler dahinter, wie er zum Publikum spricht: hier ist unter allen der Opferung feierlich und gleichsam offiziell Assistierenden nun Agamemnon, dessen väterliche Physiognomie so häßlich jammervoll und grauenhaft ist, daß ich mir erlaubt habe, vor dieselbe einen kleinen Vorhang zu hängen; wenn ihr euch nun etwa wegen dieses Vorhanges das Gesicht noch schlimmer denkt, als es gewesen sein muß, so kann ich nicht dafür; denn ihr habt zu sehen und nicht zu denken.“ Unbedingt ist hier die ausführlich gegebene Dühringsche Erklärung richtig, die zum Schlusse sagt: „Irgendwelche Verhüllung ist also hier in der Sache etwas Notwendiges; Agamemnon hätte ein jüdisches Maß [es steht da, ich hätte mich mit ‚großes Maß‘ begnügt] von Schammangel und dreister Stirn besitzen müssen, wenn er es hätte sollen fertig bringen, frank und frei auf die Abschlachtung seiner Tochter hinzublicken. So hat denn auch ein Maler solchen Stückes keine Lessingisch jüdischen Kunstpraktiken nötig; er braucht nicht erst aus Rücksicht auf ein gemäldebeschauendes und gemäldekaufendes Publikum die Gesichtszüge Agamemnons nachträglich im Gemälde zu verbergen. Eine solche Albernheit bleibt ihm durch die Natur der Sache selbst erspart, ausgenommen etwa, wenn er Lessingscher Kunstkritik folgen will.“ — Ähnlich bekämpft Dühring auch die Erklärung Lessings, weshalb Laokoon in der Statue nicht schreie: „Für die sonderbare Hauptfrage, warum Laokoon in der plastischen Darstellung nicht schreit, während ihn die dichterische Virgils gewaltig schreien läßt, — für diese Frage, in der bereits die Verkehrtheit liegt, hat Lessing zugleich auch eine entsprechend schöne Antwort entdeckt, die seiner Leistung bezüglich des Timanthesgemäldes wenig nachsteht. Es soll nämlich auch hier der Künstler von wegen der Annehmlichkeit für das Publikum eine Abänderung gemacht, d. h. einen aufgerissenen Mund vermieden und das Schreien, welches dem dargestellten Schmerz nach Lessings Meinung entsprechen würde, in Seufzen gemildert haben. Nur auf diese Weise soll sich jener gewaltige Schmerz mit Schönheit haben verbinden lassen und dafür gesorgt sein, daß bei dem Publikum, wie sich Lessing wörtlich ausdrückt, ‚das süße Gefühl des Mitleids‘ entstehe. — Wiederum also ein Mitleidsheld und ein Mitleidstheoretiker, wie oben [Dühring behandelt die Dramaturgie zuerst] im aristotelisch Tragischen des Hamburgischen Dramaturgen! Überdies aber noch Süßigkeit in der Betrachtung des schönen Laokoontischen Schmerzes! Wer von dem Publikum wohl diesen Mitleidszucker in sich produzieren mag, wenn er vor der Laokoongruppe steht, oder wenn er sich auch nur in der Phantasie das Bild des kühnen, über die Torheit seines Volks erhabenen Trojaners vorstellt, der mit seinen Söhnen den angeblich göttlichen Schlangen erliegt, weil er den Speer gegen das bekannte hölzerne Pferd gekehrt hatte und nahe daran gewesen war, den Griechen- und Göttertrug zu demaskieren! Zwei Gefühle sind nach der Sage in diesem Manne vereinigt zu denken, einerseits Stolz, der den feindlichen Göttern trotzt, und andererseits ein tief geistiger Schmerz über die siegende Dummheit und über das

herbe Los, welches auch seine Söhne trifft. Der Schmerz des Vaters ist hier am wenigsten gering anzuschlagen, und der physische Schmerz, der durch den pressenden Druck der Schlangen erregt wird, kommt überhaupt nicht für diesen allein, sondern nur im Zusammenhang mit jenen verschiedenen anderen Gefühlen in Betracht. Physischer Schmerz ist oft eine Erleichterung von geistiger Pein. Wer noch schreien kann, der empfindet nicht jene hohen Grade und gesteigerten Gattungen der Pein, welche der Verletzung der stärksten und edelsten Gefühle entspringt." Sehr scharf sind dann noch die weiteren Folgerungen Dührings: „Lessing hat offenbar am meisten schon in der Stellung der Frage und danach erst mit der Antwort Unrecht gehabt. Wer hieß ihn den Umstand, daß bei einem römischen Dichter wie Virgil Laokoon ausdrücklich wie ein Stier brüllt, als etwas für die Poesie Maßgebendes betrachten? Hierauf gibt es keine andere Antwort, als daß Lessing die Unterschiede geringerer und wahrhaft großer Dichter nicht im mindesten zu würdigen wußte. Dies sieht man auch daran, daß ihm überall Römisches und Griechisches, also beispielsweise Virgilisches und Homerisches auf einer Linie stehen. Sie unterscheiden sich aber wie nachahmerisches Talent und urwüchsiges Genie, wie beabsichtigte poetische Kunst und unwillkürliche poetische Natur. Das Römertum war überhaupt in Wissenschaft und Dichtung aufs Kopieren angewiesen. Für diese Dinge war und blieb es roh, und die Auffassung Virgils von der Laokoonsage ist wahrlich kein feines Stück. Nicht einmal für die Berücksichtigung des Vaterschmerzes ist sie zulänglich. Für einen Lessing, der sich überall als autoritätenkrämerisch zeigt, war dies alles gute und vollhaltige Münze, die ohne Prüfung passierte [weil es eben noch die Zeitanschauung, Homer noch nicht auferstanden war, muß ich doch hinzufügen]. Er, der den Tagesautoritätchen und einem der abgeschmacktesten perückenhaften Philosophieprofessoren namens Christian Wolff, der damals mit seinem verschulten Gebräu aus Leibniz und Aristoteles ein gewaltiges universitäres Scholarchenansehen hatte, sowie anderen Ganz- oder Halbaristotelierern mit dem kritiklosen Aristotelesglauben nachlief, war nicht der Held danach, um dem Altertum gegenüber ernsthaft kritische Unterscheidungen Platz greifen zu lassen. Auch seine Art, griechische Dramatiker herbeizuholen ist nichts weniger als ernsthaft eindringend gewesen." Nun, dies mag genügen. Wie die Methode Lessings, greift Dühring dann auch die Ergebnisse Lessings an: „Wie defekt auch Versuche zu allgemeineren Gedanken über die unterschiedlichen Eigentümlichkeiten von Malerei und Poesie gerieten, zeigt das Lessingsche Hauptaperçu dieser Art. Da nämlich der Maler oder plastische Künstler keine fortschreitende Handlung, sondern nur ein augenblickliches Bild darstellt, so soll sein Geschick darin bestehen, innerhalb einer Handlung den rechten Augenblick zu treffen. Hierbei ist nun, was ich hier nur ganz kurz bemerken kann, der Grundunterschied zwischen den beiden Darstellungsgattungen so schief aufgefaßt, daß er angesichts einer besseren Orientierung als geradezu verfehlt gelten muß. Malerisch oder plastisch ohne Anstoß darstellbar ist nur das, was mehr oder minder Zeit hindurch beharrt, und wäre es auch nur eine verhältnismäßig kurze Zeit. Es muß innerhalb dieser Zeit als ein beharrlicher Zustand erscheinen, der die Phantasie nicht veranlaßt, darüber hinauszuschauen und sich um etwas Weiteres zu bekümmern. Anderenfalls ginge der malerische Abschluß und die entsprechende Einheit des Gegenstandes verloren. Lessing aber ... rechnet gerade im Gegenteil mit

dem, was nicht gemalt und nicht plastisch verkörpert ist. Nach ihm soll die Phantasie vom Künstler in die Lage gebracht werden, den Fortschritt der Handlung zu ergänzen." Auch hier scheint mir Dühring recht zu haben, doch verspüre ich, wie gesagt, durchaus kein Verlangen, eigene Weisheit zu Markte zu tragen. Die Frage ist, ob nicht Lessing trotz seiner Fehler und Irrtümer die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, in der Dichtung der Schilderungssucht und in der Malerei der Allegorisiererei durch eine klare Scheidung der Gebiete entgegenzuwirken, gelöst habe. Man ist im allgemeinen bisher dieser Anschauung gewesen, und Erich Schmidt will die im XVI. Abschnitt des „Laokoon" entwickelten Grundsätze Lessings wenigstens als Bausteine nicht verworfen wissen, wenn sie auch nicht mehr Ecksteine für das Verständnis von Malerei und Dichtung sein könnten. Der letzte Autor, der über Lessing als Philosophen geschrieben und in seiner Arbeit auch ein Kapitel „Lessings Gedanken zur Theorie der Kunst" hat, Chr. Schrempf, gibt zu, daß Lessing kein sicheres „konstitutives" Prinzip der Kunst hat, und daß sich gegen das Ende seiner Untersuchungen deren unsichere Grundlage empfindlicher bemerkbar macht. Die geschichtliche Bedeutung des „Laokoon" wird trotzdem nicht zu leugnen sein.

Höher noch als das geschichtliche Verdienst des „Laokoon" erscheint mir das der „Hamburgischen Dramaturgie", wenn ich auch hier Dühring in einer Hauptsache recht zu geben nicht abgeneigt bin. Es ist die Abhängigkeit Lessings von Aristoteles. „In Aristoteles' Poetik", schreibt Dühring, „findet sich eine Definition der Tragödie, welche durch die Unklarheit, die einzelnen ihrer Bestimmungen eigen ist, eine Flut von meist schaler Auslegungsliteratur hervorgerufen hat. Lessing ist einer der eifrigsten Kommentatoren gewesen und hat sich durch seine pedantischen Ergüsse über die fragliche Stelle des Aristoteles den Beifall Aristotelesklaubender Philologen mit vollem Rechte erworben. Seine Erörterungen über diese Stelle bilde das Hauptstück seiner Dramaturgie. Wir müssen nun leider der Aristotelischen Begriffsbestimmung der Tragödie hier einige Worte widmen, obwohl diese Definition dies nicht wert ist, wenn sie auch der ganzen Literatur würdig war, die sich ebenbürtig oder auch tief unter der Ebenbürtigkeit an sie angehängt hat. Schon in meiner Geschichte der Philosophie mußte ich den Punkt, wenn auch nur ganz kurz, berühren. — Aristoteles sagt im wesentlichen, das spezifische Merkmal der Tragödie bestehe darin, daß die durch sie dargestellte Handlung durch Mitleid und Furcht von diesen und derartigen Affekten die Reinigung (Katharsis) bewerkstellige. Was das griechische Wort, welches mit Reinigung oder Läuterung übersetzt werden kann, sachlich eigentlich bedeuten könne oder solle, ist noch nie bis zur Unstreitigkeit herauszutüfteln gewesen, trotz des ganzen Berges von Makulatur, der sich darüber bis zur jüngsten Zeit und Gegenwart aufgehäuft hat. Lessing hat auch das Seinige getan und geglaubt, jene Ungewißheit an seinem heiligen Aristoteles heben zu können. Er hat sich nämlich einfach an das moralische Mittelmaß des Stagiriten gehalten. Dieser erklärt recht oberflächlich alle Tugenden und Vorzüge als die Mitte zwischen zwei Extremen. Wie zwischen Geiz und Verschwendung das Gehörige in der Mitte liege, so soll überhaupt durch bloße Hinweisung auf eine Mitte das Wesen jeder Tugend bestimmt werden können. Dies ist nicht nur überhaupt oberflächlich, sondern wird in der Poetik des Aristoteles geradezu schal. — Was nämlich die Helden der Tragödie betrifft, so ist Aristoteles der Meinung.

daß sie die Mitte halten müßten zwischen Schuldlosigkeit und übermäßiger Schuld; in dem ersten Fall würde nach seiner Ansicht ihr Untergang, in dem letztern aber unsere Teilnahme oder, genauer im Sinne des Aristoteles ausgedrückt, unser Mitleid nicht motiviert sein. So etwas, wie Aristoteles hier vorbringt, läßt sich zwar zunächst immerhin hören; es scheint fast eine Wahrheit zu enthalten, und doch wäre es eine Täuschung, eine solche hier vorauszusetzen. Der Standpunkt ist so oberflächlich als möglich. Moralische Gründe in dem Sinne, daß irgendein Grad von Schuld maßgebend sei, entscheiden bekanntlich im wirklichen Leben nicht über Existenz oder Untergang. Das Tragische ist hiervon unabhängig. Vollendete Schurken, die nichts als dies wären, oder die reine Unschuld, die nur in dieser Hinsicht in Frage kommt, haben freilich mit Heldentum nichts zu schaffen. Dies rührt aber daher, daß weder Schurkerei noch Unschuld an sich Heroismus sind. Aristoteles hat also sein mittleres Maß, welches ihm selbst und seinen Fähigkeiten so gemäß ist, in diesem Falle noch unglücklicher angebracht als sonst. Der mittlere Mensch, wie die neuere Statistik den Durchschnittsmenschen nennt, ist wahrlich kein Heros. Aus dem Stoff der mittleren oder durchschnittlichen Betätigung von Eigenschaften haben weder antike noch moderne Dichter, die es wirklich waren, je Helden geformt. Aus dem aristotelischen Holze der Mittelmäßigkeit würde man auch dann, wenn es sich wirklich um Schuld oder Unschuld handeln könnte, keine Heroen schnitzen. — Große Kräfte und große Leidenschaften sind es, die in der Tragödie in Aktion treten müssen und sich eben am Tode bewähren. Die Mittelmäßigkeit als solche erregt nie unser Mitgefühl, wohl aber unter Umständen unser Mitleid, wenn auch in einem Sinne, in welchem es nicht eine Ehre, geschweige ein Zeugnis für Heldenhaftigkeit ist, eine derartige Gattung von Regungen zu erwecken. Ich lasse nun das dem Aristoteles geschuldete Mitleid als Kennzeichen des Heldentums auf sich beruhen. Wäre es auch ein anderer Affekt, der maßgebend sein sollte, so würde es doch überhaupt unzulässig sein, das Wesen der Tragödie nicht aus dem tragischen Vorgang selbst, sondern aus den Gemütsbewegungen derer, die sie als Zuschauer oder sonst vor sich gehen sehen, bestimmen zu wollen. Eine solche Manier der Definition ist ein durch und durch subjektivistischer Abweg. Die Sache soll an sich selbst und nicht aus der Art des Eindrucks gekennzeichnet werden." Man sieht, Dühring tadelt hier ähnliches wie beim „Laokoon", aber die Zeit Lessings klammerte sich eben an die „Empfindungen", hat doch auch Moses Mendelssohn, wie wir gesehen haben, im Anschluß an verschiedene Engländer ein Buch über diese geschrieben, das vielleicht nicht ohne Einfluß auf Lessing geblieben ist. — „Lessing", fährt Dühring dann fort, „ist derjenige gewesen, der den Aristoteles noch überaristotelierte. Nicht Schuldlosigkeit oder übermäßige Schuld waren ihm die Gesichtspunkte, zwischen denen er die Mitte suchte. Das wäre für ihn noch verhältnismäßig zu sachlich und gegenständlich gewesen. Statt dessen verlor er sich vollständig in das Subjektive, und zwar in die Kategorie des Mitleidswürdigen. Er erklärte nämlich in seiner Dramaturgie, daß er durch weiteres Eindringen in die auch außerhalb der Poetik des Aristoteles belegenen Lehren dieses für ihn unfehlbaren Philosophen den Sinn der Reinigung der Affekte herausgefunden habe. Dieser Sinn sei der, daß die Tragödie ihr Wesen darin habe, den Zuschauer zu lehren, nicht zu wenig und nicht zu viel Mitleid zu empfinden. Die goldene Mittelmäßigkeit im Mitleid — das ist also der Les-

singsche Schlüssel zu der aristotelischen Hieroglyphe der Katharsis! Dazu hat der Hamburgische Dramaturg die Ethik, die Rhetorik und die Politik des Aristoteles in Kontribution gesetzt! Um eine Stelle der lückenhaften Poetik jenes kollektivistischen, zu deutsch sammelsüchtigen Philosophen zu deuten, hat Lessing den aristotelischen Fehler, das mittlere Maß der Schuld in die Tragödie einzumischen, noch gesteigert. Er hat sich jene äußerliche und platte Regel von der Mitte zwischen den Extremen aus der Moral des Aristoteles herbeigeholt und der Tragödie die großartige Aufgabe angewiesen, uns im Mitleid gleichsam einzuexerzieren. — Ich sehe hier davon ab, daß schon das Wort ‚Mitleid', auch wenn man noch die ‚Furcht' hinzusetzt, recht ungeeignet ist, als Ausdruck des Mitgefühls mit einem tragischen Schicksal zu dienen. Dies mag man aber mit Aristoteles und zum Teil auch mit seinen Übersetzern ausmachen; denn Lessing selbst ist in diesem Punkt nicht auf eigne Rechnung, sondern nur auf Autorität des Aristoteles hin schuldig und demgemäß auch nur für seinen Autoritätsglauben und seine Nachahmung der Fehler, nicht aber für eigene Fehler verantwortlich. Lessings Hauptfehler liegt hier im sklavischen Aristotelieren, einem rechten Kennzeichen des Urteilsmangels. Wollte man auf die Widersprüche eingehen, die sich Lessing bei diesem Geschäft auf eigne Rechnung gestattet hat, so würde man mehr Papier verbrauchen, als die Sache wert ist. Beispielsweise will ich aber doch daran erinnern, daß derselbe Lessing, der am Aristotelisch tragischen Mitleid klaubt, auch noch nebenbei die Gewohnheit hat, vom Vergnügen am Tragischen zu reden — ein edler Ausdruck, welcher der französischen Wortarmut würdig ist, von der ihn der angeblich deutsche und Franzosen verspeisende Dramaturg geborgt hat, um seinem eignen Reichtum aufzuhelfen." Es findet sich ja hoffentlich einmal der Ästhetiker, der diesen Dingen gründlich nachgeht; auch der obengenannte Schrempf, der meint, daß Lessing mit seiner Auffassung der Tragödie noch im „Moralismus" gesteckt, aber doch die Enge dieser Auffassung gefühlt und zu überwinden gesucht habe, tut das noch nicht. Scherzeshalber will ich noch bemerken, daß nach Erich Schmidts „Lessing" kein Geringerer als Jakob Bernays inzwischen eine „glänzende Aufklärung" dessen gegeben hat, was Aristoteles unter tragischer Katharsis verstand: „Katharsis ist ein der Pathologie entlehnter, von Aristoteles auch zu pathologisch auf den gesunden Kraftüberschuß und Kampf fortgetragener Ausdruck und nicht mit Reinigung, sondern etwa mit ‚Entladung' wieder zu geben. [Die ‚Purgation' des Corneille, bemerkt der geistreiche Erich dazu, scheint fast zu einer Purganz herabzusinken.] Doch muß die Entladung der tragischen Affekte ‚lustvolle Erleichterung' sein, damit sie ein ‚unschädliches Vergnügen' gewähre." Schade, daß Dühring diese Herabsetzung der Tragödie zum Abführmittel nicht bekannt geworden ist! Der Jude Bernays hätte ihm am Ende in seinen Kram gepaßt.

Im übrigen steht und fällt Lessings „Hamburgische Dramaturgie" ja durchaus nicht mit ihren theoretischen Versuchen, sie bleibt immer der berechtigte Kampf eines deutschen Kritikers gegen die Herrschaft der französischen „Tragédie" in Deutschland und für Shakespeare. Mochten die Waffen, die Lessing dem Aristoteles entlehnte, nicht viel wert sein, die richtige deutsche Empfindung den Franzosen gegenüber hatte er doch, selbst wenn er ihnen hie und da Unrecht tat und im Kampf mit Voltaire, wie ja Erich Schmidt zugibt, Rachsucht mitspielte. „Die ‚Dramaturgie' ist ein kritisches

Werk mit starken praktischen Tendenzen und auf unmittelbare Wirkung berechneten Schachzügen, keine literargeschichtliche Würdigung der Pariser Bühne", sagt der ebengenannte Literarhistoriker, und ich stimme ihm durchaus zu. Heute ist sie natürlich auch noch ein literaturgeschichtliches Quellenwerk, aus dem man sich über den Zustand des Dramas und des Theaters in Deutschland vor dem klassischen Zeitalter unterrichten kann, und kein Mensch wird leugnen, daß sich aus ihm sehr viel lernen läßt: Mag Lessing im Kampf gegen Corneille und die französische Tragödie zu weit gehen, das französische Lustspiel beurteilt er im ganzen richtig und die deutschen Stücke der Zeit nicht minder. Nur hin und wieder reizt er zum Widerspruch, so wenn er das „Provinzielle" im Lustspiel mit der Bemerkung: „Wem liegt daran zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?" ablehnt. Da ist ihm (oder vielmehr Nicolai) schon Herder entgegengetreten, und die Entwicklung hat seinen Irrtum, indem sie den Deutschen fast nur Lustspiele „provinziellen" Charakters gelingen ließ, deutlich aufgezeigt. Selbst seine Verdammung des Meißnischen (Schlegelschen) „Geschäftigen Müßiggängers", die er Mendelssohn nachspricht, stimmt nicht, das Stück ist gar nicht so übel. — Was die Form der „Dramaturgie" anlangt, so hat Dühring zum Teil recht, es wäre etwas Gleichmäßigeres, Ausgeglicheneres möglich gewesen. „Die Dramaturgie ist kein einheitliches, Stück für Stück ausgeglichenes, wohlberechnetes Kunstwerk. Trockene Partien folgen auf die lebendigen, farblose den glänzendsten, schwerfällige den gewandtesten", sagt auch Erich Schmidt. Aber den „jüdischen" Eindruck empfängt man von ihr doch nicht, ganz abgesehen davon, daß gerade hier an Lessings vaterländischer Gesinnung kein Zweifel herrschen kann. „Aber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern nur von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen" — mag Dühring solchen Auslassungen gegenüber von Lessings angeblichem Deutschtum reden, ich habe nicht den Mut dazu.

Auf die „Hamburgische Dramaturgie" folgten von kritischen und theoretischen Schriften Lessings noch die „Briefe antiquarischen Inhalts", Berlin 1768/69, die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet", Berlin 1769, die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" (in den „Vermischten Schriften 1771 ff.). Die „Briefe antiquarischen Inhalts" waren bekanntlich gegen den Hallischen Philologen Professor und Geheimrat Christian Adolf Klotz gerichtet, und Dühring sagt von diesem Handel: „Klotz hat in der Hauptsache, also abgesehen von ganz vereinzeltem literarischem Kleinkram, woran Lessing seiner Gewohnheit gemäß herumnörgelte, das Recht für sich. Lessing rechnete auf die von Klotz verletzten Gelehrten und gab für sie, namentlich auch für den Göttinger Heyne, die Rolle eines gegen Klotz bellenden Hundes." Als Nichtfachmann werde ich mich noch mehr hüten, die „Antiquarischen Briefe" des genaueren zu betrachten als den „Laokoon", von dem die Streitigkeit ihren Ausgang nahm, aber ich will doch eine Stelle aus Erich Schmidts „Lessing" über das Verfahren Lessings anführen: „Er schränkt hie und da eine Behauptung seines Buches ein, schlägt aber stets den sichersten Ton an, und je mehr Stellen er deckt, wo er selbst sterblich ist, desto ausfallender führt er seine Klinge. Kommt ihm Klotz mit einem Beispiel aus der Kunst

oder einem literarischen Beleg, so erwidert Lessing, er kenne das schon längst, und zwar aus der Quelle, nicht von zweiter, dritter Hand wie Klotz, oder er bringt die Ausrede, gedacht habe er natürlich daran, nur sei er beim Nachschlagen an einer andern Stelle haften geblieben. Oder, wohlberechnet, gleich darauf bedient er sich einer neuen Methode: die Stellen, deren Unkenntnis Riedel [ein Genosse Klotzens] ihm vorwerfe, seien ohne jede Beweiskraft, und er weiß die Dinge so zu drehen, daß er sich sacht herauswindet und Klotz und Riedel einander in die Haare geraten. Er ruft immer wieder: ‚O Logik und alle Musen!'; er erklärt von seiner hohen Warte: ‚Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen'; er breitet über die geringe Streitfrage den Glanz seines Bilderstils... Es ist auch für den wissenschaftlich Ebenbürtigen ein böses Ding, mit einem solchen Stilisten und Dialektiker zu streiten; wehe dem, der ganz waffenlos dasteht, dem der überlegene Gegner von vornherein alles verbietet, was er doch selbst anwendet, der sich auch der unleugbaren Gewalttätigkeit und manchmal der Kleinlichkeit gegenübersieht... Klotz darf nie und nirgend einen Schein von Recht haben. Lessing streckt ihn in den Sand und macht ihm noch die Stäubchen auf dem Kleide zum Vorwurf." Das wäre ja wohl eigentlich alles Wasser auf der Mühle Dührings. Später redet Schmidt noch von Verschlagenheit bei Lessing, von „vielen Finten und Paraden", von „gewundener Deutung und rechthaberischer Spitzfindigkeit", von „nicht ganz aufrichtiger Taktik", von „bösem Rückzug auf unbequemen Schleichwegen und mit stolzer Miene", und man könnte, da die Darstellung Klotzens, der Persönlichkeit, bei Schmidt auch nicht ohne Anerkennung, vielleicht aus dem dunkeln Gefühl einer bestimmten Verwandtschaft entsprungen ist, beinahe erwarten, daß das Schlußurteil für Lessing ungünstig ausfallen werde. Aber da täuscht man sich, zum Schluß heißt es doch, wie in allen Lessingwerken, daß Klotz, der frivole Mensch, nicht zu retten sei, daß Lessing in keinem Satze seines Todesurteils der Übertreibung geziehen werden könne, daß ein Literat ohne Sold und Amt die deutsche Gelehrtenehre gerettet. Erich Schmidt möchte sogar vor der Zweizüngigkeit Klotzens „alle Worte, die einen Schimmer von Anerkennung bieten, widerrufen, um in Lessings rasch begründetes Verdikt über Klotzens gesamtes Treiben einzustimmen". Ich habe die „Antiquarischen Briefe", die das Schlußgericht über Klotz enthalten (51 ff.) wieder gelesen und glaube allerdings auch, daß Klotz von Lessing recht geschehen ist, aber ein Kollege von Klotz und zugleich Lobpreiser Lessings möchte ich freilich nicht sein. Am meisten hat mich in den Briefen wieder der Ausdruck von Lessings Stolz erfreut: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese", sagt er in Anspielung auf „Don Quixote": „Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich

umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.“ Ich glaube nicht, daß dies ein Jude oder Judenmischling hätte schreiben können.

Die Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“, die Hebbel nicht mehr lesen konnte, nennt Schmidt ein „unvergängliches Kleinod tief durchgeistigter Altertumsforschung“, den „Anmerkungen über das Epigramm“ wirft derselbe Autor „tendenziöse Einseitigkeit im Kern und dürre Auffassung“ vor.

VII.

Lessing und Goeze.

Der Standpunkt, den Lessing, der reife Mann, der Religion gegenüber einnahm, ist mit einiger Sicherheit aus seinem Briefwechsel festzustellen. Hatte er schon in einem Literaturbriefe gegen Basedow, wenn nicht geradezu die Aufklärung, so doch das neumodische aufgeklärte Christentum abgelehnt, so sprach er sich in einem Briefe an Nicolai (25. August 1769) auch gegen die Berlinische Freidenkerei aus: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen." Es wäre wichtig zu wissen, ob Lessing, als er dies schrieb, schon des Hermann Samuel Reimarus' „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" kannte, die ihm handschriftlich von dessen Kindern, dem Arzt Johann Albert Hinrich und der Elise Reimarus mitgeteilt wurde: Jedenfalls hat diese Schrift, wenn auch nicht Lessings Standpunkt verändert, doch seine Anteilnahme an der Theologie wieder stark angefacht. Als Wolfenbüttler Bibliothekar kam Lessing dann auch bald in die theologische Schriftstellerei hinein und veröffentlichte Braunschweig 1770 „Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuskript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben". Es handelte sich um die Schrift des Berengar über das Abendmahl, in der Lessing den späteren Lutherischen Standpunkt erkennen wollte. Er schreibt darüber an seinen Vater, um diesem eine Freude zu machen, und glaubt nun bei der lutherischen Geistlichkeit einen Stein im Brette zu haben. Bei der Fortsetzung der theologischen Schriftstellerei scheint auch, wie aus einem Briefe an den Bruder Karl (11. November 1770) hervorgeht, die schlechte Geldlage mitgespielt zu haben: Von 1773 an treten die Beiträge „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" hervor, in deren erstem „Leibniz von den ewigen Strafen", zweitem „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", drittem (1774) „Von Adam Neusern [einem Renegaten], einige authentische Nachrichten" und „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten", ein Abschnitt aus Reimarus' Werk, enthalten ist. Dieses hatte Lessing in der ersten unvollständigen Fassung (die endgültige hat der Sohn nie aus der Hand gegeben) empfangen und im Herbste 1770 Mendelssohn mitgeteilt, es im Dezember 1771 sogar seinem Berliner Verleger Voß zur Sicherung bei Geldschwierigkeiten angeboten. Mendelssohn, den der scharf judenfeindliche Standpunkt des Reimarus nicht gerade erfreuen konnte, schrieb unterm 29. November 1770 an Lessing: „Ihr Manuskript, mein lieber Freund, schicke ich Ihnen noch nicht zurück; ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit

kritischen Augen durchzulesen. Es scheint mir, als wenn der Verfasser zuweilen unbillig wäre. Er ist ebenso wider gewisse Charaktere eingenommen, als andere für dieselben eingenommen sind. Er leitet alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande selbst gute Absichten wenigstens mit den bösen verbinden muß. Wenn alles menschlich zugegangen sein soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damals so sehr eingeschränkten Einsichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlechte, hat sein können. In diesem Gesichtspunkte werden uns die Dinge ganz anders erscheinen, als sie Ihr Ungenannter vorstellt. Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunterzusetzen, weil sie andere zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in beständiges Schwanken, und niemals ins Gleichgewicht. In Holland streiten sie jetzt so über den Charakter des Sokrates. Die Waisenhäusler, Hofstädter und seine Klike setzen den armen Griechen zu den ärgsten Schandbuben herunter. Ihre Widersacher wollen ihm nicht die geringste menschliche Schwachheit zuschreiben lassen. Beide Parteien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und Heiligen, die sie zum Maßstabe nehmen; und was diesem Ideal nicht gleichkommt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füßen treten können. Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurteilen, dazu muß man weder Vorurteile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurteile zur Unbilligkeit verleiten lassen; dazu muß man das Maaß der menschlichen Kräfte kennen und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlig machen. Indessen ist das Manuskript in aller Betrachtung sehr wichtig, und allein schon eine Reise von 30 Meilen wert: wenn ich auch sonst nicht Ursach hätte, an die kurze Zeit, welche ich in Braunschweig und Wolfenbüttel zugebracht, mit so vielem Vergnügen zurückzudenken." Mendelssohn war im Oktober 1770 mit dem jungen David Friedländer bei Lessing zu Besuch gewesen. Seine Auslassung ist sehr bezeichnend: Die milde Verständigkeit, die sich hier ausspricht, war es, auf die unsere Väter hineinfielen, während wir hinter ihr nun auch die defensio pro populo Judaico sehen, die bewußte Abschwächung und Irreführung; denn Reimarus wandte sich keineswegs bloß gegen gewisse Charaktere, sondern sagte ausdrücklich „Die ganze Rasse taugt nicht" und nannte die Erzväter „vollkommen würdige Väter der Juden, als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag gleich sind". Lessing antwortete (9. Januar 1771): „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurteile weggeworfen, ich ein wenig zuviel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Teil nicht schon getan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrat wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. — Ob dieses nicht manchmal auch der Fall unsres Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen lassen. Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bei Beurteilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des moralischen

Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen. Allein doch wohl nur bei solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts sein sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die sein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurteilt und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurückzustellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Jugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Ökonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so tut, denke ich, der Weise unrecht, wenn er diese Dinge bloß entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unseren besseren Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß bloß darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen." Nein, es war noch eine andere Ursache da, die aber der harmlose Deutsche bei dem klugen Juden, der übrigens später brieflich geradezu leugnete, die Fragmente gelesen zu haben (s. Erich Schmidt II, 207), nicht erkannte.

Derselbe Brief Lessings enthält dann noch eine Äußerung zu dem damals ausgebrochenen Lavater-Mendelssohn-Handel (Lavater hatte Mendelssohn bekanntlich aufgefordert, Bonnets Beweise der Wahrheit des Christentums entweder zu widerlegen oder zum Christentum überzutreten): „Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. *Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichen Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.*" Mit dieser sehr bösen Stelle, zu der auch noch der „ganze Unrat" oben zu rechnen ist, sagt Lessing natürlich: „Sie als Jude können anders vorgehen wie ich als Christ" und stimmt im übrigen in das „Écrasez l'infâme!" ein, das das Feldgeschrei der schlimmsten Aufklärer war. Erich Schmidt erwähnt sie, soviel ich sehe, nirgends, und andere neuere Aufklärer und Verteidiger Lessings haben sie, wie wir noch sehen werden, umzudeuten oder durch Hinweis auf Lessings Wort von der Furcht, schon ein wenig zuviel weggeworfen zu haben, einzuschränken versucht: es ist aber kein Zweifel, daß sie sich gegen das Christentum, die bestehende christliche Religion richtet. — Ob Lessing, wie Erich Schmidt will, gleich daran gedacht habe, „die ganze Armee des alten Reimarus mit einem Schlage ins Feld zu werfen", und gar, wie Schrempf

glaubt, alle seine theologischen Veröffentlichungen nur gemacht, um ihr den Boden zu bereiten, erscheint mir trotzdem zweifelhaft. Wir haben in einem Briefe an seinen Bruder Karl (2. Februar 1774) eine gründliche Auseinandersetzung seines Standpunkts, in der er diesem vorwirft, sein ganzes Betragen in Ansicht der Orthodoxie sehr unrecht zu verstehen: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? — Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Welt setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte verteidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen.“ Das heißt doch, daß Lessing sich nötigenfalls des alten Religionssystems — man darf auch wohl Christentum dafür sagen, was auch die freisinnigen Kreise einwenden mögen — annehmen will, und damit verträgt sich der Gedanke der Herausgabe der gesamten Reimarischen Schutzschrift, und gar nach gründlicher Vorbereitung, wie Schrempf will, nicht so ohne weiteres, wenn man auch an der christentumsfeindlichen Grundanschauung Lessings nicht zweifeln darf. In der Tat ist in einem späteren Briefe an Karl (11. Nov. 1774) auch nur von einem zweiten Fragment die Rede, das Lessing unter dem Titel „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons alten und neuen Testaments“ (im Anschluß an das Semlersche Werk „Freie Untersuchung“) bei Voß in Berlin herausgeben will. Er kam jetzt nicht dazu, trübe Stimmungen Lessings, die Reisen nach Wien und Italien, die Heirat mit Eva König am 8. Oktober 1776

unterbrachen die theologische Arbeit. Aber im Besitz seiner glücklichen Häuslichkeit, gab Lessing im Januar 1777 im vierten Beitrag „Zur Geschichte und Literatur" „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend", fünf weitere Fragmente heraus: „Von Verschreiung der Vernunft auf Kanzeln", „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten", „Durchgang der Israeliten durchs rote Meer", „Daß die Bücher des Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren", „Über die Auferstehungsgeschichte" und entfesselte dadurch den großen Religionsstreit. Zwar meinte er noch in einem Briefe vom 25. Mai an seinen Bruder: „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren ebensogut dazu als neue." Aber er täuschte sich, die Gegner kamen doch allmählich heraus, und als im Januar 1778 Lessings Frau nach der Geburt eines gleich wieder verschiedenen Sohnes auf dem Sterbelager lag, da war auch schon Goeze, der entschiedenste Gegner, hervorgetreten. „Diese Materien sind itzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können", schrieb Lessing am Sterbelager, als ihm Eschenburg eine Abschrift des ersten Goezischen Aufsatzes geschickt hatte.

Selbstverständlich ist es in dieser Schrift, die nur Lessings Verhältnis zu den Juden und zum Judentum darstellen will, nicht möglich, die ganzen theologischen Händel Lessings genau zu verfolgen. Aber insoweit sie für die Erkenntnis des Lessingschen Charakters von Bedeutung sind, müssen sie doch herangezogen werden. Noch immer wird von seinen Freunden Lessings Kampf als eine große Tat hingestellt: „Mitten in verschlagener Minierarbeit und offener Zerstörung baut er einen Altar der Liebe", heißt es bei Erich Schmidt, „und predigt ein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes wie die Versöhnung mit allem Hader der Menschheit, als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend." Etwas anders lautet es natürlich bei Dühring, und ich will auch dessen Auslassung gleich hierhersetzen, um dann meine eigene Stellung allmählich zu entwickeln. Bekanntlich steht Dühring nicht auf dem christlichen, sondern auf einem ganz freien Standpunkte, so daß man seine Auffassung wenigstens nicht als parteilich abtun kann. „Als judenhafter Literat mit entsprechenden Manieren", sagt er, „will Lessing auch sonst gewürdigt sein. Sein Antigoeze ist im Kern kaum eine Aufklärungsstreiterei zu nennen; vielmehr sind diese theologischen Zänkereien mit dem orthodoxen Hamburger Hauptpastor auch als ein Stück Judenanwaltschaft zu betrachten. Wenn nämlich hierin überhaupt für irgend etwas eingetreten wird, so ist es für eine verflachte judenhafte Denkungsart. War einerseits der Pastor Goeze in seiner Art beschränkt, so war es andererseits Lessing in der seinigen verhältnismäßig noch mehr. Von einem rechtgläubigen protestantischen Pastor und argen Eiferer erwartet niemand einen weiten Blick. Von jemand aber, der als Aufklärer gelten soll, hätte man doch verlangen können, daß er wenigstens nicht unter seinem Jahrhundert, ja unter den einsichtigen Geistern vieler alter und neuerer Jahrhunderte zurückgeblieben wäre. Das

Gegenteil ist aber mit Lessing in seiner allgemeinen Denkweise und speziell in derjenigen über die Religion der Fall. Sonst hätte er sich auch nicht mit einem Hauptpastor so weit und in solcher Weise eingelassen. Die judenhaften Literaten und überhaupt die mäßig beanlagten Naturen machen es aber immer so. Sie wagen sich nämlich nur an Kämpen einer Region, mit der sie leichtes Spiel zu haben glauben oder wirklich haben. Sie drücken sich um das Bedeutende herum, verschweigen es und machen sich absichtlich und sichtbarlich vor dem Publikum nur mit solchen Personen zu schaffen, die ihrer eigenen Schwäche entsprechen und von irgend einer Seite billig zu bekämpfen sind. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als das, was man Aufklärung nannte, in vollster Blüte stand, war es wahrlich keine Großtat, einen rechtgläubigen Hamburger Pastor anzunörgeln, nachdem die persönliche Freundschaft, die Lessing früher mit ihm kultiviert hatte, in die Brüche gegangen war. Lessing war bei Voltaire frühzeitig in die Schule gekommen, und wenn er dabei auch nicht allzuviel und das Beste gar nicht gelernt hatte, so hatte er doch sein eignes Stückchen Judenwitz soweit ein wenig französiert und pointiert, um in der Polemik hier und da einmal eine Reminiszenz zu verwerten. So imponierte er gelegentlich mit einigen erborgten Pointen denen, die überhaupt an dem niedrigen Niveau seiner Polemik, und insbesondere seiner theologischen noch Geschmack fanden. Die Hauptsache aber blieb, daß er sich den Juden, wie deren Lieblingswort lautet, angenehm machte. Für das Judenniveau, für welches außer den Geschäften mit dem eigentlich Geldwerten nur noch diejenigen mit der Religion vorhanden sind, ist die Polemik mit einem christlichen Pastor etwas Zusagendes, ja unter Umständen Ergötzliches. Eine ähnliche Neigung der jüdischen Literaten hat sich auch wieder ein Jahrhundert später im Bisquarkigen [so steht leider da!] sogenannten Kulturkampf gegen die Katholiken bekundet. Der Jude sucht sich immer das Niveau, welches seinen beschränkten Fähigkeiten gemäß ist. Auch Lessing ging keine sonderlich anderen Wege. Irgend eine ernsthafte Überzeugung hatte er gegen den Hauptpastor nicht auszuspielen; denn eine solche fehlte ihm selbst. Das Einzige, worin er fest war, blieb das verkappte Eintreten für die Judendenkweise. Demgemäß chikanierte er denn auch seinen protestantischen Gegner dadurch, daß er sich mit Vorliebe auf den katholischen Standpunkt stellte. Dies war auf Seiten des durch und durch judenhaften Lessing nichts weniger als ehrlich. — Der Antigoeze und die verwandten Schriften atmen überhaupt soviel Nörgelei, Schnödigkeit, ja eine solche Manier, daß dies an die gegenwärtig bekannte Literatenschnoddrigkeit mehr als bloß angrenzt. Es spielt so stark in diese Art, für die es kein edleres Wort als das angegebene gibt, hinein, daß man es begreift, wie sich die jüdischen Literaten von Lessings Streitweise angeheimelt fühlen. Dieser ist überall und nicht bloß in jenen theologischen Zänkereien von einer Manier, die jeden, der Sinn für Würde hat, unangenehm berühren muß. Wie den jüdischen Literatenerzeugnissen, sie mögen sonst sein, wie sie wollen, überall und durchgängig jede Spur dessen abgeht, was man unter Würde und würdiger Haltung von Form und Inhalt versteht, so erhebt sich auch Lessing in seinen Streitereien, ja auch in seinen sonstigen Erörterungen und Arbeiten nicht über jenen Ton, mit welchem vollkommen gesetzter Ernst unverträglich ist. Auch bei ihm ist an Stelle einer würdigen Gesetztheit nur maliziöses Ausgreifen und eine Art von Zerrerei mit dem Gegner zu finden.“ Ich kann nicht sagen, daß

mich diese Ausführungen Dührings gerade befriedigten, mögen sie auch richtige Bemerkungen über die „Manier“ Lessings enthalten. Unbedingt wäre ein Eingehen auf die Sache selbst notwendig gewesen.

So hätte Dühring zunächst aus dem Werke des Reimarus doch gewiß Gewinn ziehen können. Dieser Hamburger Professor pommerschen Ursprungs*) war unzweifelhaft ein guter Deutscher, und seine Kritik entsprang sicherlich mit seiner Abneigung gegen das Judentum, mochte er im übrigen auch ausgesprochener „Deist“ und damit nach Danzels Meinung bis zu einem gewissen Grade auch „Judaist“ sein. Es ist merkwürdig, daß die „Schutzschrift“ des Reimarus bis auf diesen Tag noch nicht vollständig gedruckt worden ist. Was C. A. E. Schmidt (Andreas Riem?) 1787 im Anschluß an Lessing als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten“ herausgab, fand nach Erich Schmidt „kein lautes Echo“, und der Abdruck Wilhelm Kloses in Niedners „Zeitschrift für historische Theologie“ (1850—1852) ward nicht fertig, so daß wir denn heute noch auf den Auszug oder vielmehr die Inhaltsangabe von David Friedrich Strauß in „Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ (Leipzig 1862) angewiesen sind, die zwar, wie es scheint, einwandfrei, aber doch nicht sehr reich an Anführungen ist. So findet sich nicht einmal die schon angeführte Stelle „Die ganze Rasse taugt nicht“, während Strauß allerdings sagt: „Reimarus konnte nicht begreifen, wie Gott ein so halsstarriges, unedles und widerwärtiges Volk vor so vielen lenksamen und bessern Völkern zu seinem Eigentum und Liebling sollte auserwählt haben“ und einige andere treffende Ausführungen über die Hebräer wörtlich gibt. Der Judenfeind Reimarus — Erich Schmidt redet von „ausschweifendem“ und „unbändigem“ Judenhaß — eine eigenartige Erscheinung ist er doch, wenn er auch unter den englischen Deisten, so u. a. in Thomas Morgan, Vorläufer gehabt und in Voltaire einen judenfeindlichen Genossen hatte. Welches Vergnügen mag ein heutiger „Antisemit“ empfinden, wenn er bei Reimarus z. B. liest: „Den Hebräern ist alles gerecht und göttlich, was zu ihrem Vorteil ist, und

*) Zufällig bin ich imstande, aus meiner heimischen Predigerhistorie, M. Johann Heinrich Fehses „Versuch einer Nachricht von den evangelisch-lutherischen Predigern in dem Nordteil Dithmarschens“ (Flensburg 1769 ff.) einen wohl noch nicht veröffentlichten kleinen Stammbaum Reimarus' zu geben:

Philipp Reimarus, Prediger zu Stolzenberg in Pommern,
verm. m. Elisabeth, geb. Friedborn

Samuel Reimarus, 1661—1727, Kantor zu Lunden i. Dithm., Diakonus zu Heide, Herzogl. Gottorp. Hofprediger u. Probst zu Tondern, verm. mit Magdalena Augusta Richart	Nikolaus Reimarus, † 1724, Collega des Hamb. Johanneums, verm. mit einer Wetke
	Hermann Samuel Reimarus 1694—1768, Prof. am Hamb. Gymnasium, verm. m. einer Fabricius

Philipp Conrad R., Hofprediger zu Gottorp, Pastor zu Uetersen † 1724	Georg Hinrich R., 1688—1735, Herz. Gott. Generalsuperintendent	Eine Tochter, verm. mit Pastor Jo. Claudius zu Emmerlef (mit Matth. Claudius verwandt?)	Johann Albert Hinrich R. Arzt in Hambnrg 1729—1814	Elise R.

Hermann Samuel Reimarus dichtete auf den Tod seines Oheims Samuel eine elegia.

sie bilden sich Gott ebenso parteiisch und voll blinder Liebe für sie ein" oder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche aus der heidnischen historia fabulari aufweisen könnte. Aber bei anderen Nationen hat das tempus mythicum doch noch ein Ende, und es folgt bald ein tempus historicum, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hiergegen bei den Hebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, ihr Betragen jederzeit so voller Schandtaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihretwillen Wunder täte, als eben diese." Sein Urteil über die alttestamentliche Geschichte faßt Reimarus folgendermaßen zusammen: „Es ist wohl keine Geschichte auf der Welt, darin die Wunder von Anfang bis zu Ende so gehäuft und übertrieben wären; kein Buch auf der Welt, darin alles und jedes so unmittelbar auf Gottes Rechnung geschrieben wäre, als diese Geschichte der Hebräer in ihren Büchern ist. Aber es ist gewiß auch kein Buch, keine Geschichte auf der Welt, die so voller Widerspruch wäre, und darin der Name Gottes so vielfältig und schändlich mißbraucht würde: indem alle die Personen, welche hier als Männer Gottes aufgeführt sind, einem ehr- und tugendliebenden Gemüte mit ihrem Betragen lauter Anstoß, Ärgernis und Abscheu verursachen. In der ganzen Reihe dieser Geschichte findet man weder Erzväter, Richter und Könige, noch Priester und Propheten, deren eigentlicher und ernstlicher Zweck gewesen wäre, ein wahres Erkenntnis Gottes, Tugend und Frömmigkeit unter Menschen auszubreiten; geschweige, daß man eine einzige große, edelmütige und gemeinnützige Handlung darin antreffen sollte. Sie besteht in einem Gewebe von lauter Torheiten, Schandtaten, Betrügereien und Grausamkeiten, davon hauptsächlich Eigennutz und Herrschsucht die Triebfedern waren. Bei solchen ipso facto abscheulichen Handlungen ist folglich alles Vorgeben von übernatürlichen Erscheinungen Gottes und der Engel, von Offenbarungen und Befehlen des Herrn, von Wahrsagungen und Wundern, von der unmittelbaren Regierung des Höchsten unter dem israelitischen Volke ein bloßes Blendwerk, Betrug und Mißbrauch des göttlichen Namens." Reimarus weiß auch, daß der altjüdischen Religion die Unsterblichkeitslehre fehlte, und wagt sich sogar an den jüdischen Gottesbegriff heran, in dem er viel Heidnisches findet: In der Schöpfungsgeschichte setze der Plural Elohim, der in spätern Stellen bisweilen auch mit der Mehrzahl des Zeitworts verbunden werde, gleichsam ein concilium deorum voraus. „Jehovah ist das, was Jupiter bei den Heiden war, nämlich der oberste Gott; die Engel aber stellen die Untergötter der Heiden vor. Sie hatten gemeinschaftlich an der Schöpfung der Welt gearbeitet; aber der höchste Jehovah hatte sich die Israeliten zu seinem besonderen Volk erkoren und wollte ihr Schutzgott sein; darum sollten sie keinen andern Gott verehren." Kein Wunder, daß Moses Mendelssohn den Reimarus unbillig fand und die alten Juden (während doch Reimarus schon den Rassebegriff hatte) mit der Zeit entschuldigte — mochte er auch die Schutzschrift, deren Einstellung gegen das Christentum er natürlich nicht verkennen konnte, sonst in aller Betrachtung als sehr wichtig erkennen. Noch Guhrauer, der jüdische Vollender der Danzelschen Lessingbiographie, zeigt die Abneigung gegen Reimarus, den er sogar „frivol" nennt, und muß sich deshalb von Strauß sagen lassen: „In Guhrauers Werk über Lessing ist der die Frag-

mente betreffende Abschnitt besonders schwach. Der Verfasser zeigt sich in religiöser Hinsicht beschränkt und befangen, mithin der Aufgabe, die hier vorlag, in keiner Art gewachsen." Ja, die Juden haben immer den „Instinkt", der uns Deutschen so oft fehlt. So ist es wirklich schade, daß Dühring nicht auf Reimarus eingegangen ist, mit dem er auch die Anschauung vom Christentum, das Urteil über Jesus und Paulus einigermaßen teilt. Wir legen natürlich das Hauptgewicht darauf, daß Reimarus, der das Judentum des Alten Testaments nach sittlichen Grundsätzen mit Recht verurteilt, dem Neuen Testament gegenüber doch mit Vermutungen arbeiten muß, und über Christi Lehren sagt: „Sie sind groß, edel, ja göttlich, und man wird sie selten oder fast gar nicht, wenigstens nicht aus dem Grunde einer so allgemeinen Menschenliebe, die sich auch den Feinden tätig erweiset, bei heidnischen Weltweisen finden." Doch wir werden auf diese Dinge noch später, im Schlußkapitel dieses Buches zurückkommen.

Kehren wir jetzt zu Lessing zurück, so möchten wir zunächst feststellen, daß er an dem „Antisemitismus" Reimarus' keinen Anstoß genommen zu haben scheint. Allerdings scheint er in seinen Bemerkungen zum zweiten Fragmente des vierten Beitrags die Juden zu verteidigen, aber die betreffende Bemerkung ist, wie fast alle andern Lessings zu den Fragmenten, nicht vollernst, ist cum grano salis zu nehmen. Er spricht dort von der Offenbarung (die er ja in Wahrheit nicht als solche im hergebrachten Sinne anerkannte) und meint: „Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte die Erteilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? Daß die Offenbarung zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache erteilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Beweggründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich itzt die Christen, als Christen rühmen dürfen? — Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicherweise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des jüdischen [NB. wie wär's denn mit dem griechischen, dessen Kultur nach Alexander dem Großen die halbe alte Welt eroberte?]. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch, in der ganzen Geschichte, schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus macht, seine Religion mitzuteilen und auszubreiten. [Stimmt leider nicht, schon Adolf Stahr, doch entschiedener Lessingianer, hat gesagt: „Das Judentum ist die exklusivste aller Religionen; es schließt alle übrigen aus, hält ihre Bekenner, sich, dem erwählten Volke Gottes gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung ist darum dieser hochmütigen Ausschließlichkeit ebenso fremd, wie die Universalität des Christentums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proselyten gemacht, nicht aus Toleranz, sondern weil sie das Erbe göttlicher Verheißung nicht selbst vermindern wollten." Mit den üblichen Ausnahmen von der Regel (die Chassaren!) stimmt das.] Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dies Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle andern Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten

Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, insofern sie auf den Stamm des Judentums gepfropft waren." Es ist nicht notwendig, weiter, als in den Zwischenbemerkungen geschehen, in die sachliche Kritik dieser Ausführung einzutreten; wer Lessings Anschauungen einigermaßen kennt, weiß, daß er das „Geschäft" der Religionsausbreitung nicht eben besonders hoch einschätzen konnte. Er hat sich dann noch in den Bemerkungen zum 4. Fragment des vierten Beitrags zur jüdischen Religion ausgesprochen, und da sieht man, daß er in einem gewissen Betracht fast noch klarer als Reimarus war: „Das alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sei so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das alte Testament oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des alten Testaments vor den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt: so kann auch diese Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das israelitische Volk seinem Gotte beilegte, gar nicht die transzendentale, metaphysische Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so früheren Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichteteren Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren, echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste sein; und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehovah. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller anderen Völker überlegen war, zu zweifeln: so lang hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte oder nicht gewähren wollte: so wich es hinter ihm ab und hurte mit den Göttern des vermeintlichen glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es seine Lust gebüßet hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichen Wohlstandes gebüßet hatte. Nur als es in dem babylonischen Gefängnis seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen, als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den Einigen Gott würdiger dachte, als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden, als es sahe, wie viel große anerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen oder sich hineinlegen ließen, als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jehova eine

weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal [!] ein ganz andres Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eigenen Gotte machte, so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat." Das sind ja größtenteils auch unsere Anschauungen, auch wir nehmen an, daß sich die jüdische Religion — und das heutige jüdische Volk, wenn auch nicht „auf einmal", während der babylonischen Gefangenschaft gebildet, mögen wir auch eine rassische Verschlechterung den alten Israeliten gegenüber behaupten. So darf man denn nicht mit Dühring die theologische Tätigkeit Lessings ohne weiteres als Judenanwaltschaft betrachten, geht er doch sogar so weit, davon zu reden, daß man dem alten israelitischen Volke „den großen, mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben", mit Grunde streitig machen könnte, und zu erklären: „Die heiligen Bücher der Brahminen müssen es an Alter und würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des alten Testaments aufnehmen können, wenn das übrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgeteilt haben. Denn obschon der menschliche Verstand nur sehr allmählich ausgebildet worden und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegierte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegen eilten und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mitteilen, aber doch erzählen konnten." Damit ist die Vorzugsstellung des jüdischen Volkes vollständig aufgegeben, und auch Dühring würde wohl zugeben müssen, daß sich Lessing diesem mit solchen Feststellungen nicht gerade angenehm machte. Wenn er nicht zu bestimmteren, grundlegenden Anschauungen von Religionsbildung fortgeschritten ist (wie übrigens Reimarus auch nicht), so darf man das wohl auf Rechnung des „verständig-disjunktiven Charakters" des 18. Jahrhunderts setzen, von dem Strauß redet, und dem auch Lessing unterliegt, ohne daß es gerade der Annahme einer jüdischen Blutzumischung bedürfte.

Unter den von Lessing herausgegebenen Fragmenten des Reimarus ist nun freilich keines, das sich geradezu gegen die Juden wendete (denn das vom Durchgang durch das Rote Meer ist nicht mehr als ein „Kuriosum"), und man tut zweifellos recht, in der Herausgabe überhaupt eine Feindseligkeit gegen das Christentum, genauer gegen die christliche Religion, wie sie sich gebildet hatte, zu sehen. Jedoch haben die feindselige Gesinnung gegen das Christentum Judenfeinde wie Voltaire und Reimarus ebensogut, und man kann sie also nicht als Parteilichkeit für das Judentum einschätzen, mag auch der Deismus immerhin judaistisch gewesen sein. Aber die Art und Weise des Lessingschen Kampfes könnte immer noch seine Judenhaftigkeit beweisen, und bei diesem Punkte müssen wir allerdings, so gut wie wir es bei Betrachtung des Dichters und des Kunstgelehrten getan haben, auch bei Betrachtung des Theologen etwas verharren. Lessing und Goeze heißt hier das Thema, wie es früher Lessing und Gottsched, Lessing und

Voltaire, Lessing und Klotz hieß. Doch müssen wir zunächst noch einige allgemeinere Fragen lösen: War die Herausgabe der Reimarischen Fragmente notwendig? Geschah sie in unanfechtbarer Weise? Brauchte sich Lessing in eine Polemik über sie einzulassen? Wie man weiß, gab es zu Lessings Zeit bereits eine aufgeklärte wissenschaftliche Theologie, die man nicht mit dem üblichen aufklärerischen Christentum verwechseln darf; in Deutschland hatten besonders Johann David Michaelis und Johann Salomo Semler der Bibelkritik kräftig die Bahn gebrochen, Semler im besonderen in seiner schon erwähnten „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" (vier Bände, Halle 1771—1775), der Lessing eben die Fragmente als eine „noch freiere Untersuchung" folgen lassen wolle. Ich für mein Teil, der ich freilich durchaus Nichtfachmann bin, bezweifle auf Grund meiner Einsichtnahme, daß Reimarus einen Fortschritt über Semler hinaus bezeichnete, glaube vielmehr, daß dieser gegen Reimarus, der doch im ganzen über die englischen Deisten nicht hinauskam und höchstens als zielbewußter Zusammenfasser Wert hat, einen Fortschritt bedeutete, weil er in wahrhaft geschichtlichem Geiste arbeitete. In unsern mehr volkstümlichen Geschichtswerken wie z. B. Hettners „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" steht zwar immer zu lesen, daß Reimarus' Buch, wie es „einerseits die schärfste Spitze und der zusammenfassende Abschluß aller jener einschneidenden Verneinungen war, welche seit Bayle, Spinoza und Locke das religiöse Denken bewegten und quälten, andererseits zugleich der Grund und Anfang einer neuen weltbefreienden Entwickelungsreihe gewesen sei, welche von Lessing bis zu den neuesten Phasen der kritischen Theologie sich fortspinnt." Aber das scheint mir sehr übertrieben, und auch Erich Schmidt redet schon davon, daß „das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, unermüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus jeder Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen rein negativ gewesen sei", und hebt Semlers Verdienste stark hervor. „Mochte Semler in seiner Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen, mochte er auch mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen" und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein, eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit" eroberte und auch für Laien den Zugang nicht ganz verrammeln wollte, als dauernde Errungenschaft aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind allgemach am Baume der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christentum zeigt unverkennbar die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit persönlichen, landschaftlichen, temporären Eigentümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles, was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen rein historischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der

Kirche; die freie Forschung, nicht die ‚eiserne Reihe' eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus." Es verdiente, wie mich dünkt, doch einmal eine ganz genaue Untersuchung, wo denn Lessing im Verlauf seiner theologischen Betätigung wissenschaftlich über Semler hinausgekommen. Die älteren freidenkerischen Theologen, die über Lessing schrieben, haben sich die Sache doch etwas leicht gemacht. Karl Schwarz z. B., der Verfasser der von Hettner als trefflich gelobten Schrift „Lessing als Theologe" geht auf das große Hauptwerk Semlers gar nicht ein, sondern erwähnt nur Semlers gegen den Fragmentisten und auch Lessing gerichtete „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten, insbesondere vom Zwecke Jesu und seiner Jünger", wobei von Semlers „gereizter Ängstlichkeit", seinem „theologischen Wissenshochmut", seiner „lächerlichen Professoren-Autorität" geredet wird. Da stößt man denn freilich nur in das Horn Lessings, der in einem Briefe an Elise Reimarus vom 14. Mai 1779 sich auch äußerst gereizt über Semler ausließ („Der Schubiack Semler ist einzig daran schuld [daß ich Ihnen nicht geschrieben]. Ich bekam sein Geschmiere, eben als ich noch den ganzen fünften Akt am ‚Nathan' zu machen hatte, und ward über die impertinente Professorengans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nötig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen ‚Nathan' darüber zu vergessen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht schrieb. Ich würde Ihnen geschrieben haben, daß man nun schlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten [d. h. wohl, die gesamte „Schutzschrift" mit dem Namen Reimarus veröffentlichen] müsse. Wäre es auch nur, um so einen Esel zu beschämen, wenn sich ein Esel beschämen läßt! Noch itzt könnte ich für diese Meinung sein, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür sein könnten! — Aber ich will es ihm schon indes auf eine andere Weise einträuken, und ihm ein Brieflein aus Bedlam schreiben [in einem nicht von Semler stammenden Anhange seiner Schrift wird jemand, der ein Haus im Vertrauen darauf, daß es feuerfest sei, angesteckt hat, nach Bedlam, ins Irrenhaus gebracht — eine nicht üble Verspottung des Vorgebens Lessings, die Fragmente täten dem wahren Christentum nichts], daß er an mich denken soll"). Selbstverständlich kann man Lessing die Gereiztheit nicht übelnehmen, aber eine Abfertigung Semlers ist das Geschimpfe denn doch nicht, und ich bezweifle auch, ob die von Lessing geplante Schrift gegen Semler und das Trauerspiel „Der fromme Samariter" eine solche geworden wären, ob er selber auch meinte, alles, was er bis dahin Angreifendes geschrieben, sei nur das Scharmützel der leichten Truppen, denen jetzt erst die Hauptarmee folge, um ein entscheidendes Treffen zu schlagen. Für Schwarz freilich war Semler nur „ein kritischer Wühler und Spürer, der sich in die Einzelheiten der Minierarbeit verlor, ohne es in irgend einer Frage zu einem bestimmten Abschluß, einem zusammenfassenden Gedanken zu bringen" — man vergleiche dazu die mitgeteilten Ausführungen Erich Schmidts! Lessing ist nach Schwarz ein Kritiker viel höheren Stils und viel „präziserer" Art — „und wir nehmen daher auch gar keinen Anstand, seine Verdienste um die Theologie aller Zeiten viel höher zu stellen als die Semlers." Ja, wenn es die großen Worte täten! Ich habe, nicht bloß bei Schwarz, nach wahrhaft bestimmten theologischen Anschauungen Lessings gesucht, und ich muß gestehen, daß ich eigentlich nichts gefunden habe; denn die schöne Redensart bei Schwarz, daß Lessing

der „Heros der Aufklärung" sei, und verwandte Wendungen, die bis auf diesen Tag immer wiederkehren, können mir denn doch nicht ganz genügen. Doch wir wollen auf das „Positive" Lessings noch später kommen.

Kehren wir jetzt zu der Beantwortung der Frage, ob die Herausgabe der Reimarusschen Fragmente notwendig gewesen sei, zurück, so können wir vielleicht schon sagen: Sachlich wohl kaum, die wissenschaftliche Theologie war schon auf dem richtigen Wege, war schon weiter als Reimarus, vielleicht auch weiter als Lessing, und was zwingt uns anzunehmen, daß sie ohne Lessing ihren Weg nicht ruhig vorwärts gegangen wäre? Die Freunde Lessings behaupten dagegen, daß sie dann „esoterisch" geblieben wäre, und sehen sein Hauptverdienst darin, daß er die theologischen Streitfragen, die Kämpfe, die ihrer Ansicht nach eine Reinigung und Hebung des Christentums bezweckten, meiner Anschauung nach aber um Sein oder Nichtsein der christlichen Religion gingen, in die Welt, vor die Allgemeinheit brachte. Man höre Schwarz: Lessing hatte die Begeisterung „in der reinsten Form als Begeisterung für die Wahrheit und nicht etwa nur für diesen theoretischen Prozeß des Erkennens, in dem sein klassischer Geist sich so wohl fühlte; nein, auch für die Verbreitung der Wahrheit unter die Menge, für die praktische Seite der Wahrheit, für ihre die Massen ergreifende, reinigende und erziehende Kraft. Die ernste und heilige Aufgabe seines Lebens, ein Reinigungsfeuer zu sein, das alle schlaffen, gemeinen und konfusen Elemente der Zeit verzehre; den Verdunkelungen der Wahrheit, den unabsichtlichen wie den absichtlichen, ungescheut entgegenzutreten, vornehmlich aber denjenigen, welche aus zünftiger Gemeinheit und Egoismus entsprungen, sei es, aus dem Schuldünkel toter Gelehrsamkeit oder aus dem Pfaffendünkel herkömmlicher Rechtgläubigkeit — diese ernste und heilige Aufgabe hielt er unausgesetzt mit warmer Begeisterung fest, für sie kämpfte er mit rücksichtsloser Aufopferung. Dieser Kritiker war, wir wiederholen es noch einmal, ein Lehrer und Führer seines Volkes." Und auch Erich Schmidt sagt: „Lessing wollte also die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publikum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik popularisieren, den Zustand, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer toten Gelehrtensprache wie eine ängstlich behütete Geheimlehre vor der lebendigen Anteilnahme der Laien verbarg, beseitigen." Aber Semler hatte ja doch deutsch geschrieben, und wenn Lessing den Gewinn der neuen Kritik ins Volk bringen wollte, warum tat er dies nicht ganz offen und ehrlich, warum brachte er das Werk eines Mannes heraus, das dieser selber im Verborgenen gehalten, und dem er, wie Erich Schmidt zugibt, „unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen beipflichten konnte"? „Eben darum zog ich ihn ans Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten", ruft er selber im ersten „Antigoeze" aus, „ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheint: und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größeren Dienst erwiesen zu haben, als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen. — Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?" Ich muß gestehen, daß ich diese Art Windbeutelei Lessings, zu der ja auch das Versetzen der Handschrift in

die Wolfenbütteler Bibliothek, das Vorschieben des Wertheimer Schmidts, die Erfindung des Freundes, der ihn „beschwört, dem Publiko ja mit nächstem ein Mehreres und womöglich das Dreisteste und Stärkste mitzuteilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für abenteuerliche Dinge so geheim gehalten würden", und noch manches andere gehört, sehr schwer ertrage und bei religiösen Kämpfen von γυμναστικῶς und δογματικῶς, wie Lessing selber unterscheidet, von Akkomodation, Taktik und dergleichen, wovon seine Freunde reden, nichts wissen mag, und daher den Vergleich Lessings mit Luther, der ja bei den freisinnigen Theologen auch nicht allzuselten ist, ganz scharf abweise. Man braucht nicht, wie Dühring in Lessing einen Zeitungsschreiber jüdischer Art zu sehen, aber manche Schwäche des Tagesschriftstellertums hatte Lessing, und es ist Klügelei, wenn man mit Schwarz ausführt, Lessings „dialektischer" Hang habe noch keine Schwäche des Wahrheitsgefühls bedeutet. Doch, es ist eine, und Grillparzers Wort, Lessings Wahrheitsliebe sei nicht ohne Streitsucht und seine Kritik sei nicht ohne Neid, er habe nur Wert, als der Höchste einer nichts weniger als wünschenswerten Gattung: der nächste nach ihm sei schon ein Klopffechter und poetisierender Prosaiker, dieses manchen zu scharf erscheinende Wort hat schon seine Berechtigung. Natürlich, wir sind allzumal Sünder, ich bin weit davon entfernt, Lessing einfach zu verdammen, aber die Zeit der blinden und unehrlichen Lobhudelei für ihn ist auch längst vorüber. Er mochte des Reimarus' Werk herausgeben, meinetwegen auch ohne Namen, er mochte den Reimarus gegen ungerechte Angriffe in Schutz nehmen, aber er durfte weder die Gründe der Herausgabe fälschen noch, wenn es darauf ankam, seine eigenen Überzeugungen verschweigen. Konnte er das als Braunschweigischer Hofrat und Bibliothekar nicht, so hatte er eben seine Hand von der Sache zu lassen. Statt dessen „fingierte" er darauf los, nicht ohne doch später nahe an die Bloßstellung Reimarus' zu streifen, und führte in seinen Gegenbemerkungen einen wahren Eiertanz auf, der die feindliche Gesinnung gegen das Christentum — über den von Lessing gemachten Unterschied zwischen „christlicher Religion" und „Religion Christi" später! — doch nicht verbarg. Was will es bedeuten, daß Erich Schmidt einwendet: „Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente schrieb, die ‚Maulkörbe', die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinierte, larventragende, sophistische Politik, wie der gerade Sinn Elisens manchmal wähnte, obgleich den theologischen Schriften Lessings die ‚Feinheit' und die Halbmaske nicht fehlt!" Es sagt ja doch nur mit andern, beschönigenden Worten, was ich eben vom Eiertanz gesagt habe; denn der „notwendige innere Drang ungesäumter eigener Stellungnahme", von dem Schmidt dann redet, äußert sich bei ganz aufrichtigen Kämpfernaturen anders. Schmidt gibt zu, daß Lessing des „positiven" Glaubens bar, ein „dezidierter Nichtchrist" war. Dann durfte er aber unter keinen Umständen den Schein wachzurufen suchen, als handle er zum Nutzen des Christentums. Das hat er aber bis zuletzt getan und sich nur gegen seinen Willen und in seinen vertraulichen Briefen verraten. Auch Schrempf, der das Hauptkapitel in seinem „Lessing der Philosoph" „Lessing als Vorkämpfer der individuellen Redlichkeit" überschreibt, gibt zu, es sei für Lessing schlimm gewesen, daß ihm in beiden Fällen, den Ungenannten und

ihn selbst betreffend, die einfachste, natürlichste, überzeugendste Verteidigung versagt war — die Wahrheit: „Er durfte Reimarus nicht nennen; und er durfte oder wollte kein aufrichtiges religiöses Bekenntnis ablegen.“ — „Warum Lessing nicht mit seiner vollen Meinung auf den Kampfplatz treten wollte, ist nicht so leicht zu sagen“, meint Schrempf dann. „Die bloße Angst vor der Verketzerung kann ihn nicht abgehalten haben; auf ein bißchen mehr kam es ihm schwerlich noch an, nachdem er einmal als Feind des Christentums verschrieen wurde; und daß die Verlästerung in Tätlichkeiten übergehen durfte, hatte er kaum zu fürchten. Eher läßt sich als Motiv seiner Zurückhaltung denken, daß er, bei seinem wirklich schwebenden Verhältnis zum Christentum, auf Verständnis überhaupt nicht hoffen durfte, bei den Freunden so wenig wie bei den Gegnern. Jene waren ihrer natürlichen Religion so sicher wie diese ihrer geoffenbarten; daß die Wahrheit für den Menschen nur als werdende existiere und ihr deshalb in dem Individuum nur eine Mischung von Zweifel und Zuversicht entsprechen könne, wollte beiden nicht zu Sinne. Wenn er ferner den Gegnern für ihre Anklage auf Antichristentum einen gar zu scheinbaren Vorwand gab, so schnitt er sich jede Einwirkung auf seine Zeitgenossen ab: daß ein ‚Antichrist‘ die Bibel nicht mit der Religion identifiziert wissen wollte, mußte jeden Christen antreiben, Bibel und Religion um so fester zu verbinden. Endlich war Lessing der Meinung, da wir doch alle nur Schüler sind, so werde das fähigere Individuum es die schwächeren Mitschüler besser nicht merken lassen, was es von höherer Wahrheit schon wittere und zu sehen beginne. Ob das nicht mehr weichlich als menschlich ist, und, wenn es klug sein soll, ob diese Klugheit nicht sehr bedenkliche Nebenwirkungen haben kann: das dürfen wir, eben im Blick auf Lessing, wohl noch als offene Frage behandeln. Aber Lessing war an seine Meinung gebunden und hat sich zwar merken lassen, daß er eine höhere Auffassung der Religion wittere, diese aber nicht mit dem ihm möglichen Grade der Annäherung öffentlich aussprechen mögen. Dem verdanken wir es, daß er in seiner Verteidigung die höchste taktische Gewandheit entfalten mußte; aber wir verdanken dem auch, daß der Kampf für die Sache nicht so furchtbar [fruchtbar?] wurde, als er eigentlich hätte werden können. Denn in der Verlegenheit mußte Lessing gereizter werden, als nötig und ersprießlich war. Und weil er einen richtigen Glaubenskampf vermeiden wollte, mußte der Streit auf das historische Gebiet hinübergespielt werden. Das lag freilich überhaupt in Lessings Art [obwohl er durchaus kein historischer Geist war, möchte ich hinzufügen]; und er hat durch seine Thesen über die Rolle der Bibel in der Geschichte des Christentums die Anregung zu sehr wertvollen Erkenntnissen gegeben. Aber da die Bibel wirklich nicht die Religion ist, so mußte die Konzentration auf die Bibelfrage das sittlich-religiöse, das philosophische Interesse, von dem Lessing ausgegangen war, verdunkeln. Wir folgen darum auch nicht den einzelnen Wendungen des unerquicklichen und oft peinlichen Zanks.“ Die Hervorhebung der letzten Worte stammt von mir, der ich, wie ja schon aus meinen bisherigen Ausführungen hervorgeht, doch etwas von der Stimmung des „Ecrasez l'infâme“ in Lessing annehme und die Herausgabe der Fragmente mit auf das Zeitungsschreiber-Bedürfnis, Aufsehen zu erregen, zurückführe, ohne darum das Bedürfnis Lessings nach geistiger Redlichkeit einfach zu leugnen. Solche Dinge liegen meist etwas verwickelter, als man gemeinhin annimmt, Lessing war eben kein

Luther, nicht einmal eine religiöse Natur, wie denn auch Schrempf hervorhebt, daß die lutherische Lehre von Sünde und Gnade, Rechtfertigung und Versöhnung kein Echo in ihm gefunden und Bekümmernis um das Heil seiner Seele ihm ferngelegen habe. Gibt es aber ohne die Christentum?

In der Kämpferei Lessings, um nun diese besonders vorzunehmen, kann ich dann ebensowenig eine besondere „Kulturtat" entdecken, wie in der Herausgabe der Fragmente selbst. Es klingt ja ganz schön, wenn er erklärt: „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben" und, wie es dann heißt, „sein Sprüchlein dazu zu sagen", aber sehr viele Stellen seiner Briefe beweisen doch, daß er nicht mit der Gesinnung in den religiösen Kampf gegangen ist, die ernsten Leuten nun einmal notwendig erscheint. „Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte", schreibt er an seinen Bruder Karl, 11. November 1774; „dahin bezieht sich gewissermaßen auch das, was ich Herrn Voß versprochen zu schicken", nämlich das Manuskript der Fragmente, das er dann sogar als Pfand für eine Geldforderung hinterlegt (s. Erich Schmidt II, 208). Später, 25. Februar 1778, heißt es an ebendenselben: „Daß meine Duplik nach deinem Sinne gewesen, ist mir sehr lieb. Besonders freue ich mich, daß du das haut-comique der Polemik zu goutieren anfängst, welches mir alle anderen theatralischen Arbeiten so schal und wässerig macht. Nächstens sollst du auch eine Schrift gegen Goeze erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann." Und an Elise Reimarus schreibt Lessing unterm 9. August 1778: „Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion *glaube*, sondern was ich unter der christlichen Religion *verstehe*: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Vollwehr schützen." Selbstverständlich bin ich nicht der Ansicht, daß die Polemik Lessings lauter Spiegelfechterei gewesen sei, ich erkläre mich auch nicht zu derjenigen, die in ihr nach Lessings eigenem Ausdruck ein „Laudanum", ein Betäubungsmittel in der schweren Zeit nach dem Tode seiner Frau sieht, und am allerwenigsten möchte ich Lessings theologische Kämpfe nur als Mittel, Aufsehen zu erregen und Geld zu verdienen, aufgefaßt sehen, wenn auch einige Äußerungen des Schriftstellers dafür anzuführen wären: Es ist die angeborene Kampfnatur, die ihn auch in diese Kämpfe hineingetrieben hat. Hätte er nur ernster und würdiger gekämpft! Aber selbst die Namensverbergung glaubte er bei manchen seiner Streitschriften nicht entbehren zu können. Die erste ist, um hier nun doch eine flüchtige Übersicht zu geben, „Über den Beweis des Geistes und der Kraft", gegen den hannoverschen Lyzeumsdirektor Johann Daniel Schumann gerichtet, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" gegen den Unbekannten veröffentlicht hatte. Die Antwort Lessings ist gemäßigt gehalten und war von einem Gespräch „Das Testament Johannis" begleitet, in dem Lessing die sagenhafte Rede des Johannis, „Kinderchen, liebt euch" gegen das Evangelium Johannis ausspielt. Schumann gab noch eine „Antwort auf den Beweis des Geistes und der

Kraft", auf die Lessing aber nicht mehr einging. — Inzwischen hatte der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Reß, Lessings „Nachbar", seine Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" drucken lassen, und Lessing schrieb wider ihn in der Zeit vor der Niederkunft seiner Frau und nach ihrem Tode „Eine Duplik", die umfangreichste seiner theologischen Streitschriften. Er bemerkt selbst am Schlusse: „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen, vor Langerweile, Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede stellen, daß ich vieles so warm, so teilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen." Natürlich hat man diese Änderung mit dem schweren Schicksal Lessings in Verbindung gebracht und dann weiter auch die Art des Kampfes gegen Goeze aus ihm erklärt. Auch Reß schrieb eine Erwiderungsschrift auf die „Duplik": „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche", deren Druck (s. Heinemann, „Zur Erinnerung an G. E. Lessing", Leipzig 1870) die Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung in Braunschweig auf hohen Befehl liegen lassen mußte, worin Reß ein Eingreifen Lessings erblickte. Sie ist dann 1779 in Hannover erschienen. — Am Totenbette seiner Frau empfing Lessing den ersten Angriff Johann Melchior Goezes, des Hauptpastors an der Hamburger Katharinenkirche, einen Aufsatz in der Zeitschrift „Freiwillige Beiträge", der sogenannten „Schwarzen Zeitung", die damals noch der Kanonikus Ziegra herausgab. Ein zweiter Aufsatz Goezes in derselben Zeitschrift erfolgte Ende Januar und war zunächst eine Anzeige der Reßschen Schrift. Goezes Angriffe unterschieden sich dadurch von den früheren, daß nicht mehr bloß der Ungenannte, sondern auch Lessing selbst als Herausgeber und Verfasser der Gegensätze angepackt wurde. Er antwortete Goeze zunächst in „Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg". Parabel und Bitte sind friedlich, das Absagungsschreiben aber ist äußerst heftig. Der ersten Schrift folgten dann bald die „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt. Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg", die man als noch vor dem Absagungsschreiben abgefaßt hingestellt hat. Goeze hatte inzwischen, noch vor Ostern 1778, seine beiden Aufsätze mit sechs anderen zu der Schrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrats Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift" zusammengefaßt. Der erste „Antigoeze" ist ohne Kenntnis dieses „Vorläufigen" und im Grunde nicht gegen Goeze, nur gegen seine „Kompagnie" gerichtet, der zweite aber nimmt den bösen persönlichen Ton des Absageschreibens wieder auf. Dann folgt die Veröffentlichung des letzten Fragmentes des Ungenannten „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" und darauf bis Anfang Juli die weiteren „Antigoezes" bis zum elften. Goeze gab das erste Stück seiner neuen Schrift „Lessings Schwächen" vor dem achten „Antigoeze", das zweite Stück nach dem elften „Antigoeze". Darauf antwortete Lessing mit „Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg", dann erschien von „Lessings Schwächen" das dritte Stück und zum Schlusse Lessings „Der nötigen Antwort auf eine sehr unnötige Frage des Herrn

Hauptpastor Goeze in Hamburg erste Folge". Sie ist die einzige geblieben.

Es ist in diesem Buche selbstverständlich unmöglich, eine genaue Darstellung des Kampfes zwischen Lessing und Goeze zu geben, aber daß sie einmal neu gegeben werden muß und sorgfältiger, als sie bisher gegeben wurde, ist mir beim Lesen der einschlägigen Literatur klar geworden. Es sind vor allem drei Werke, die bisher zur Aufklärung über den Kampf in Betracht kamen, Karl Schwarz' schon öfter genanntes „Gotthold Ephraim Lessing als Theologe" (Halle 1854), „Johann Melchior Goeze. Eine Rettung" von Dr. Georg Reinhard Röpe (Hamburg 1860) und „Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift ‚Johann Melchior Goeze, eine Rettung'" von August Boden (Leipzig und Heidelberg 1862). Wie Schwarz über Goeze urteilte, zeige ein Zitat: „Es ist bekannt, wie unter allen diesen Gegnern [Schwarz führt 13 im Texte und 16 in einer Anmerkung an] Goeze es war, den Lessing in den Mittelpunkt des Kampfes stellte, auf den sich die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers entlud, den er zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft erhob. Lessing brauchte einen solchen Gegner, in welchem die theologische Verketzerungssucht mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit, ihrer scheinheiligen Beseelsorgung gleichsam Fleisch und Blut geworden. Er brauchte ihn, um die moralische Karikatur solches Wesens in voller dramatischer Lebendigkeit zu unvergeßlichem Andenken seiner Nation vorzuführen. Und sein Scharfblick griff in der Tat aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus. Nicht als ob der Hauptpastor Goeze zu den Schlechtesten dieser Gegner gehörte — nein! er war nur die derbste, die ausgeprägteste Gestalt orthodoxer Beschränktheit, ein unvergleichliches, klassisches Exemplar, wie es in jener Zeit bereits zu den Seltenheiten gehörte. Man urteilt gewiß sehr unrecht, wenn man meint, Goeze sei eine besonders widerwärtige und verächtliche Persönlichkeit gewesen, die durch Lessing ihren verdienten Lohn erhalten, moralisch vernichtet worden für alle Zeiten. Er war vielmehr nicht schlechter als unendlich viel andere theologische Zeloten des 17. wie des 19. Jahrhunderts, und er hatte vor vielen anderen das Verdienst voraus, ganz zu sein, was er war, mit aller Entschiedenheit, mit ungebrochener Kraft. Diese Ungebrochenheit seines ganzen Seins, diese Naivität in seiner wissenschaftlichen wie moralischen Plumpheit, welche ihn so geeignet machte zur typischen Darstellung einer ganzen Theologenklasse, fordert zugleich auf zu einer milderen Beurteilung seines persönlichen Wertes." Es ist diese Stelle mit einem scharfen Absprechen und ihrer lahmen Entschuldigung gewesen, welche Roepes Rettung hauptsächlich mit verursacht hat. Roepe war ordentlicher Lehrer an der Realschule des Hamburger Johanneums, christlich-rechtgläubig, aber dabei milde gesinnt, auch nicht geneigt, der Wissenschaft etwas zu vergeben. Er hat sehr viel wertvollen Stoff über Goeze beigebracht, auch den Versuch gemacht, nicht ungerecht gegen Lessing zu sein, aber doch im ganzen zu wenig sorgfältig gearbeitet, um etwas wirklich Haltbares zu schaffen. So brachte es August Boden, ein gewaltiger „Dialektiker" vor dem Herrn, fertig, Roepe in Grund und Boden hinein zu verurteilen. Kein Geringerer als Friedrich Hebbel ist der Zeuge, der in der „Illustrierten Zeitung" von 1862 eine lobende Be-

sprechung des Bodenschen Buches schrieb. Da heißt es, nachdem zunächst über die einreißende Unsitte der Rettungen etwas Beherzigenswertes gesagt worden ist: „Wenn aber gar ein Candidatus rev. min. [das war Roepe], einer aus der Reihe von denen, die entweder nie oder nur an den heißesten Sonntagsnachmittagen, wo Christus und der Küster die ganze Gemeinde vorstellen, zum Predigen kommen, sich die neu gesteiften vergilbten Bäffchen umbindet, um für einen Gerichteten wie den Senior Johann Melchior Goeze, der als Theolog verdienstlos, als Mensch verächtlich und sogar als Eiferer zweideutig war, auf Kosten Lessings unter den Heiligen oder Halbheiligen ein Dunkelplätzchen zu erobern, so gebührt ihm die schärfste Zurechtweisung." Nur schade, daß Hebbel seine Weisheit über Goeze einzig und allein aus Boden holt und Roepe nicht einmal gelesen hat. Aber er hatte eine Abneigung gegen bestimmte Hamburger Kreise, was der Schluß seiner Besprechung sehr deutlich aufzeigt: „In Hamburg gibt es Kreise — die Börse und der Steinweg gehören freilich nicht dazu —, in denen es noch immer weh tut, daß ein Hauptpastor, ein Senior unrecht gehabt haben soll, wäre es auch gegen einen Lessing. Offenbar ist das Roepesche Buch aus diesen Kreisen hervorgegangen, jedenfalls bedient der Verfasser sich aller Waffen, die dort gebraucht zu werden pflegen, wie sein Gegner ihm aufs evidenteste nachweist. Er hat Goeze einen schlechten Dienst geleistet. Auf den Toten liegt viel Staub, auf den Gräbern wächst viel Gras, und das de mortuis kommt jedermann zugute, wenn er nicht eben Schinderhannes ist. Niemand hätte daran gedacht, Goezes Sündenregister zu vermehren, wenn es Roepe nicht gefallen hätte, seine Grabschrift einer Revision zu unterziehen und mit goldenen Lettern zu versehen. Jetzt ist es vermehrt, bedeutend vermehrt; aus Boden lernen wir einen noch viel schlimmeren Goeze kennen, als aus Lessing bekannt war, und jeglicher Zug, der hinzukam, ist aktenmäßig erwiesen und belegt. Sei das Buch jedem aufs wärmste empfohlen, der die Wahrheit liebt." Man kann sich denken, daß ich als Hebbelverehrer Bodens Buch sorgfältig gelesen habe, leider kann ich aber Hebbels Urteil nicht beistimmen. Boden ist, wie gesagt, ein scharfer „Dialektiker" und geistig Roepe zweifellos überlegen, aber zuverlässig ist er auch nicht, es kommen im Gegenteil sehr böse Dinge bei ihm vor. Ich will drei bestimmte Fälle darlegen. Erstens: die von mir schon angeführte und beurteilte Stelle in dem Briefe an Moses Mendelssohn vom 9. Januar 1771 von dem Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn, den andere ehrliche Leute, Nichtjuden, nur unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können, bezieht er auf Lavaters Schwärmerei, von der als des Tollhauses wert Lessing in einem Briefe an Nicolai vom 2. Januar 1770, also ein volles Jahr vorher, geredet, obgleich die Stelle, im Anschluß an einen Angriff Lavaters auf Mendelssohn geschrieben, selber ganz deutlich spricht und sich in dem Briefe an Karl vom 2. Februar 1774 das nämliche Bild noch einmal ganz folgerecht durchgeführt findet. Übrigens wird diese Stelle auch bei Schwarz falsch gedeutet (nur auf die Orthodoxie bezogen, was der Gegensatz, in den sich Lessing zu Mendelssohn stellt, ausschließt), bei Schrempf, wie schon erwähnt, eingeschränkt und bei Erich Schmidt, soviel ich sehe, überhaupt nicht erwähnt. Zweitens: Lessing schreibt seinem Bruder, wie schon angeführt: „Nächster Tage sollst du auch eine Schrift wider Goeze erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen

kann." Das erläutert Boden: „Einem Goezen auch für einen Unchristen zu gelten, dürfte Lessing in Spott und Ernst für wünschenswert erklären", während es doch unbedingt heißt: „daß er mich nicht zu einem Unchristen stempeln kann." Drittens: „Lessings Worte in dem Briefe an Elise Reimarus aber", schreibt Boden, „legt er [Roepe] mit Unrecht zu Goezes Gunsten aus. Einem Manne, wie wir diesen kennengelernt haben und bis ans Ende kennenlernen werden, Evolutiones vormachen zu wollen, deren er sich gewiß nicht versehe, und dies in einem Briefe zu äußern, ist ganz in der Ordnung." Lessing freut sich in der betreffenden, auch schon angeführten Briefstelle darüber, daß ihn Goeze nicht gefragt, was glaubst du?, sondern, was verstehst du unter christlicher Religion? — das spricht wohl deutlich genug. Übrigens machen ernste, religiöse Polemiker keine „Evolutiones". Es ist auch mit der Aktenmäßigkeit Bodens nicht allzuweit her, beispielsweise nimmt er die Verfasserschaft Goezes bei einer namenlosen Schrift während des Hamburger Bühnenstreits sozusagen auf die Gesinnung und eine einzige „bildliche" Übereinstimmung hin an, da doch nicht ausgeschlossen ist, daß ein Anhänger Goezens sie geschrieben haben könnte; beispielsweise vergißt er ganz, daß der Pfarrer Alberti, Goezes Gegner, wie aus zeitgenössischen Schilderungen klar hervorgeht, ein Spötter und Verzerrer und so für seinen Beruf nicht eben geeignet war; beispielsweise arbeitet auch er, wie schon die Aufklärer, Mendelssohn und selbst Lessing, immer mit dem Begriffe „Pöbel", den Goeze auf seiner Seite gehabt haben soll. Ich kenne die Hamburger Verhältnisse, auch die der älteren Zeit einigermaßen und möchte doch sehr bezweifeln, daß die braven Handwerker und Handelsbeflissenen Hamburgs, die Goezes Gottesdienst besuchten, Pöbel gewesen seien. Aber wenns den Herren paßt, so kennen selbst unsere Liberalen und Demokraten, so auch Schwarz, Pöbel. Im übrigen halte ich Boden nicht für einen unehrlichen Mann, er gibt sich auch Mühe, das Gesamtmaterial dem Leser vorzuführen, aber er ist zu sehr „Dialektiker", als daß er das in wirklich anschaulicher Weise täte (wie denn die Anführungen aus Goezes Schriften viel zu sehr zerstückelt sind), und natürlich steht er im Banne der Lessing-Legende. Erich Schmidt hat sich denn auch mehr an Roepe als an ihn gehalten und bringt ihn nicht ein einziges Mal, während er den „hochverdienten Roepe" einen treuen und kundigen Sachwalter Goezens nennt. Dieser kommt bei Schmidt verhältnismäßig sehr gut weg, vor allem wird seine Ehrlichkeit nicht angezweifelt, auch seine Geschicklichkeit bisweilen hervorgehoben, ja sogar sein Stil gelobt. Und die folgende Charakteristik der „Antigoezen" Lessings spricht doch auch für Goeze: „Das Thema, das mit Unterbrechungen, doch nach vorbestimmter Gliederung abgehandelt wird, ist Lessings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieses Verhältnisses. Überflüssig zu sagen, daß der erwähnte vorgeschobene Vergleich mit dem Gesundheitsrat [s. o. S. 104] ebenso eine taktische Wendung ist, wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzte, der eine ausgebrochene Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Gesunden für die Pest erklärt, wohl aber seine Vorsichtsmaßregeln trifft; und solcher an sich bewundernswerter, für Lessings eigenste Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltloser Wendungen sind viele in diesen Bogen und den übrigen Entwürfen; keine poetischer als das Vorspiel zur ‚Bibliolatrie', wo Lessing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauses Jesu fegt als frommer Diener. Und die Anklage, Goeze wolle ihn

aus seines Vaters Hause hinauswerfen, ist wiederum mehr wirksam als im innersten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in unsers Vaters Hause, das dem Pastor nur die christliche Herberge sein und bleiben konnte, stand einem Streiter, der ja alles Positive von sich abwies, keine zu. Er war für seine Person ausgeschieden, wenn er auch viel besser wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet sei als der geistliche Gegner, der Unrat witterte, aber den großen Dialektiker nicht mit seiner Faust erwischen konnte. Wer möchte eine Seite des ‚Antigoeze' missen und wer wiederum sich gegen die unbefangene Wahrnehmung verschließen, daß Lessings so blankes wie scharfes Schwert manchmal zu hastig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindesten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im ersten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Pastoralton ihm einen Schwarm böser Anspielungen auf Polterpredigten ‚alle acht Tage — Sie wissen wo', auf Postillen und ‚des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo', auf den Katechismusstreit und anderes Hamburgische zuzieht, daß ihn die furchtbare Antithese der ‚Axiomata' trifft: ‚Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!', oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieser schonungslosen Gerichtsverhandlung ‚Blut und Verdammung wiehert' und sein leises Blinzeln nach der Behörde als ‚pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit' entlarvt wird. Nicht genug, daß Lessing auf seinem glorreichen Siegeszug es nicht verschmäht, das Wörtchen ‚Equivocen' aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortspiel [mit equus, Pferd] aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu schenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchsten Pathos und dem verächtlichsten Hohn ausgeteilt werden — selbst Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beschworen mit der schlimmen Wendung, daß Goeze gern seine Kollegen ewig schlafen mache; und Lessing wußte doch, was diese feindselige Auslegung in Wahrheit auf sich hatte. Die zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat soll der Hebel der Goezeschen Umtriebe sein; und Lessing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Posten zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goeze nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derlei bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wut übermannten." Wie man weiß, bin ich nicht eben ein Freund Erich Schmidts, und, wo ich ihn hier anführe, geschieht es in der Regel nur, um den Stand der Dinge zu zeigen, nicht, um ihn für die Absicht dieses meines Buches auszunutzen: hier muß ich ihn doch einmal loben, er sagt klar heraus, daß Lessing „in unsres Vaters Hause", d. h. in der christlichen Kirche nichts mehr zu suchen hatte. Das tut Schrempf nicht, aber er gibt wenigstens zu, daß Lessing in der Tat ziemlich weit zu seinen Gegnern herabgestiegen sei: „Er hat nicht bloß je und je die Herrschaft über seinen Witz verloren, sondern auch persönliche Verdächtigung mit persönlicher Verdächtigung vergolten. Er ist noch in seinem guten Recht, wenn er schlechterdings nicht von Goeze als der Mann verschrieen werden will, der es mit der lutherischen Kirche weniger gut meine als er. Aber es war mindestens überflüssig, daß er hin-

zufügte: ‚denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.‘ Wie kommt es nun, daß er seine geistige Überlegenheit nicht sicherer zu behaupten vermochte? Denn wer Gleiches mit Gleichem vergilt, stellt sich dem gleich, dem er so vergilt.“ Wir haben unsere Antwort schon früher gegeben. Die früheren freisinnigen Verteidiger Lessings haben weder das Unwürdige in seinem Kampfe noch sein Antichristentum jemals zugestanden. Lessing sei, meint Schwarz zwar, der Offenbarungsvorstellung gegenüber, verglichen mit Mendelssohn, keineswegs anerkennender und gläubiger gewesen, habe ganz wie dieser auf dem Boden des Deismus oder der sogenannten natürlichen Religion gestanden, redet dann aber doch wieder von der ewigen Vernunftwahrheit des Christentums und von der großen Palingenesie der Religion im dritten Reich, in das sich Lessings religiöser Sinn geflüchtet habe, um dann zum Schluß mit dem praktischen Christentum anzurücken, das unserer Anschauung nach mit dem wirklichen Christentum, der Religion, gar nichts zu tun hat. Da heißt es: „Lessing war die höchste Blüte, der idealste Ausdruck der Aufklärung. Seine reinigende und lichtende Tätigkeit verhielt sich ebenso zur Aufklärung, wie seine durch und durch rationale Theologie zum Rationalismus. Er war der überlegenste Verstand des ganzen Jahrhunderts, des Jahrhunderts des Verstands! Er war zugleich ein Erzieher seines Volkes, er hatte und erstrebte nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine praktische, eine reformatorische Tätigkeit! Er drang vor allem auf Vereinfachung der Religion, auf die Unterscheidung ihres wesentlichen und ewigen Kernes von ihren historischen und dogmatischen Äußerlichkeiten. Und er fand diesen Lebenskern in dem praktischen Christentum. Das ist der Grundgedanke seiner Theologie, den er in seinen ersten Judenschriften schon völlig klar ausgesprochen hat, der in seinem ‚Freigeist‘, in seinem ‚Aufsatze über die Herrenhuter‘ hell durchklingt und der schließlich in seinem ‚Nathan‘ als in seinem Testamente niedergelegt ist. Und das war es ja, was die Aufklärer im Grunde auch wollten! Aber er war zugleich unter allen Aufklärern der einzige, der diesen Namen wirklich verdiente, der aufklärte, ohne zu verflachen, der vereinfachte, ohne zu verkürzen, der reinigte, ohne die Wahrheitsschätze zu verschleudern. Er war der einzige, der die Vernunft wirklich zu Ehren gebracht, das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten!“ Wir empfinden das heute freilich als Gerede. — Boden erklärt Lessing zwar seiner ihm von Gott verliehenen Natur und Anlage nach für einen „Skeptiker“ (der edelsten Art, die nicht zweifelt, um Gründe gegen, sondern für die Wahrheit zu finden), meint dann aber doch auch wieder, daß er eine vermittelnde, auf Versöhnung zwischen Vernunft und Christentum ausgehende Stellung eingenommen habe, daß es ihm um den Einklang zwischen Christentum und „Humanismus“ zu tun gewesen sei. Ich will mir nicht das letzte Wort anmaßen, aber ich glaube, wie ich auch schon gesagt, daß die Écrasez-l'infâme-Stimmung Voltaires auch bei ihm öfter vorherrschend gewesen ist, daß er ihr aber öffentlich nicht Ausdruck zu geben sich bemüht hat. Auch die Unterscheidung zwischen christlicher Religion und Religion Christi, dem, was Christus selbst geglaubt und gelehrt, und dem, was die Menschen aus seiner Lehre gemacht haben, lasse ich ihm nicht durchgehen: Das hier vorliegende „Problem“ ist, ob

sich Christus selbst für Gottes Sohn gehalten oder nicht, und das ist mit einer solchen Unterscheidung nicht zu lösen. Jedenfalls fällt die christliche Religion mit der Aufgabe des Glaubens an den Gottessohn und des Satzes „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (den Christus als Mensch, auch als der größte religiöse Genius der Menschheit, wie Erich Schmidt sagt, nicht aussprechen durfte) — das mögen sich auch unsere neuesten Lessinge bis auf Jatho und Traub herab merken. Goeze, da ist gar kein Zweifel, empfand ganz richtig, daß Lessing ein Gegner des Christentums, der christlichen Religion sei, er nahm den Kampf auf, weil er wußte, daß, wenn der Bau erst an zu bröckeln fange, bald kein Aufhalten mehr sei, er ahnte auch schon, was die Zukunft bringen werde. Oder ist es nicht vielleicht eine Prophezeihung auf die Revolution und unsere Sozialdemokratie, wenn Goeze sagt: „Woher entspringt ihre [der Fürsten] Sicherheit und die Treue, welche sie von ihren Kriegern erwarten und wirklich bei ihnen finden? Daher, weil solche Christen sind. Sind sie es gleich nicht alle im schärfsten Verstande, so sind doch die Grundgesetze der christlichen Religion von dem Rechte der Obrigkeit und von der Pflicht der Untertanen zu tief in ihre Herzen geprägt, als daß es ihnen so leicht als den Heiden werden sollte, solche daraus zu vertilgen. Werden sie aber Christen bleiben? Wird nicht mit der Ehrerbietung gegen die heilige Schrift und Religion auch zugleich die Bereitwilligkeit, ihren Oberherren den schuldigen Gehorsam zu leisten, und der Abscheu gegen die Rebellion in ihren Herzen ausgelöschet werden, wenn es jedem Witzlinge [siehe Heinrich Heine] und Narren frei stehet, mit der christlichen Religion und mit der Bibel vor den Augen des ganzen christlichen Publici das tollkühnste Gespötte zu treiben?“ Das werden die Lessingianer als Aufhetzung der Obrigkeit gegen Lessing bezeichnen, es ist aber richtige Erkenntnis. Auch gegen die Zeitungsschreiber, „welche so unersetzlichen Schaden tun und die verderblichsten Grundsätze unter dem großen Haufen verbreiten“, wendet sich Goeze bereits und hatte also auch da eine gute Ahnung. In bezug auf Lessing gelangt Goeze beinahe schon zum Dühringschen Standpunkt: „Allein, wenn ich sehe, was er als Philosoph für Grundsätze hat, wie er schließet, wie er beweiset, wie in den meisten Fällen zwar witzige und unerwartete, aber im Grunde die Sache offenbar verstellende Bilder und Gleichnisse die Stelle der Gründe vertreten müssen, wie er mit Worten spielet, wie er aus Sätzen, von welchen kein vernünftiger Mensch wissen kann, was er dabei gedacht hat, z. B. der Buchstabe ist nicht der Geist, die wichtigsten Folgen ziehet, wie er sich hinter Equivocen zu verstecken sucht, so kann ich keinen großen Philosophen sehen. Liegt hier der Grund in der Blödigkeit und Schwäche meiner Augen, so muß ich mir mein Schicksal gefallen lassen. Freilich werden hier die schönen Geister, die Zeitungsrezensenten, die witzigen Damen scharfsichtiger sein: doch ist dieses dabei noch immer das Beste, daß ihre Urteile nicht entscheidend sind.“ Hat der alte Kämpe da vielleicht nicht recht? Ich verspüre durchaus nicht das Bedürfnis, ihn nach Roepe nochmals zu retten, ich möchte auch unsere Entwicklung nicht zurückschrauben und erkenne, trotzdem ich auch nach Schrempfs Ausführung nicht deutlich sehe, was Lessing eigentlich wollte, und über ihn als Theologen mit dem bei Erich Schmidt erwähnten, aber nicht genannten scharfsinnigen Schriftsteller (Baumgartner? Claaßen?) den Stab breche, an, daß er in ihr notwendig war. Aber mit Lessing-

Hokuspokus sollte man allmählich aufhören und den ganzen Lessing-Goeze-Handel endlich einmal so darstellen, daß die Wahrheit (soweit wir Menschen sie denn erkennen können) an den Tag käme.

Einen Versuch hat Gottfried Fittbogen mit seinem Aufsatz „Der ideale und der historische Lessing" in der „Deutschen Rundschau", April 1916, gemacht. Fittbogen führt zunächst eine Stelle aus einem Brief des mit Elise Reimarus verwandten Holsteiners Hennings an, welche lautet: „Alle Larven und selbst Verschleierungen sind mir verhaßt, sie verstellen jedes offene freie Gesicht. Und Lessing, deucht mich, hat noch etwas Schlimmeres als Maske, er hat Politik, er will täuschen, nicht bloß verdecken. Daher bin ich mit der Art unzufrieden, wie er einen Neuser, Schmidt oder seinen Ungenannten, Leibniz, Wissowatius u. a. m. auftreten läßt. Warum nicht lieber das Werk von Reimarus drucken zu lassen, ohne sich hineinzumengen?" Aus der dann mitgeteilten Antwort Elisens ersehen wir, daß auch sie von Maske sprach und „einige von Lessing zu weit getriebene Raffinements" als ihr zuwider bezeichnete, aber mit Lessing der Meinung war, daß ein allmähliches Untergraben des Gebäudes gewiß bald den gänzlichen Umsturz desselben nach sich ziehen und keinen Gedanken zum Wiederaufbau übrig lassen werde. Fittbogen nimmt an, daß Lessing die Anschauung des Deismus (den er meiner Ansicht nach zu Unrecht als Religion bezeichnet, und dessen in mancher Hinsicht jüdischen Charakter er übersieht), daß das Christentum auf Schwindel beruhe, geteilt habe, und daß ihm des Reimarus Werk eben recht gekommen sei: „Er brauchte nur das Werk eines andern herauszugeben, konnte die Maske des uninteressierten Dritten annehmen, und wer wollte ihm dann nachweisen, daß er sich herzlich über diesen Angriff auf die christliche Religion freue? Niemand konnte es, so lange er das Gesicht wahrte. Alles kam also darauf an, sich keine Blöße zu geben. Zu dem Zweck mußte mit äußerster Behutsamkeit vorgegangen werden. Sein Ziel war klar: die Erschütterung des lutherischen Lehrglaubens durch das Werk des Reimarus. Aber der Weg zu diesem Ziele war nicht einfach: niemand durfte ihn darauf entdecken. Lessing mußte sich mit dem Luthertum, das er angriff, doch gutstellen. Er konnte, wie er dem Freunde Mendelssohn klagt, „den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern" — womit wir dann zugleich feststellen, daß Elise Reimarus die Taktik ihres Freundes in der Tat richtig erkannt hat. Mit erstaunlicher Virtuosität hat Lessing diese verzwickte Taktik während des ganzen letzten Jahrzehnts seines Lebens, von seiner Übersiedlung nach Wolfenbüttel an, durchgeführt. In dem ganzen Feldzug lassen sich drei Stadien unterscheiden: zuerst die vorbereitenden Schritte, dann die Veröffentlichung der Fragmente selbst, endlich die dadurch nötig gewordenen Streitschriften gegen Schumann, Reß und Goeze." Fittbogen führt das dann im Einzelnen aus, findet, daß Lessing schon bei den Vorschriften „jenen eigentümlich schillernden Stil ausgebildet, der ihn befähigt, zu gleicher Zeit und mit denselben Worten der Mehrzahl der Leser Sand in die Augen zu streuen und nur den Wenigen [Gesinnungsgenossen] seine wirklichen Gedanken anzudeuten", daß sein Verfahren bei der Herausgabe der Fragmente „von vornherein mit einer objektiven Unwahrheit belastet gewesen sei", und daß er, um den Leser zu beschwichtigen und die Rolle des Mannes, der über den Parteien steht, durchzuführen, in den „Gegensätzen"

eine Scheintheologie entwickelt habe, ein taktisches Manöver, mit dem Zweck, in ihrem Schutze um so unbefangener und unbelästigter die historische Begründung des Christentums kritisch zu zersetzen. — Bei der sich erhebenden Diskussion war Lessing nach Fittbogen der erste, welcher [gegen Reß] kriegerische Töne anschlug. Das Vorgehen gegen Goeze fiel so scharf aus, weil dieser ihn durchschaute. Lessing trieb dabei die Sophisterei so weit er konnte, drehte nach bewährter polemischer Methode sogar den Spieß um und erklärte Goeze für den falschen, sich selbst aber für den echten Lutheraner. Der sachliche Wert der Streitschriften gegen Goeze ist gleich Null, Lessing führt mit ihnen einen Kampf für seine bürgerliche Existenz; denn er lebte eben — das ist Fittbogens Haupterklärungsgrund — in der geistigen Atmosphäre des Eudämonismus und ihm fehlte der Opfergedanke. Jedenfalls ist nach Fittbogen der historische Lessing tatsächlich hinter dem idealen Lessing, der von der Nachwelt geschaffenen Idealgestalt des Wahrheitssuchers zurückgeblieben. Meiner Ansicht nach ist — und die folgenden Kapitel bringen die Beweise — die Idealgestalt überhaupt ein etwas künstliches Produkt. Ich bin neugierig, sagte ich in der ersten Auflage dieses Buches, wie nach Fittbogen nun die liberalen Theologen und — die Juden über Lessing reden werden. — Übrigens brachte dann auch noch das Maiheft der „Deutschen Rundschau", wie schon erwähnt, einen Aufsatz gegen Lessing, „Lessings unterdrückte Schrift gegen Jöcher. Die Geschichte eines Problems von 1753 bis 1915" von Hans von Müller. Das Organ des seligen Julius Rodenberg wird doch hoffentlich nicht auch noch entdecken, daß Lessing Judenblut gehabt habe, spottete ich dann.

Erich Schmidt, um noch einmal auf diesen zurückzukommen, hält noch daran fest, daß Lessing inmitten der verschlagenen Minierarbeit und offenen Zerstörung einen Altar der Liebe gebaut habe, daß seine Seele der Caritas ergeben geblieben sei, ja er spricht von der „berühmten pathetischen Stelle", „in der Lessing schon über Luther und Christus hinaus das Evangelium einer neuen Aera angedeutet habe." Also auch hier das berühmte dritte Reich (wenn hier nicht die Auslassung über die Wahrheit gemeint ist)! Einstweilen aber sind wir noch nicht drin (das heute vielgenannte politische ist etwas anderes), während die Schöngeister — Erich Schmidt gehört durchaus zu ihnen —, die Zeitungsschreiber und die witzigen Damen (die nun auch Bücher über Lessings „Religion" herausgeben) noch immer das große Wort haben. „Der zwölfte ‚Antigoeze' heißt ‚Nathan der Weise'", schließt Erich Schmidt, Friedrich Schlegel nachsprechend, das Kapitel über den theologischen Feldzug; „er donnert und blitzt nicht, sondern wölbt sich in reinem Glanz als Regenbogen nach dem Gewitter." Das dritte Reich! Jedenfalls haben sich Juden und Judengenossen die größte Mühe gegeben, den „Nathan" zum neuen Evangelium zu machen.

VIII.

Lessings „Nathan der Weise".

Ueber die Entstehung oder vielmehr die Vollendung des dramatischen Gedichtes „Nathan der Weise" sind wir durch eine Reihe von Briefstellen gut unterrichtet. Nachdem das Braunschweigische Ministerium auf Ansuchen des Konsistoriums das letzte veröffentlichte Fragment des Reimarus und zugleich Lessings Antigoezische Schriften verboten, ihm auch zugleich untersagt hatte, ferner etwas aus der Handschrift der Fragmente drucken zu lassen, war der theologische Feldzug zu Ende, und Lessing hielt sogar seine Stellung in Wolfenbüttel für nicht mehr ganz sicher. Unter dem 11. August 1778 schrieb er an seinen Bruder Karl: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung *) nun je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken lassen, und ausstreuen, so viel und so weit

*) Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist: so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben ich wohl keine unschicklicheren Augenblicke hätte abwarten können als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine ebenso natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist. — Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art und heißt: **Nathan der Weise, in fünf Aufzügen.** Ich kann von dem nähern Inhalt nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles tun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein. — Ist nun das deutsche Publikum darauf begierig: so muß ich ihm den Weg der Subskription vorschlagen. Nicht weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu tun gehabt habe, unzufrieden zu sein Ursache hätte: sondern aus andern Gründen. — Meine Freunde, die in Deutschland zerstreut sind, werden hiermit ersucht, die Subskription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahres wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind: so kann ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subskription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bei Voß gedruckt sind.

Wolfenbüttel, den 8. August 1778.

Gotthold Ephraim Lessing.

Du es für nötig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." Man sieht hier ganz deutlich, was Lessing zum Schaffen seines „Nathan" trieb. Die Ankündigung ging denn auch hinaus, und am 20. Oktober 1778, also nach mehr als zwei Monaten, lautete es in einem neuen Briefe an den Bruder: „Jetzt ist man hier auf meinen ‚Nathan' gespannt und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurteilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den Du auch in dieser Folge [der „Nötigen Antwort auf eine sehr unnötige Frage ersten Folge"] beachtet finden wirst), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Abgang im Geringsten nicht schade." In einem Briefe vom 7. November 1778 an denselben hieß es dann: „Mein ‚Nathan', wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise, vollends aufs reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, polieren, und erst zu Weihnachten anfangen, alles aufs reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen; denn Du erinnerst Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weihnachten vorher die Zahl der Subskribenten zu wissen verlangt habe. — Und also wäre der eine Punkt, über den Herr Voß [sein Verleger] gewiß sein möchte, ohne alle Schwierigkeit. Ostern 1779 ist mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribiert hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken lassen. — Auch könnte ich über den zweiten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu tun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Derselbe Brief enthält noch allerlei über Geldsorge: Er wünscht, daß der Bruder einen Freund fände, der ihm das Benötigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse. „Ich brauchte aber wenigstens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch

die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im stande bin: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte.“ Als gewissenhafter Berichterstatter will ich gleich erwähnen — Erich Schmidt erwähnt es merkwürdigerweise „sehr nachher“ —, daß sich der Freund in der Gestalt des Leipziger jüdischen Kaufmanns Moses Wessely fand, den der jüdische Lebensbeschreiber Moses Mendelssohns, Kayserling, einen Mann von Geist und feiner Bildung und Erich Schmidt rechtschaffen und klug nennt — er wünschte nur einen Brief von Lessing selbst zu haben (als Autogramm oder zur Sicherstellung?). Lessing schrieb diesen Brief, hatte noch immer Zweifel, ob er das Geld erhalte (Brief an Karl vom 19. Dezember), erhielt es aber gegen einen Wechsel auf vier Monate. So ist denn der „Nathan“ in der Tat, wie man es derb ausdrücken könnte, unter dem Schirm der jüdischen Geldherrschaft geschrieben worden. Schon am 1. Dezember teilte Lessing seinem Bruder den Anfang des Stückes mit, unter Hinweis darauf, daß es in Versen sei, und mit der Erlaubnis, es Ramler und Mendelssohn zu zeigen. Ramler hat dann das ganze Stück „metrisch“ durchgearbeitet (s. Brief an ihn vom 18. Dezember). — In einem Briefe an Herder vom 10. Januar 1779 ist über den „Nathan“ zu lesen: „Nathan kann nicht eher als in der Ostermesse erscheinen, und Sie sollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist Nathan, der beim Boccaz (Giornata 1. Novelle 3.) Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wider aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indes sicher meinen Lesern zurufen, die dieser Fingerzeig noch unmutiger machen wollte.“ Am 16. März sendet Lessing seinem Bruder noch ein Stück Handschrift, „wobei sich bereits die ersten Bogen des fünften Aufzuges befinden“. Er befindet sich noch immer in „Schwulitäten“: „Ich weiß ja weder, wie viel Subskribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal so viel haben, daß nur die 300 Taler von Moses Wessely in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an Moses Wessely einen Wechsel darüber auf vier Monate ausgestellt, der mir sodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringste Anstalt desfalls gemacht hätte. Du glaubst nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe.“ Mitte April ist der Druck so ziemlich vollendet, und Lessing bemerkt dem Bruder: „Es kann wohl sein, daß mein ‚Nathan‘ im ganzen wenig Wirkung tun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ Am 14. Mai bittet sich Lessing von Elise Reimarus das Urteil über seinen „Nathan“ aus, der Semler schon auch ein wenig einheizen werde, am 18. Mai schreibt er Friedrich Heinrich Jacobi, „Nathan“ sei ein Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen, am 22. Januar 1780 heißt es in einem Briefe an die Reimarus: „Es ist Ihnen doch auch zu Gesichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspostreuter

stand? Nämlich, daß mir die Judenschaft in Amsterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Dukaten geschenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo sich mein Stiefsohn damals gleich aufhielt, der beiliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit herein korrigieret. Es tut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um sie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Teilen Sie ihn unterdessen unsern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen." Der Bogen betitelt sich „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischariot, dem Zweiten. Monat Dezember 1779" und findet sich in allen Ausgaben der Werke Lessings abgedruckt.

Wie bei dem Jugendlustspiel „Die Juden" will ich auch bei „Nathan dem Weisen" zunächst eine Inhaltsangabe geben, die vor allem das auf das Judentum Bezügliche herausstellt. Ein junger Tempelherr, dem Sultan Saladin bei der Gefangennahme, entgegen dem sonst gegen seine ärgsten Feinde geübten Brauche, das Leben geschenkt hat und frei in Jerusalem herumgehen läßt, rettet bei einem Brande einem Judenmädchen namens Recha das Leben. Der Vater dieses Mädchens, Nathan, der Weise zubenannt, ist während dieses Brandes auf einer Reise. Zurückgekehrt, erfährt er — und damit beginnt das Stück — von Daja, der Gesellschafterin Rechas, einer Christin, das Geschehene und daß Recha, in Schwärmerei verfallen, sich von einem Engel gerettet glaubt, aber doch auch wieder dem Tempelherrn, der vor Nathans Haus öfter zwischen Palmen wandelt, zu Füßen fallen möchte, dieser aber allen Dank schroff ablehnt. Gleich im ersten Auftritt wird das Judenthema angeschnitten: „Wer zweifelt, Nathan", sagt Daja, „daß Ihr nicht die Ehrlichkeit, die Großmut selber seid? Und doch ..." „Doch bin ich nur ein Jude. Gelt, das willst du sagen?" entgegnet Nathan. Daja redet dann noch von dem Engelwahn, „in dem sich Jud und Christ und Muselmann vereinigen." — Im zweiten Auftritt sucht Nathan seine Tochter vom Engel- und Wunderwahn zu befreien — er stellt dem gemeinen Wunder das echte, wahre Wunder der göttlichen Vorsehung gegenüber, dem Andächtigschwärmen das Guthandeln, wobei die Meinung ausgesprochen wird, daß der schlaffste Mensch, wenn er sich auch nicht immer der Absicht deutlich bewußt sei, nur deshalb gern andächtig schwärme, um nicht gut zu handeln zu brauchen. Recha läßt sich zur Vernunft bekehren. — Nachdem im dritten Auftritt der mit Nathan befreundete Derwisch Al Hafi, den Sultan Saladin zu seinem Schatzmeister gemacht, dem reichen Nathan von der durch des Sultans Wohltätigkeit am Hofe fortwährend herrschenden Geldnot berichtet hat, ruft im vierten Daja Nathan zu, daß der Tempelherr sich wieder unter den Palmen sehen lasse, und der Schauplatz ändert sich. Im fünften Auftritt sehen wir darauf den Tempelherrn im Gespräch mit einem Klosterbruder, der ihm Aufträge von dem Patriarchen von Jerusalem zu überbringen hat, sehr böse Aufträge, auf Spitzeltätigkeit, ja sogar Meuchelmord, Überfall Saladins hinauslaufend. Da der Klosterbruder, die fromme Einfalt, mit einer gewissen Klugheit ausgestattet, alles gerade heraussagt, hat der Tempelherr es leicht, die Anträge des Patriarchen abzulehnen. Wir hören auch noch, daß Saladin den Tempelherrn deswegen begnadigt, weil er seinem Bruder gleicht. Dann tritt im sechsten Auftritt Daja auf, gelangt zu einem Gespräche mit

dem zunächst sehr wortkargen jungen Mann und lobt Nathan. Der Tempelherr meint, dem jüdischen Volke sei reich und weise vielleicht das nämliche und bittet, ihm vom Halse zu bleiben und Nathan vom Halse zu lassen: „Jud ist Jude.“ — Der zweite Aufzug spielt zunächst in des Sultans Palast. Wir sehen Saladin und seine Schwester Sittah beim Schachspiel. Nachdem der Sultan, wie er glaubt, das Spiel verloren, kommt man auf die Politik, auf geplante Heiraten mit dem englischen Königshause. Bei dieser Gelegenheit zieht Sittah gegen die Christen los: „Ihr Stolz sei, Christen sein, nicht Menschen, das Menschliche, was ihre Religion neben dem Aberglauben noch enthalte, das liebten sie nicht, weil's menschlich sei, sondern weil's Christus gelehrt. Ein Glück noch, daß Christus ein so guter Mensch gewesen. Aber nicht seine Tugend, sein Name solle überall verbreitet werden, die Namen aller guten Menschen schänden, verschlingen. Nur um den Namen sei es ihnen zu tun. Auch die Liebe zwischen Mann und Weib sei nach ihnen nur von Christen recht zu gewärtigen.“ Mit dem Auftreten Al Hafis im zweiten Auftritt kommt die Geldfrage zur Sprache, wir erfahren, daß Sittah schon lange von ihren Mitteln den Hof erhält und diesen ihren Edelmut vor ihrem Bruder geheim hält. Als darauf die Frage, bei wem zu borgen wäre, erhoben wird, kommt Sittah auf Nathan, den Al Hafi ihr öfter hochgepriesen hat. Al Hafi will das dem Freunde drohende Schicksal von ihm abwenden und stellt ihn als Juden hin, kann aber doch sein Lob nicht unterdrücken („Ein Jude übrigens, wie's nicht viel Juden gibt ... Jud und Christ und Muselmann und Parsi, alles ist ihm eins, wenn er gibt“). Durch Sittah erfährt dann Saladin im nächsten (dritten) Auftritt näheres über Nathan, von dem er merkwürdigerweise noch nie etwas gehört hat, über seinen ausgebreiteten Handel, seine Klugheit, seinen Fleiß, wie frei sein Geist von Vorurteilen, wie offen sein Herz jeder Tugend, wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei. Als Saladin einwendet, daß Al Hafi doch so ungewiß, so kalt von ihm gesprochen habe, gibt Sittah die richtige Erklärung, wirft aber doch die Frage auf: „Wäre es wirklich so, daß selbst der Beste seines Volkes seinem Volke nicht ganz entfliehen kann?“ Dann spricht sie von einem Anschlag auf Nathan, auf sein Geld, der ihr aufblitzt. — Nach geändertem Schauplatz finden wir im vierten Auftritt Recha, Nathan und Daja unter den Palmen, und es kommt im fünften zu einer großen Aussprache zwischen Nathan und dem Tempelherrn. Nathan: Erlaubt ... Tempelherr: Was, Jude, was? Nathan: Ich bin ein reicher Mann. Tempelherr: Der reiche Jude war mir nie der bessere Jude. Aber Nathans Gefühl („Eine Träne fiel darauf“) und Weisheit („Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen“) bezwingt den jungen Bären, doch muß der Jude immerhin die folgende Rede anhören:

„Kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,

Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat, und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudrängen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt, als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen ... doch
Sei blind wer will! — Vergeßt, was ich gesagt;
Und laßt mich!"

Darauf Nathan: „Ha, Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach! Wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch
Zu heißen!"

Damit ist der Tempelherr gewonnen. — Im sechsten Auftritt meldet Daja, daß Nathan zum Sultan befohlen sei; im siebenten erfährt Nathan Näheres über den Tempelherrn, seine Rettung durch Saladin selbst, seinen Namen Kurd von Stauffen, der alte Erinnerungen, Mutmaßungen in ihm erweckt, so daß er im achten Auftritt Daja ermahnt, bei der bevorstehenden Zusammenkunft des Tempelherrn mit Recha auf der Hut zu sein; im neunten Auftritt tritt Al Hafi, der seinen Schatzmeisterposten nun satt hat, nochmals auf und nimmt Abschied von Nathan, um in die Wüste oder zu den Ghebern zu gehen. — Der dritte Aufzug bringt zunächst ein Gespräch zwischen Daja und Recha. Diese ist ruhig geworden und redet zu Daja, die sie mit dem Tempelherrn als Christin ins Abendland ziehen sehen möchte, als Tochter ihres Vaters („Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Der für sich muß kämpfen lassen?", „Was tat er — Nathan — dir, den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute, mit deines Landes Unkraut oder Blumen so gern zu mischen?", „Doch soviel tröstender war mir die Lehre, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt"). Der im zweiten Auftritt erscheinende Tempelherr fängt Flamme, als er Recha sieht und reden hört, diese aber bleibt ruhig, was ihr, nachdem der Tempelherr aufgeregt, vor der eignen Leidenschaft flüchtend, fortgegangen, Daja als Kälte zum Vorwurf macht. — Der vierte Auftritt führt uns in den Audienzsaal Saladins; dieser hat sich von Sittah zu dem Anschlag auf Nathan bereden lassen und hat nun Furcht, daß er ihn nicht geschickt durchführen könne, Sittah redet ihm zu. Im fünften Auftritt kommt Nathan, vom Sultan mit einem „Tritt näher, Jude!" empfangen. Als er dann sagt, er hätte längst gewünscht, den Mann zu kennen, den das Volk den Weisen nennt, meint Nathan: „Wenn dem Volke nun weise nichts weiter wäre als klug und klug nur der, der sich auf seinen Vorteil gut versteht?" Ziemlich unmotiviert kommt Saladin dann auf die Frage: „Da du nun so weise bist,

so sage mir doch einmal: Was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?“, die Nathan zunächst mit der Erklärung „Sultan, ich bin ein Jud“ abtun will. Aber der Sultan läßt nicht locker, und Nathan dem ein Augenblick Bedenkzeit gelassen ist, entschließt sich in dem stark hin und her erwägenden Selbstgespräch des sechsten Auftritts, dem Sultan eine Geschichte zu erzählen. Es erfolgt dann im siebenten Auftritt, nachdem Nathan noch erklärt hat, daß er, „wenns nötig ist und nützt“, auch Leib und Leben, Gut und Blut für die Wahrheit aufs Spiel setzen könne, die berühmte Erzählung von den drei Ringen, mit der Nathan den Sultan vollkommen zu sich bekehrt. Wir wollen für unsere Zwecke nur eines aus der ganzen Entwicklung herausheben: Als Saladin Nathan einwirft, daß die Religionen doch wohl zu unterscheiden wären, bis auf die Kleidung, auf Speise und Trank, da sagt Nathan: „Nur von seiten ihrer Gründe nicht, denn gründen sich nicht alle auf Geschichte, geschrieben oder überliefert? Und Geschichte muß doch wohl allein auf Treu und Glauben angenommen werden. Wessen Treu und Glauben aber zieht man weniger in Zweifel als den der Seinen?“ Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun, innige Ergebenheit in Gott werden als religiöse Tugenden, man darf wohl auch sagen, Religion zuletzt empfohlen:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!“

„Sei mein Freund“, sagt der Sultan zum Schlusse, und natürlich bietet ihm Nathan jetzt auch vorsichtig Geld an und spricht ihm vom Tempelherrn. — Der achte Auftritt spielt wieder unter den Palmen, unter denen der Tempelherr auf und ab wandelt. Er sucht in einem leidenschaftlichen Selbstgespräch Ruhe zu gewinnen. „So liebt der Tempelherr, der Christ das Judenmädchen freilich. Was tuts? Nathan, welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will!“ Nathan tritt auf, und der Tempelherr bringt seine Werbung an. Aber Nathan erweist sich als bedenklich und stellt allerlei Fragen, so daß der Tempelherr fast gereizt („Ihr könnt euern Stammbaum freilich Blatt vor Blatt bis Abraham belegen“) und argwöhnisch wird. Diesen Argwohn verstärkt im nächsten Auftritt, dem zehnten, Daja, indem sie dem Tempelherrn verrät, daß Recha gar nicht Nathans Tochter, sondern ein angenommenes Kind, eine Christin sei, und dies nie von Nathan erfahren habe. Da bricht der Zweifel des Tempelherrn in die Worte aus:

„Der weise gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andere Wege nehmen würde?“

und er verläßt Daja, um über den Fall nachzudenken. — Wir finden ihn im ersten Auftritt des vierten Aufzugs in den Kreuzgängen des Jerusalemer Klosters wieder, er hat sich entschlossen, den Patriarchen um Rat zu fragen. Der Klosterbruder, den er trifft, rät ihm ab, will aber selber die Frage auch nicht entscheiden. Da tritt nun der Patriarch, „mit allem geistlichen Pompe“, obwohl er nur einen Krankenbesuch gemacht hat, auf, und der Tempelherr bringt seine Frage, ob ein Jude ein Christenkind ohne dessen Wissen als seine Tochter aufziehen dürfe, wohl verstanden als Gewissens-

frage, nicht als einer wirklichen Tatsache entsprechend vor und erhält die bekannte, mehrmals wiederholte Antwort: „Der Jude wird verbrannt." Für den Kenner der theologischen Streitigkeiten Lessings kommen in diesem Auftritt eine ganze Anzahl Reden als streithafte Spitzen in Betracht: Das Unterschieben eines Dieners von Gottes Wort an Stelle des Engels, der Gottes Willen bekannt gibt, die Ablehnung des Gebrauchs der Vernunft bei solcher Gelegenheit durch den Patriarchen, die Stelle über das Theater, ganz aus der Zeit herausfallend, in der das Stück spielt:

„Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes, so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen" usw.

Auch die Stelle: „Was? Ein Kind ohn allen Glauben erwachsen lassen? Wie? die große Pflicht zu glauben ganz und gar ein Kind nicht lehren? Das ist zu arg!" und die Drohung mit der Anrufung der bürgerlichen Obrigkeit und die Hinweisung auf die Gefährlichkeit des Unglaubens für den Staat führen von Jerusalem nach Hamburg. — Der vierte Auftritt zeigt uns wieder Saladin und Sittah. Sklaven bringen das Geld Nathans, und Saladins Freigebigkeit wird vorgeführt: „Wenn die Spenden bei dem (heiligen) Grabe nur fortgehn! Wenn die Christenpilger nur nicht mit leeren Händen abziehen dürfen!" Sittah hat ein Bild des Bruders Assad aufgefunden und will es nun mit dem Tempelherrn vergleichen. Dieser tritt auf, und Saladin fordert ihn auf, bei ihm zu bleiben, als Christ, als Muselmann, gleichviel! — „Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse." Das Gespräch kommt auf Nathan, und dem Tempelherrn entschlüpft sein Mißtrauen: „Daß mir geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude zu sein verlernen, daß mir wachend so geträumt!" Auch allgemeinere Bemerkungen hören wir:

„Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch, wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Endlich verrät der Tempelherr das Geheimnis Rechas und bricht in die grimmigen Worte aus:

„Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüdschen Wolf
Im philosophschen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!"

„Sei ruhig, Christ!" mahnt Saladin, „Sei keinem Juden, keinem Muselmann zum Trotz ein Christ!" Der Tempelherr gesteht, daß er mit dem Patriarchen gesprochen, und wird von Saladin fortgesandt, Nathan zu suchen, der, wie der Sultan sagt, „es schon empfinden soll, daß er ohne Schweinefleisch ein Christenkind erziehen dürfen". Sittah hat inzwischen die große Ähnlichkeit zwischen dem Tempelherrn und dem Bilde Assads festgestellt, und Saladin berichtet (fünfter Auftritt), daß Assad bei hüb-

schen Christendamen so willkommen, auf hübsche Christendamen so erpicht gewesen sei, daß einmal gar die Rede gegangen — da bricht er ab. Sittah schlägt dann vor, Recha holen zu lassen. Der sechste Auftritt spielt in Nathans Hause, zunächst zwischen Nathan und Daja, die Nathan mahnt, seine Sünde dadurch wieder gut zu machen, daß er das Mädchen einem Christen gibt. Der Klosterbruder, der darauf erscheint, sagt Nathan zunächst ein anerkennendes Wort über seine Freigebigkeit und verrät dann natürlich die Absichten des durch die Frage des Tempelherrn argwöhnisch gewordenen Patriarchen. Es zeigt sich, daß er der Reitknecht ist, der Recha einst in Nathans Haus gebracht hat. Daß sie nicht als Christin erzogen worden ist, regt ihn nicht sonderlich auf, „zum Christentume hats noch immer Zeit“.

„Und ist denn nicht das ganze Christentum
Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Tränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.“

Nathan erzählt darauf der „frommen Einfalt“, daß die Christen ihm eben zu Gath seine Frau und sieben hoffnungsvolle Söhne ermordet gehabt hätten, als er Recha angenommen, und der Klosterbruder bricht in den Ausruf aus: „Nathan, Ihr seid ein Christ, ein bessrer Christ war nie“, worauf Nathan antwortet: „Was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden.“ Aufgefordert von seinem Herrn zu erzählen, entsinnt sich der Klosterbruder, daß er noch ein Büchelchen von ihm habe, und natürlich bittet es Nathan sich aus. Im achten Auftritt meldet Daja, daß des Sultans Schwester nach Recha geschickt habe, und entschließt sich, auch dieser das Geheimnis zu verraten, damit sie am Tempelherrn festhalte. — Die ersten beiden Auftritte des fünften Aufzugs haben mit der Handlung kaum etwas zu tun, dienen nur der Kennzeichnung Saladins, dessen lang erwartete Geldkarawane nun eingetroffen ist. Im dritten Auftritt sehen wir den Tempelherrn wieder unter den Palmen wandeln. Er geht jetzt in sich („Wie? sollte wirklich wohl in mir der Christ noch tiefer nisten als in ihm — Nathan — der Jude?“), Rechas wahrer Vater bleibe in Ewigkeit doch Nathan. Nachdem er noch ein Gespräch zwischen Nathan und dem Klosterbruder beobachtet, geht er (fünfter Auftritt) auf Nathan zu und macht ihm das Geständnis, daß er beim Patriarchen gewesen sei. Nathan erzählt ihm, daß sich Verwandte, besonders ein Bruder Rechas gefunden, die jetzt über ihr Schicksal zu entscheiden hätten. Der Tempelherr regt sich nun darüber auf, daß dieser Bruder ein Christ sei:

„Wird sie [Recha] nicht
Die Christin spielen müssen unter Christen?
Und wird sie, was sie lange genug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesät, das Unkraut endlich nicht
Ersticken?“

Die beiden gehen dann zum Sultan. — Inzwischen hat Sittah Recha („so jung, so klug, so fromm“) bereits lieb gewonnen und hört von ihr (sechster Auftritt) schon kluge Reden über die kalte Buchgelehrsamkeit an. Recha gesteht ihr dann, was ihr Daja verraten, daß sie nicht Nathans Tochter sei,

und bittet Sittah, nicht zuzugeben, daß ihr ein anderer Vater aufgedrungen werde. Daja entschuldigt sie:

„Ach, die arme Frau — ich sag' dirs ja —
Ist eine Christin, muß aus Liebe quälen,
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen."

Als Saladin (siebenter Auftritt) kommt, wiederholt Recha ihre Bitte an diesen und erhält von ihm die Zusicherung, zu ihr zu stehen: denn „Das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht, macht kaum den Vater eines Tieres". Darauf erscheinen Nathan und der Tempelherr. Der Sultan stellt Nathan zunächst sein Geld wiederum zur Verfügung, was dieser als Kleinigkeit abtut, dann kommt die „Anagnosis", wie die Alten sagten, die Wiedererkennungsszene: der Tempelherr und Recha sind Geschwister, ihr Vater war Assad, Saladins Bruder, ihre Mutter eine Deutsche. Das Stück schließt mit allseitiger Umarmung.

Man wird es mir nicht als Fehler anrechnen, daß ich es, statt geistreich plaudernd, treu nach seinem „Bestand" vorgeführt: Es überschaut sich so leichter, und man kann auch, da ich die nötigen Anführungen gegeben, die Stellung zu Christentum und Judentum gleich selbständig beurteilen. Lessing hatte zunächst die Absicht, das Stück mit einer Vorrede herauszugeben, zu der sich ein doppelter Entwurf in seinem Nachlasse befand. „Er erinnert da", so berichtet Goedeke, „daß sein Stück älter sei als seine theologischen Streitigkeiten, und daß man nicht mehr Anspielungen darin suchen dürfe, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen imstande gewesen. Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen. Wenn man finde, daß sein Nathan lehre, es habe von jeher unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt und doch gute Leute gewesen seien; wenn man hinzufüge, daß ganz sichtbar seine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte darzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblicke; so habe er nicht viel dagegen einzuwenden. Beides könne auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwerfe. Er habe solche Leute unter Juden und Muselmännern gesucht, weil sie zu den Zeiten der Kreuzzüge die einzigen Gelehrten gewesen, und weil gerade damals der Nachteil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, vernünftigen Leuten mehr als jemals auffallend gewesen sein müsse. Auch fehle es nicht an Winken bei den Geschichtsschreibern, daß ein solcher vernünftiger Mann sich in einem Sultan gefunden." Schade, daß Lessing eine solche Vorrede nicht hat drucken lassen, sie würde wegen ihrer verhältnismäßigen Offenheit seine Stellung im theologischen Kampf nach unserer Ansicht verbessert haben. Daß sich auch hier der christliche Pöbel findet, ist übrigens bezeichnend genug. Als Quelle für sein geschichtliches Drama, das jedoch keines sein will, hat Lessing (nach Erich Schmidts Angabe) Marins „Histoire de Saladin" benutzt, doch steht er vor allem unter dem Einflusse Voltaires, und zwar sowohl des Geschichtsschreibers wie des Dichters: Künstlerisch wie rein geistig liegt sein Werk in der Sphäre des „Mahomet",

der „Zaire“, des „Alzire“, der „Ghebern“, ja, es hat eine Anzahl Motive aus diesen Dramen übernommen.

Über die Aufnahme des „Nathan“ in der Zeit haben wir merkwürdigerweise wenig Nachrichten, vor allem keine größeren Besprechungen von anerkannten Dichtern und Kritikern. Ja, Herder schrieb Lessing: „Ich sage Ihnen kein Wort Lob über das Stück, das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk“, Jacobi tat während des Lesens „tausend Ausrufungen des Entzückens“, und Goethe soll nach Knebel nicht müde geworden sein, den „Nathan“ als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Aber nur Johann Jakob Engel, Lessings getreuer Anhänger, erhob sich (in seinen „Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten, aus deutschen Mustern entwickelt“, Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai, 1783) zu einem öffentlichen Lob: „Die Darstellung macht pragmatische und didaktische Werke, welche dieselbe annehmen, unendlich lebhafter als die bloße Erzählung oder Abhandlung; die unmittelbare Seelenschilderung ist eine weit wärmere Poesie als die Beschreibung; die in Handlung verwebte, aus ihr hervorspringende, durch sie erhellte und beseelte Reihe von Wahrheiten hat, in Ansehung des dichterischen Wertes, vor dem gewöhnlichen einfachen Lehrgedichte bei weitem den Vorzug. Und abermals hat ein andres Lehrgedicht den Vorzug, in welchem die beschreibende in die lyrische Reihe, beide in die pragmatische und alle am Ende in die didaktische verschlungen sind. So ein Lehrgedicht ist ‚Nathan der Weise‘ von Lessing; ein Werk, von dem es unbegreiflich wäre, wie man es als Schauspiel, was es nicht sein soll und nicht vielmehr als das, was es so sichtbar ist, als Lehrgedicht hätte betrachten können, wenn man nicht einmal gewisse eingeschränkte Begriffe von den Dichtungsarten festgesetzt hätte, auf welche man alles zurückzubringen und es danach zu richten gewohnt wäre. Die ganze Anlage und Gruppierung der Charaktere, die ganze Verwicklung, selbst die Liebesgeschichte zwischen dem Tempelherrn und Recha, die Auflösung, wo am Ende Deist, Jude, Mohammedaner, Christ, alle als Glieder einer Familie erscheinen; kurz, das ganze Werk in jedem seiner Teile zielet ganz sichtbar auf die großen Wahrheiten ab, die uns der Dichter lehren will, und überzeugt uns, daß sein Werk zur didaktischen Gattung gehört. Freilich aber hat es ein unendlich größeres Interesse als die gewöhnlichen Werke von dieser Gattung, und dieses Interesse verdankt es gewiß, neben der Würde und Wichtigkeit der Wahrheiten selbst, auch besonders dem ungemeinen Reiz seiner Form. Durch diese so vortreffliche Form ist ‚Nathan‘ von Lessing vielleicht ebenso das rührendste und erhabenste, wie das tiefste und ideenreichste aller Lehrgedichte.“ Als Schluß des ersten Teils von Engels Werk mußte dies Lob immerhin zu einiger Wirkung gelangen. — Aus dem gegnerischen Lager hören wir nichts oder doch sehr wenig. Erich Schmidt erwähnt, daß man ein „bösartiges“ Gedicht von Pfeffel abdruckte, „Das Goldstück“. Es lautet:

„In einer Straße fand ein Knabe
Ein altes Goldstück. Schaut doch her,
Ihr Herrn, was ich gefunden habe!
Rief er entzückt. Von ungefähr
Sah es aus seiner Trödelbude
Ein Rabbi, namens Ephraim:

Bei meiner Schomme, blöckt der Jude
Und lächelt Hohn und stillen Grimm,
Das Ding ist falsch! Dem armen Knaben
Wars nun auf einmal bang ums Herz.
Ein wenig Zusatz mocht es haben,
Doch war es Gold. Der bittre Scherz,
Die schlaue Logik des Sophisten
Schwieg nicht, bis er voll Ärgernis
Das Stück in einen Brunnen schmiß.

Ihr unberufnen Exorcisten
Des Glaubens! Dieser harte Mann
Ist euer Bild: ihr raubt dem Christen
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelahrte Herrn Fragmentenschreiber,
O werdet lieber Straßenräuber.“

Der Ephraim wird auf Lessing zielen, aber mit dem „Nathan“ hat diese Fabel ja nichts zu tun. Eher könnte die mit der Widmung „An Lavater“ bezeichnete Fabel „Die Pilger“ auf den „Nathan“ gehen:

„Ein Iman schickte seine Söhne
Nach Mekka zu des Sehers Grab;
Sie reisten ganz wie Diogene,
Das heißt zu Fuß. Beim Abschied gab
Der fromme Greis mit einer Träne
Des Segens, jedem einen Stab
Und sprach: laß diesen euch regieren.
Ein Gott gab ihm die Wunderkraft,
Euch stets den rechten Weg zu führen.
Sie traten ihre Pilgrimschaft
Jetzt mutig an. Einst rief im Gehen
Der jüngste Bruder: laß doch sehen,
Wer wohl den schönsten Stecken führt?
Stracks blieb die Karawane stehen.
Die Stäbe wurden rezensiert,
Und in die Läng' und in die Quere
Gedreht, gebogen, abvisiert,
Und jeder schwur bei Gott und Ehre,
Daß seiner doch der schönste wäre.
Als man sich heiser demonstriert,
So kam es, wie in unsern Tagen,
Zum Schelten und zuletzt zum Schlagen.
Die Stöcke zischten durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Nase,
Hier sprang ein Zahn aus seiner Kluft,
Dort lag ein scheeles Aug im Grase.
Ein Derwisch, weis und fromm, wie du,
Freund, zog von ungefähr die Straße;
Er lief auf die Athleten zu
Und rief mit eines Seraphs Stimme:

Laßt ab, Unsinnige, laßt ab
Von eurem mörderischen Grimme!
Der Vater gab euch diesen Stab,
Um euch auf rechte Bahn zu leiten,
Und den gebraucht ihr, ihm zum Hohn,
Als Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Christen die Religion.“

Der Vater, die drei Söhne, die mit Wunderkraft begabten Stöcke (statt der Ringe) — man darf wohl an „Nathan“ denken. Doch weiß ich nicht, wann das Stück entstanden ist, und sehe natürlich, daß man es auch auf die Bekenntnisstreitigkeiten deuten kann. — Durch den „Nathan“ unmittelbar hervorgerufen, ein Einspruch gegen ihn vom christlichen Standpunkte ist, wie man in Deutschland noch weiß, ohne freilich meist das Stück zu kennen, „Der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weise“, der Dessau 1782 zuerst erschien, 1785 eine zweite Auflage und Leipzig 1817 noch eine Neuausgabe erlebte. Sein Verfasser war der 1745 zu Hildburghausen geborene Meiningische Hofprediger Johann Georg Pfranger († 1790), und man muß sagen, daß er sich seiner Aufgabe in würdiger Weise entledigt hat. Erich Schmidt ist zwar nicht dieser Meinung, er spricht von „leidlicher Sprache und Metrik“, aber „stümperhafter Technik und lauwarmer Stimmung, die man jesuitisch schelten möchte, wenn sie nicht bloße Schwächlichkeit eines halbliberalen Apologeten wäre“. Aber man kennt Erich Schmidts Sucht abzusprechen, wo nicht ein anerkanntes bedeutendes Werk vorliegt. Der Mönch vom Libanon ist Saladins verschollener Bruder Assad, der, gläubiger Christ geworden, den auf dem Krankenbett liegenden Saladin durch einen Heiltrank retten will, darüber aber durch Ränkeschmiede in den Verdacht des versuchten Giftmordes gerät. Der Fallstrick kommt ans Licht, der Mönch, der Recha, seine Tochter, durch seine Milde und den steten Hinweis auf Christus und fast auch Nathan zum Christentum bekehrt, gibt sich zuletzt zu erkennen, Saladin aber, dessen Gewissenskämpfe den hauptsächlichsten „inneren“ Inhalt des Stückes bilden, stirbt. Das Drama ist dichterisch allerdings eine Nachahmung „Nathans des Weisen“, in Sprache und Metrik seinem Vorbild so nahe, daß es manchmal fast unfreiwillig „parodistisch“ wirkt, aber gar nicht arm an echten Stimmungen und nichts weniger als jesuitisch, mögen auch die Reden des Mönchs und überhaupt alles, was für das Christentum sprechen soll, einem Lessing gegenüber nicht stark genug sein, schon weil eben auch von dem Humanitätsgeiste der Zeit getragen. Als Probe möge hier eine Stelle, in der Saladins Naturempfindung zum Ausdruck kommt, stehn (II, 9):

„Hier setzt mich nieder. — Ah, um wie viel freier
Ist hier das Herz! Wie atmet sichs so leicht
In diesen weiten, hohen Hallen der
Natur! Die Luft so stärkend heiter, o!
Die Aussicht so erquickend! und dies alles
So grün, so lebend! alles Freude atmend
Da um uns her! — So herrlich dieser Himmel,
So rein, so blau! — Dies Unermeßliche,
Wohin kein Auge reicht, doch keine finstre
Schreckbare Tiefe! nein: kein dunkler Abgrund!

Auch da noch Wonne, Seligkeit für Menschen,
Wo ihnen, was sie sehn, unkennbar ist! —
Gerad aus dieser Tiefe strahlt das Licht,
Das diesen dunkeln Erdenpfad erhellt! —
O Sittah, sieh, aus dieser Tiefe strahlt
Uns Sterblichen das Licht! — Weißt Du, wie weit
Dahin ist, wo die goldne Quelle fließt,
Aus der das Leben durch den weiten Raum
Von Gottes Schöpfungen in Kraft und Licht
Herabglüht und in unsern matten Busen
Die Freude haucht, im Odem der Natur?

Von einem „öden Pastorenstück", wie Schmidt noch sagt, kann jedenfalls nicht die Rede sein, wenn Pfranger natürlich auch bei weitem nicht geleistet hat, was ihm vorschwebte. Eine zeitgenössische Stimme über sein Werk ist mir leider nicht bekannt. Von „Parodien" „Nathans" erschienen drei: „Nathan der Weise, Schauspiel von Lessing, travestiert und modernisiert in fünf Aufzügen", Berlin und Wien (Hamburg), bei Nathan & Comp. 1804, „Der travestierte Nathan der Weise, Posse in zwei Akten, mit Intermezzos, Chören, Tanz, gelehrtem Zweikampf, Mord und Totschlag, auch mit Kupfer verherrlicht" von dem bekannten Spötter Julius von Voß, Berlin 1804, und die französische „Nathan le Sage ou le juif philosophe, Comédie héroique en trois actes" von M. C. Palmézeaux, Paris 1805. Ich habe sie bisher nicht aufreiben können — es lohnt auch wohl kaum, auf sie einzugehen.

Die erste bekannte Persönlichkeit, die (nach J. J. Engel) öffentlich ausführlicher über den „Nathan" sprach (denn die bei Goedeke verzeichneten B. L. Tralles und F. W. v. Schütz kommen wohl kaum in Betracht), war dann, soviel ich sehe, Moses Mendelssohn in seinen „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes" (Berlin 1785). Schon in dem Briefe, den Mendelssohn nach Lessings Tode an dessen Bruder Karl richtete, hatte er gesagt: „Er schrieb ‚Nathan den Weisen' und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über ‚Nathan' hervorragte, als dieses Stück in meinem Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies tat er." In den „Morgenstunden" (Kap. XV) spricht zuerst Mendelssohns Freund D. über Lessing: „Wem mußten die Wahrheiten der Vernunftreligion unverletzlicher sein als ihm, dem Beschützer des Fragmentisten, dem Urheber des ‚Nathan'? Deutschland kennet keinen Weltweisen, der die Religion der Vernunft in einer solchen Lauterkeit, so ohne alle Vermischung mit Irrtum und Vorurteil gelehrt und dem schlichten Menschenverstande so überzeugend vorgetragen als der Fragmentist. Seine Anhänglichkeit an der natürlichen Religion ging soweit, daß er aus Eifer für dieselbe keine geoffenbarte neben ihr leiden wollte. Er glaubte alle Lichter auslöschen zu müssen, um die völlige Beleuchtung ungeteilt aus dem Lichte der Vernunft strömen zu lassen. Mit der Verteidigung des Fragmentisten scheinet Lessing auch seine ganze Gesinnung übernommen zu haben. Man erkennet zwar schon an seinen früheren Schriften, daß ihm die Vernunftwahrheiten der Religion und Sittenlehre allezeit heilig und unverletzlich gewesen sind; allein nach seiner Bekanntschaft mit dem Fragmentisten bemerkt man in sei-

nen Schriften, in allen den Aufsätzen, die er zur Beschützung seines Freundes oder Gastes, wie er ihn nennet, geschrieben, dieselbe ruhige Überzeugung, die diesem so eigen war, dieselbe unbefangene Entfernung von aller Zweifelsucht, denselben planen Gang des gesunden Menschenverstandes in Absicht auf die Wahrheiten der Vernunftsreligion. — Und in seinem ‚Nathan‘? Was Horaz in Absicht auf die Sittenlehre von Homer sagt:

Qui, quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non,
Plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicit,

eben das möchte ich von dem Meisterstücke Lessings, in Absicht auf gewisse Wahrheiten der natürlichen Religion, zu behaupten wagen. Hauptsächlich, was die Lehre von der Vorsehung und Regierung Gottes betrifft, kenne ich keinen Schriftsteller, der diese großen Wahrheiten in derselben Lauterkeit, mit derselben Überzeugungskraft und mit demselben Interesse dem Leser ans Herz gelegt hätte als er.

Cur ita crediderim, nisi quid te detinet, audi!“

Später kommt Mendelssohn selbst zum Wort: „Es kommt mir vor, als wenn Lessing die Absicht gehabt hätte, in seinem ‚Nathan‘ eine Art von ‚Anti-Candide‘ zu schreiben. Der französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spornte die unerschöpfliche Laune seines satirischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle außerordentliche Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satire zu verfertigen. Der Deutsche tat eben dieses, um sie zu rechtfertigen und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Verklärung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des ‚Candide‘, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, oder vielmehr eine Fortsetzung desselben, in welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen willens war, daß alle die Übel, die Voltaire gehäuft und auf Rechnung der verleumdeten Vorsehung zusammengedichtet hatte, am Ende dennoch zum Besten gelenkt und zu den allerweisesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der französische Satiriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Übel gehäuft als sich durch Erdichtung wieder gut machen ließen. Lessing ging daher lieber seinen eigenen Weg, schuf sich eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem ‚Candide‘ doch wohl zur Seite gestellt werden darf und an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu demselben verhält, ungefähr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie der Weg Gottes zu den Wegen des Verführers.“ — „Und eben dieses herrliche Lehrgedicht auf die Vorsehung“, ergreift dann D. wieder das Wort, „eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie teuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach, sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Bei der Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die Fragmente würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogenen Angriffe seiner Gegner zu verteidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten

zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Am Ende blieb es, so lebhaft er den Streit auch führte, bloß ein Schulgezänke, das von der einen und der andern Seite manche angenehme und unangenehme Stunden machen, aber, so wie er dachte, auf die Glückseligkeit seines Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben sollte. Aber wie sehr veränderte sich die Szene nach der Erscheinung des ‚Nathan'! Nunmehr drang die Kabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christentum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein ‚Nathan', wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!" Die letzten beiden Sätze sind unzählige Male wiederholt worden, um den „Nathan" gegen die Behauptung, er sei zum Nutzen des Judentums geschrieben, zu verteidigen — daß Mendelssohn hier Religion und Volkstum durcheinanderbringt, sah man nicht oder wollte man nicht sehen. — Es folgen noch allerlei Angaben über den Schaden, den der „Nathan" Lessing getan — wir werden noch darauf zurückkommen. Selbstverständlich teilte man gleich nicht überall die Ansicht, daß der „Nathan" der Christenheit zur wahren Ehre gereiche. Kant sah, wie Hamann berichtet, in „Nathan" nur eine Wiederaufnahme des Jugendstücks „Die Juden", und der Heidelberger „spekulative" Theologe Daub betonte (nach Erich Schmidt) „die Gotteskindschaft und Menschenliebe als Christengut gegenüber den jüdischen und mohammedanischen Religionen in einem geistreichen Aufsatz", wohl in der Schrift „Judas Ischarioth", die Max Heineke 1818 wieder ans Licht zog, um die künstlich zurecht gemachte Vernunftreligion des 18. Jahrhunderts abzuweisen. Goethe freilich wünschte: „Möge doch die bekannte Erzählung [von den drei Ringen], glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben." Wer möchte das nicht auch heute noch wünschen, habe ich diesem Ausspruch einmal hinzugefügt, gesetzt den Fall, daß es auch uns Deutschen zuteil wird!

Es ist hier natürlich unmöglich, die ganze „Nathan"-Literatur des 19. Jahrhunderts genauer zu verfolgen oder auch nur die Stellung der wichtigeren Literarhistoriker zu dem Werke aufzuzeigen. Eine Zusammenstellung der „Nathan"-Literatur (die aber nun nicht mehr ausreicht) gibt es von F. Naumann (nicht „unserm"), Dresden 1867; gegen ihn und andere geht mit ziemlich viel Material dann Sebastian Brunner in seiner schon genannten „Lessingiasis und Nathanologie" (Paderborn 1890) an, die ja aber eine bloße Rauferei ist. Wir wollen uns begnügen, einige Fingerzeige zu geben. Ludwig Wachler stellt sich in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur", Frankfurt a. M. 1818 bis 1819, günstig zum „Nathan": „In dieselbe Zeit fällt auch Lessings dichterische Vollendung, hervorgegangen aus polemischen Elementen; er dichtete ‚Nathan den Weisen' (1779), ein Schauspiel, welches das Eigentüm-

lichste seiner religiösen Ansicht und seines menschlichen Gefühles so lebendig ausdrückt, daß es in strengerem Sinne ein Werk des Gemütes, ein treuer Spiegel der Gesinnung, ein Abglanz der Begeisterung für reine Vernunft heißen kann. Der Stoff ist von Boccacico entlehnt [stimmt ja nicht ohne weiteres]; die Einheit, welche der Verarbeitung durch geschichtliche Haltung, gelungene romantische Gruppierung und philosophische Würde des rhetorisch-polemischen Tones gegeben worden ist, und das Verdienst der sich in natürlicher Leichtigkeit bewegenden Handlung und eines vortrefflichen Dialoges gehören dem Dichter an; bei so vielen und großen Vorzügen kann die Nachlässigkeit und Härte der Jamben, in welchen das Drama geschrieben ist, der Schönheit des Ganzen weniger Eintrag tun.“ Weniger günstig stellt sich Franz Horn in seiner „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen“, Berlin 1824, zum „Nathan“: „Im ‚Nathan‘, bei dem es doch bedenklich ist, daß er gleich auf dem Titelblatt mit Weisheit prangt, wird wohl jeder Denkende der Zeichnung mancher Charaktere sich gern erfreuen, z. B. des Sultans, des Klosterbruders, der Daja, vor allem des Al Hafi, sowie des durchgängig kräftig lebhaften kecken und scharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneca und Schiller würdig wären. Die Fabel selbst ist so überaus einfach, daß wir sie kaum so nennen dürfen, denn daß der Tempelherr am Ende in Recha eine Schwester und der Sultan in beiden seines Bruders Kinder findet, ist gewissermaßen nur eine historische Notiz oder Merkwürdigkeit. Der Geist des Ganzen ist Polemik gegen jede positive Religion, wobei noch das Christentum das Unglück hat als die Religion der stolzen Schwermut und der eigensinnigen Hypochondrie zu erscheinen; wenigstens kann ein solcher Verdacht entstehen, da der Tempelherr neben der geschwätzigten Daja — einer nüchternen Halbschwester von Julien Capulets Amme —, dem gutmütig einfältigen Klosterbruder und dem übelgesinnten Patriarchen doch ohne Zweifel noch als der leidlichste Repräsentant dasteht. Dem Sultan wird jedoch Macht verliehen, ihn zurecht und (was auch das bequemste ist) zur Ruhe zu verweisen, wofür dieser aber wieder unter der Oberhoheit des Nathan steht, der nach allen Seiten hin seine Weisheit in Bächen und Strömen, zuweilen aber auch wohl löffelweise austeilt. Dennoch gibt es eine Weise, dieses Stück wahrhaft zu genießen. Haben wir nämlich erst einmal mit gebührender Gelassenheit alles, was in demselben gegen positive Religion angeht, mit Ernst oder ironisch abgelehnt, so bleibt noch genug zu unsrer Freude übrig. Die Menschen- und Völker duldung, die hier mit starkem Eifer gepredigt worden, wird uns freilich nicht als letztes Ziel erscheinen; wohl aber die Menschenliebe, die in echt christlichem Sinne nicht einmal von Duldung — die ist schon ungenügend und unchristlich — wissen will, eine Ansicht, durch welche die ganze Fabel von den drei Ringen als längst abgetan erscheint.“ — Selbstverständlich ist unter den Gegnern des „Nathan“ Wolfgang Menzel. „Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Moses Mendelssohn“, schreibt er in seinem späteren Werke, der „Deutschen Dichtung“ (Stuttgart 1859) „griff gleichzeitig [mit den ‚Fragmenten des Wolfenbüttler Ungenannten‘] in seinem ‚Jerusalem‘ unter der Maske einer unparteiischen Forschung über den Talmud das Christentum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Hamann in Königsberg nicht leiden und deckte des Juden hämische Bosheit auf in der Schrift ‚Golgatha und Scheblimini‘. Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche

Stimme, und Lessing ging in seiner Verwirrung soweit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel ‚Nathan' mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen." Nur schade, daß Mendelssohns „Jerusalem" erst 1783, zwei Jahre nach Lessings Tod, erschienen ist — so mußte es August Boden leicht werden, vor Röpe schon Menzel zu widerlegen. Aber Menzel erklärt doch den „Nathan" für „der Form nach eines der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisiert und in schönen Jamben geschrieben". Nur der Grundgedanke ist ihm skandalös: „Ein Jude nämlich wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Mohammedaner, Ritter, Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf jeder den seinen für den echten hielt. Das heißt, keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm als Messias verworfenen Christus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in seinem preziös frisierten Nathan entgegensetzt." Wie wird der wackere Boden (dessen Schrift ich leider nicht kenne) mit dem bösen Menzel aufgeräumt haben, zumal dieser auch noch im Anschluß an die Äußerung Lessings vom „abscheulichsten Gebäude des Unsinns" davon spricht, „daß dessen Marotte die modernen Literaturjuden privilegiert habe, systematisch unsere Religion zu verhöhnen und ihren Kot auf alles fallen zu lassen, was den Deutschen heilig ist"! Da war freilich Georg Gottfried Gervinus ein anderer Mann: Der „Nathan" ist ihm die schönste Frucht von Lessings theologischen Streitigkeiten, und er ruft pathetisch aus: „O der schwachmütigen Wortfechter, die diesem Manne, trotz seiner Freigeisterei, nicht mit Rührung und Wärme nachrufen, was sein Klosterbruder dem Nathan sagt: Bei Gott, er war ein Christ, ein bessrer Christ war nie! Und o der Ängstlichen, die sich aus Furcht vor Übernahme unbekannter Schulden weigern wollen, das Vermächtnis Lessings anzunehmen! Und doch! Ist nicht dieses Legat in ‚Nathan' der Nation schon zugeflossen? Haben nicht schon Tausende an diesem Schatze teilgehabt, an dem noch tausendmal Tausende teilen können? Schade was um die schlechten Verse oder um die freie Form. Auch so ist das Buch neben Goethes ‚Faust' das eigentümlichste und deutscheste, was unsere neuere Poesie geschaffen hat. Wem hat nicht bei dieser freien, sicheren Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der späteren Zeiten wäre, den wir uns nicht zum Muster nehmen möchten, und dem nicht diese heiter ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres wünschen, als was auch schon Goethe ungefähr gewünscht hat: daß dieser reizende Kodex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben schien, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken, ohne frivol zu handeln." Kein Zweifel, diese Weisheit ist noch immer tief in das Herz manches guten Deutschen, vor allem manches Oberlehrers eingegraben, obgleich es mit der Übernahme unbekannter Schulden (und die sind da, vom Judentum her) immer eine heikle Sache ist. Nun, auf Gervinus folgte Vilmar, doch auch ein ganz

guter und kluger, wenn auch frommer Mann, und der brachte es fertig, den „Nathan“ mit zehn Zeilen abzutun: „Am Ende seiner Laufbahn schrieb Lessing noch den ‚Nathan‘, ein Stück, in welchem weder von seiten der Exposition noch der Aktion die Klarheit und Durchsichtigkeit der ‚Minna‘ oder ‚Emilia‘ erreicht wird, die Sprache aber naiver und belebter ist als in der ‚Emilia‘. Übrigens ist es ein absichtlich polemisches Stück (Gervinus sagt ‚ein materialistisches‘), in welchem der Stoff als solcher wirken sollte, auch in der Tat gewirkt hat, und schon dieser Umstand setzt seinen Kunstwert gegen die beiden andern Stücke Lessings in tiefen Schatten. Erwähnenswert aber ist noch besonders, daß Lessing durch dieses Drama den schon von Joh. Heinr. Schlegel angebahnten, von Weiße u. a. versuchten fünffüßigen Jambus zum stehenden Verse des Dramas für unsere ganze Blütezeit erhoben hat.“ Neben Vilmar könnte ich noch Wackernagel und Gelzer als Gegner des „Nathan“ aufführen, die Mehrzahl unserer Literarhistoriker von Hillebrand, Kurz und Scherer bis zu Max Koch und Engel, Biese und Oehlke herab ist natürlich für den „Nathan“, selbst der junge Treitschke versteigt sich in seinem Lessing-Essay (1863) noch zu der Behauptung: „Erst wenn die Ideen des ‚Nathan‘ in unserer Gesetzgebung sich vollständig verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen, in einer gesitteten Zeit zu leben“ — es hat wenig Zweck, diese und noch weitere Freunde und Gegner zu zitieren, da sie Neues kaum mehr bringen. Die Erfahrung mit der Verkörperung der Ideen des „Nathan“ in unserer Gesetzgebung haben wir ja inzwischen auch gemacht. Doch will ich noch einige neuere Größen reden lassen. Wilhelm Dilthey, der immer noch wegen seiner „meisterhaft geübten Kunst der Einführung und des Verstehens auch auf dem Gebiet der Ästhetik“ gepriesen wird, mag hier mit seiner Ausführung in „Das Erlebnis und die Dichtung“ angeführt sein: „Die Form des Gedankendramas empfängt im Nathan“ ihren besonderen Charakter aus dem Geist der Aufklärungszeit und ihres Dichters. Es weht uns aus diesem Drama an, als befänden wir uns auf hohem Alpengipfel, so einsam fern sind wir vom Lärm des Tages, so weit ist der Horizont, so kühl die Luft um uns. Der Realismus der Aufklärungszeit, wie er in dem Roman, in den Bildern und Kupferstichen Chodowieckis auf die intime Schilderung des Privatlebens gerichtet war, hat sich hier eines großen Stoffes bemächtigt. Die höchsten Dinge erscheinen nicht im Pomp der Rede, und die erhabenen Menschen schleppen keine tragischen Gewänder hinter sich her. Lessings Stil läßt die Bewegungen in ihren Seelen schlicht heraustreten. Eine ruhelose Dialektik, rasches Fragen und behendes Antworten, scharfsinniges und witziges Umwenden der Worte und der Gedanken, das Spiel mit Bildern gehen durch das ganze Stück, und selbst die universale Gottes- und Menschenliebe des Spinoza und Leibniz redet in ihn die Sprache der Reflexion.“ Na, da wird's mit dem hohen Alpengipfel doch kaum etwas sein. — Scherzes halber gebe ich hier dann noch Eduard Engels letzte Weisheit über das Drama: „Mit Lessings ‚Nathan‘ fiel an Deutschland die Führerschaft unter den Völkern zum höchsten Menschentum. Hoch über dem unfruchtbaren Deismus der englischen Freidenker, noch höher über die französische Religionsspötterei hinaus reichte die Bedeutung dieses menschlichsten deutschen Dramas. Durch Lessings ‚Nathan‘ erstieg die deutsche Dichtung allen europäischen Völkern voran jene Höhe des echten Humanismus, von der hinab ein Jahrzehnt nachher Goethe die Worte sprechen konnte: ‚Alle menschlichen

Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.'" — Die neuesten Beurteiler des „Nathan" rücken doch etwas von ihm ab. „Erklügelt und sehr achtzehntes Jahrhundert ist diese Handlung ... Es ist nicht viel Orient im ‚Nathan'", sagt Paul Wiegler, „kaum mehr als Defterdar, Delk, Div, Ginnistan und Jammerlonk, als Datteln und Palmen", und Hans Leisegang, der Verfasser des Buches „Lessings Weltanschauung" bittet die Leser, denen Lessings „Nathan" ein Heiligtum ist, um Verzeihung, wenn in seiner Ausführung das Komische hie und da durchbreche — es liege im Wesen der Sache. Ja, das haben wir „Antisemiten" schon immer empfunden.

Fast noch mehr als die Literarhistoriker haben sich die neueren Theologen mit dem Werke beschäftigt, und da ist es denn sehr bezeichnend, daß durchaus nicht alle Freisinnigen ohne weiteres auf Lessings Seite stehen, will sagen, seine Darstellung für „tendenzfrei" dem Christentum gegenüber halten. Karl Schwarz zwar übernimmt mit den religiösen Anschauungen Lessings auch den „Nathan" als christlich: „Die Intoleranz, welche aus dem Privilegium der geoffenbarten Religion fließt, im Kontraste mit der Toleranz edler Menschlichkeit, echter praktischer Frömmigkeit", sagt er, „das ist offenbar das Motiv dieses Stücks, der Gedanke, dem sich alles andere als Darstellungsmittel unterordnet." Den Vorwurf, Lessing habe das Christentum schlechter behandelt als Judentum und Mohammedanismus, weist er durch einen Hinweis auf Lessings nicht erschienene Vorrede zurück: „Er beruft sich hier auf die historische Situation der Kreuzzüge und den aus der Geschichte bekannten Charakter des Saladin, um die Möglichkeit, die innere Wahrheit in seiner Gegenüberstellung von Christ und Muselmann [wo bleibt der Jude?] zu rechtfertigen. Er will damit sagen, daß es nicht seine Intention gewesen, das Christentum als solches im Ganzen und Großen, in seinen sittlichen Einwirkungen, unter den Islam zu stellen, daß er vielmehr nur den Satz habe bewahrheiten wollen, es könne ein Anhänger Muhammeds [wo bleibt der Jude?] ein besserer Mensch sein als ein Christ, das religiöse Bekenntnis entscheide nicht ohne weiteres über den sittlichen Wert. Und in der Tat liegt gerade in dieser paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude [na, da ist er ja] oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde, das Christentum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit herausgestalten und bleibe nur dann hinter Islam und Judentum zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern ein dogmatisches Christentum sei. So ruht gerade dies Preisgeben des Christentums auf einer höheren Wertschätzung desselben." Stillschweigende Voraussetzung! Quod erat demonstrandum. Frei nach Mendelssohn natürlich! Einmal wird Schwarz übrigens doch bei seiner Beweisführung bange: „Man hat oft genug den Vorwurf ausgesprochen, diese Toleranz Lessings sei nichts anderes und besseres als Indifferentismus, ruhe zuletzt auf völliger Glaubenslosigkeit. Aber diese Behauptung, mag ihr auch eine gewisse Wahrheit einwohnen, ist wenigstens in dieser Form und Ausdehnung sehr roh ... Ist auch der Fanatismus für die eigene Religion verschwunden, so ist doch die Pietät für sie geblieben ... Diese Pietät ist allerdings in ihrer milden auch die fremden Religionen anerkennenden Wärme gar sehr von dem glühenden und verzehrenden Eifer des allein selig machenden Glaubens verschieden, aber doch gewiß ebenso weit von Gleichgültigkeit und Glaubenslosigkeit entfernt." Wie bescheiden diese

freisinnigen Geistlichen manchmal sind! Zum Schluß heißt es dann, daß Lessing mit dem Märchen von den drei Ringen offenbar sagen wolle, „daß es auf die Frage der Echtheit der Offenbarung gar nicht ankomme, daß sie ein müssiger Streit sei, und daß auf die praktisch-sittliche Betätigung der Religion von ihren Bekennern das ganze Gewicht gelegt werden müsse“, und es erfolgt natürlich ein Preis der „Humanität“: „Alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die sozialen, die politischen wie die religiösen sollen gleichsam flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, alle nichtigen Vorurteile, alle angeblichen Vorzüge und bevorrechteten Stellungen zusammenschmelzen in der Glut dieser Liebesflamme.“ „Seid umschlungen, Millionen, dieser Kuß der ganzen Welt!“ Schade, daß Karl Schwarz den Weltkrieg nicht noch erlebt hat! — Ein wenig gründlicher als Schwarz hat sich Wilibald Beyschlag in seinem am 5. März 1863 zu Halle gehaltenen und dann zu Berlin gedruckten Vortrag „Nathan der Weise und das positive Christentum“ mit dem berühmten Werke befaßt und ist, wie ich glaube, zu etwas haltbareren Ergebnissen gekommen: „Kann denn überhaupt der Gedanke der gegenseitigen Duldung und Schonung der verschiedenen Religionen der Grundgedanke des Dichters sein? Dann hätte er uns ja drei wirkliche gläubige Repräsentanten der drei positiven Religionen vorführen und uns zeigen müssen, wie dieselben unerachtet ihrer vollen und warmen Überzeugung von der Wahrheit gerade ihrer Religion dennoch gegen den Andersgläubigen der humanen Duldung, der schonenden und erbarmenden Liebe sich fähig erwiesen. Denn daß allein Personen, die in verschiedenen Religionen wirklich mit vollem, treuen Glauben stehen, nicht aber solche, die sie etwa noch äußerlich bekennen, aber innerlich mit dem Eigentümlichen ihres Bekenntnisses zerfallen sind, uns die gegenseitige Duldungsfähigkeit dieser Religionen veranschaulichen können, das bedarf keines Beweises. Hätte uns Lessing demgemäß einen wirklich rechtgläubigen Juden, Christen, Muhamedaner vorgeführt, dann würde sich's freilich gezeigt haben, daß von diesen drei Religionen nur eine einer solchen Duldung fähig ist und darum auch zu ihr sich verpflichtet fühlt, die christliche, die beiden andern aber grundsätzlich der Duldung widerstreben, die eine, weil sie — die sich selbst verkennende bloße Vorstufe der vollkommenen Religion — die Verheißungen Gottes an eine bestimmte ausgewählte Nationalität bindet, also eine allgemeine Menschenliebe weder Gott zutrauen, noch ihren Bekennern predigen kann, die andere, weil sie aus einem Geiste der fanatischen Überhebung und Gewalttätigkeit geboren ist, der alle Andersgläubigen Hunde nennt und die Ehre Gottes und des Propheten mit Feuer und Schwert auszubreiten gebietet. Das Christentum aber, die Religion der persönlich erschienenen, die Welt sittlich überwindenden ewigen Wahrheit und Liebe, kennt zwar auch nicht jene schlechte und feige Toleranz, die jeden nach seiner Façon selig werden oder auch nicht selig werden lassen will, eine Toleranz, die auf dem Unglauben an irgendwelche heiligende Wahrheit und auf dem Mangel an jeder herzhaften erbarmenden Liebe beruht und derzufolge freilich Christus sein Kreuz und die Apostel ihre Martyrien sich besser gespart haben würden; wohl aber kennt es die wahre, sittliche Duldung und Schonung, welche auf der allgemeinen und unbedingten Achtung der menschlichen Persönlichkeit beruht. Indem das Christentum in jedem, auch dem verkommensten Heiden, den von Gott nach seinem Bilde geschaffenen, von Christus mit

seinem Blute erlösten Menschen erkennt und achtet, der nun durch den heiligen Geist, den freiwehenden und freimachenden Geist der Wahrheit und Liebe zum beseligenden Glauben geführt werden kann, so muß es jeden physischen oder moralischen Zwang verwerfen, der aus dem Nichtchristen ja doch nur einen Namenchristen, d. h. einen Unchristen, nimmermehr aber einen wahren Christen zu machen vermöchte. Und wo es anders verfährt, wo es je die Mission der Wahrheit und Liebe vertauscht mit der Proselytenmacherei der List oder Gewalt, da überall fällt es von sich selbst ab und sinkt herunter auf den jüdischen und muhammedanischen Standpunkt. — Bekanntlich aber ist es durchaus nicht dieser eigentümliche Standpunkt des Christentums, der im ‚Nathan' zu Worte kommt, und ebensowenig der eigentümliche Standpunkt des Judentums oder des Islam. Vielmehr sind die drei Hauptpersonen zwar in den drei genannten Religionen aufgewachsen, haben auch durchaus keine Neigung, die eine derselben mit der andern zu vertauschen, vertreten aber ebensowenig das Eigentümliche und Charakteristische ihres Bekenntnisses als die vollere, geschweige denn als die alleinige Wahrheit. Jeder von ihnen nimmt wohl für das Positive seiner Religion eine gewisse Duldung in Anspruch, die Achtung und Schonung jener von Nathan dem Saladin geschilderten Pietät, die jeder edlere Mensch für das von seinen Vätern Überlieferte hat, aber keinem von ihnen fällt der Schwerpunkt seiner Überzeugung in das Eigentümliche, Positive seiner Religion; derselbe liegt vielmehr allen dreien in einem über das Positive erhabenen Allgemeinen, in einer Religion des Vorsehungsglaubens und der Menschenliebe, der gottesfürchtigen Humanität. Auf diesem Standpunkte gewinnen sie weit mehr als bloße gegenseitige Duldung, gewinnen sie Einigkeit miteinander; von diesem Standpunkte aus werden ihnen die Unterschiede von Judentum, Christentum und Islam so unwesentlich, wie uns heute die Unterschiede von Reformiert und Lutherisch. ‚Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse', sagt Saladin vom Unterschiede seines und des christlichen Bekenntnisses: da fällt dann freilich die Duldung der Unterschiede, die so äußerlicher Art sind, daß sie sich zum Kern der Religion wie die Rinde zum Baume verhalten, den dreien nebenbei von selbst ab, aber um so klarer ist auch, daß das Absehn des Dichters nicht auf diese Duldung als solche, daß es vielmehr auf das Höhere und Tiefere, auf das Einigende selbst gerichtet sein muß, welches dieselbe hervorbringt. Mit einem Worte: was Lessing im ‚Nathan' predigt, ist nicht sowohl die gegenseitige humane Duldung der drei Religionen, als vielmehr eine über denselben liegende einige und einigende neue Religion, eine Religion allgemeiner Gottesfurcht und Humanität, die er als das allein Wesentliche, als den alleinigen bleibenden Kern aller positiven Religionen betrachtet. Daß dies die Meinung Lessings sei, wird zum Überfluß von seinen eigenen Äußerungen bestätigt, wie von jener schon angeführten, daß die Theologen aller geoffenbarten Religionen auf sein Drama innerlich schimpfen würden, oder der bedeutsamen anderen: ‚Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen war von jeher meine eigene.' In diesem Sinne wird Lessings ‚Nathan' auch insgemein verstanden und gepriesen, in diesem Sinne ist er gleichsam das symbolische Buch der aufgeklärten gebildeten Neuzeit geworden." Man wird ja wohl nicht bestreiten können, daß diese Entwicklung Beyschlags Hand und Fuß hat. Nur etwa die Frage könnte man noch aufwerfen, ob die neue „Humanitätsreligion" den Namen

Religion wirklich verdiene. Beyschlag verschweigt es dann auch nicht, daß die sittlich schlechtesten Charaktere des „Nathan“ gerade die christlich eifrigsten sind, er sieht sich auch das Alte Testament darauf an, ob in ihm irgendwo von Feindesliebe die Rede ist, und zitiert den 137. Psalm, wo Israel die jungen Kinder Babylons an dem Felsen zerschmettert haben will; er spricht es geradezu aus, daß Lessing mit einem Kranze, den er nur im Garten des Christentums zu pflücken vermochte, einen Juden geschmückt habe, während er demgegenüber die Unvergleichlichkeit und Unersetzlichkeit des Evangeliums lediglich zur „Prätension“ einer fanatischen Betschwester und eines niederträchtigen Pfaffen herabsetze: „eine Verkennung und Verleugnung der Wohltaten Christi, wie sie schneidiger kaum gedacht werden kann.“ Ich will auf die dann folgenden sachlichen Ausführungen Beyschlags nicht eingehen, nur noch das kleine Werk zum Neudruck für die liberalen christlichen Kreise empfehlen.

Die heute noch am meisten verbreitete Auffassung des „Nathans“ dürfte die Kuno Fischers sein, die er gleichfalls in einem zuerst Stuttgart 1864 gedruckten und dann noch erweiterten Vortrag entwickelt hat. Sie ist auch reizvoll genug. Der Vorwurf, daß Lessing das Christentum augenscheinlich vernachlässigt und herabgesetzt habe, da der Patriarch der schlechteste und Nathan der beste Charakter des Stückes sei, entfällt nach Fischer. Ebenso verfehlt sei die Ansicht, Lessing habe in seinem „Nathan“ die aufgeklärten Religionsbegriffe, etwa die deistischen, gegen die orthodoxen verteidigen wollen; das Thema des „Nathan“ sei vielmehr der Unterschied des Echten und Unechten in der Religion: „Der echte Grundzug der Religion ist die Selbstverleugnung, die uns von der Selbstsucht, von dem Drucke der Leidenschaften, darum auch von dem Drucke der Welt freimacht und unsern Verstand in demselben Grade läutert, als sie das Herz reinigt, deren reifste Frucht die auf wirklicher Menschenkenntnis gegründete Liebe ist.“ Fischer betrachtet dann sämtliche Personen des „Nathan“, von unten nach oben aufsteigend: Patriarch, Daja, Tempelherr, Klosterbruder, Derwisch, Saladin und Sittah, Nathan und Recha, und darauf wirft er die Frage auf: Warum hat Lessing Nathan zum Juden gemacht? „Das ist die Frage, die man immer wieder aufgeworfen und sehr häufig dem Dichter als Tadel vorgerückt hat. Der Patriarch — ein Christ, und Nathan — ein Jude! So sehr habe Lessing auf Kosten des Christentums das Judentum hervorgehoben, so tief jenes durch dieses erniedrigen und beschämen wollen. Im Patriarchen habe Lessing seinen Haß gegen das Christentum, im Nathan seiner Vorliebe für das Judentum Genüge getan. Beim Patriarchen habe er offenbar an seinen Feind, den Pastor Goeze, — beim Nathan an seinen Freund, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn gedacht. Und so erkläre sich zuletzt die Wahl dieser Charaktere aus persönlichen Stimmungen und Leidenschaften des Dichters, der nach alledem gegen das Christentum ähnlich gesinnt war, als in seiner Dichtung der Tempelherr gegen das Judentum. So schief müssen die Urteile ausfallen, wenn man von einer so schiefen Idee ausgeht, daß in diesem Gedicht die drei Religionen personifiziert sind. Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob der ein Repräsentant des Judentums ist? Und doch ein Jude! Ich würde es Lessing zu einem großen poetischen Fehler anrechnen, wenn er keiner wäre. — Warum ist Nathan ein Jude? Diese Frage richtig zu beantworten, braucht man

weder Lessings Freundschaft mit Mendelssohn noch die judenfreundliche Richtung, die mit der Aufklärung jener Zeit verbunden war; man braucht bloß den Charakter zu verstehen, den uns der Dichter vorführt: einen Charakter, in welchem die Duldung aus der Selbstverleugnung hervorgeht, in dem sie eigenste, innerste Tat, im wirklichen Sinne des Wortes Tugend ist. Sie tritt als solche um so deutlicher hervor, je weniger sie von Natur und Schicksal und allen den äußeren Mächten, von denen der Mensch abhängt, begünstigt worden. Es ist leicht tolerant sein, wenn ich nie einen Grund zum Gegenteil habe! Die Tugend ist nicht leicht. Sie will erkämpft und errungen sein. Sie ist um so echter, je schwerer der Kampf ist. Soll sich die Duldung im vollsten Sinne des Wortes als Tugend zeigen, so will ich sie aus diesem schwersten Kampfe hervorgehen sehen, aus dem Kampfe mit Mächten, die ihr den größten Widerstand leisten; ich will sehen, daß sie die Probe besteht. — Und nun nehme ich eine Religion, die von Natur unduldsam und stolz ist, der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird; ich nehme von allen Religionen der Welt diejenige, welche zugleich die stolzeste und unterdrückteste ist, und jetzt zweifle ich, ob aus diesen Bedingungen nur Duldung hervorgehen kann? Ich denke mir einen Menschen, dem seine Religion erlaubt, sich für auserwählt von Gott zu halten, — den die Welt verdammt, sich von den Menschen verworfen und verachtet zu sehen: wenn seine Seele diesem zwiefachen Druck erliegt, so muß sie sich nach dem natürlichen Lauf der menschlichen Leidenschaften ganz in Haß und Rache verzehren; es wird sich hier ein Rachedurst entzünden, der dämonisch und in niedrigen Naturen so bestialisch wütet, daß er das Pfund Fleisch vom Herzen des Feindes losreißt, sei es nur, um ‚Fische mit zu ködern'. Auf diesem Wege kommt es zu einem Shylock. Und wenn eine große Seele diese Leidenschaften, die in ihrer niedrigsten und häßlichsten Ungestalt einen Shylock bilden, überwältigt; wenn sie ihrem Glauben, der zugleich der stolzeste und der unterdrückteste [der Glaube?] ist, die Duldung abringt, so kommt es zu einem Nathan. Diese Duldung hat den schwersten Kampf bestanden. Was wäre auch die Duldung, wenn sie nicht geduldet und gelitten hätte? Hier sehe ich, was sich der Gott ergebene Mensch für Taten abgewinnen kann. Mit dieser Duldung wird er freilich nicht mehr diesen Glauben repräsentieren. Aber die Duldung wäre leicht, sie wäre nicht, was sie ist, wenn er diesen Glauben gering schätzte, wenn er innerlich nichts mit ihm gemein hätte. Er fühlt ihn immer noch als den seinigen, als den Glauben seines Volks und seiner Väter, mit dem er durch tausend unlösbare Bande verknüpft ist. Er repräsentiert das Judentum nicht, aber er ist ein Jude und bleibt einer. Nicht weil das Judentum die Religion der Duldung, sondern weil es das Gegenteil ist — darum ist Nathan Jude." Die Auffassung Fischers (die übrigens schon Rötscher vertreten hat) hat etwas Bestechendes, nur ist gegen sie einzuwerfen, daß die jüdische Religion doch nie die unterdrückteste war, sie galt immer als die Mutter des Christentums. Etwas anderes ist es mit dem jüdischen Volke, der jüdischen Nation und da fragen wir, die wir das Judentum weit besser kennen als Fischer: Ist denn bei jüdischer Rassenherkunft überhaupt ein Nathan möglich? Nathan und Shylock als die beiden Pole des Judentums — ich bin durchaus nicht abgeneigt, solche entgegengesetzten Pole bei den Völkern anzunehmen, aber ist nicht Nathan doch etwas zu „ideal" geraten, hat nicht das Christentum, das im Gegensatz zum Juden-

tum entstand, etwas zu stark auf ihn abgefärbt? Was ich von Humanitätsjuden kenne — und wir haben ja eine Anzahl in unserer Literaturgeschichte — Mendelssohn, Auerbach, Leopold Kompert — hat sich zu Nathanscher Selbstverleugnung doch nicht ganz aufzuschwingen vermocht, nicht für sich und nicht für ihr Volk. Man hat denn auch einfach geleugnet, daß Nathan Jude sei, aber das stimmt doch nicht, es ist viel Jüdisches an und in ihm. Schon Karl Gutzkow schrieb bei Gelegenheit einer Aufführung des „Nathans“ zu Berlin im „Telegraphen“ 1840, Nr. 96: „Seitdem dies herrliche, an Gemüts- und Verstandesleben so reiche Werk auf der deutschen Bühne heimisch ist, gefällt man sich darin, den idealen Charakter Nathans hervorzuheben und seine Realität als Jude, seine Nationalität fallen zu lassen. Einige Darsteller entschlossen sich, ihm wenigstens annäherungsweise eine ungefähre orientalische Färbung (im matten Lichte jedoch) zu geben: nur einen sah ich, der ganz Jude war, Th. Döring in Stuttgart. Seydelmann, der sich rein an die ideale Bedeutung des Nathan, als eines weisen Mannes, hält und das Jüdische nur in einer gewissen Gedrücktheit verrät, berief sich, als ich ihn um Aufklärung bat, auf die Tradition. Ich kann mir diese Tradition nur daraus erklären, daß die Juden den Helden ihres Lieblingsdramas, recht im Gegensatz zu dem abscheulichen Shylock [den sie, nebenbei bemerkt, übrigens neuerdings zum „tragischen“ Helden erhoben haben], auch dadurch geehrt wissen wollen, daß sie die jüdische Färbung hier getilgt wünschen. Dem Juden ist der Jude auf der Bühne ebenso unbequem, wie dem Pietisten der Tartüffe, dem Advokaten der schlechte Advokat, dem Adligen Don Ranudo, dem Literaten ein Journalist, der sich auf der Bühne bestechen läßt, oder ein Magister Lämmermeyer. Die Juden mögen den Nathan nicht jüdeln hören und fragen: Sprechen die Juden denn im Orient so das Arabische, wie die polnischen Juden das Deutsche? Die Juden haben, bei ihrem wirklichen Interesse für Kunst, heutzutage in Kunstfragen eine große Macht. Es ist für Künstler und Dichter immer mit Unannehmlichkeiten verknüpft, wenn sie noch wagen, auf den Brettern und in Büchern Juden zu schildern, wie sie sind. — Nun kommt aber das eigentlich für die Juden Schmeichelhafte gar nicht heraus, wenn Nathan uns [nur?] im allgemeinen ein weiser Mann ist. Die Tendenz des Lessingschen Werkes war im allgemeinen neu [nur?], den Wert und die Indifferenz dreier Religionen zu zeichnen, im besonderen aber eine bessere Anerkennung und Beurteilung des Judentums zu erwecken. Diesen Zweck wird die Darstellung nur dann im Vollgrade erreichen, wenn sie in Nathan, diesem Weisen und Gefühlvollen, diesem echt menschlich denkenden Menschen, eben auch wirklich den Juden gibt. Alle die sanften Regungen seines Herzens, seine Wohltätigkeit und Ehrlichkeit legen nur dann das gewünschte Zeugnis für eine Nation ab, wenn Nathan auch als Vertreter derselben auftritt. Müßte nicht ferner schon die bekannte Tatsache, daß Lessing im Nathan seinen weisen, wohltätigen und toleranten Mendelssohn (bis auf das Schachspiel treu) schildern wollte, für die jüdische Färbung sprechen, so sollte doch ohne weiteres der Umstand entscheiden: der Schauspieler ist ohne den Juden Nathan auch nicht im Stande, die Weisheit des Nathan so zu treffen, wie eben Nathan weise ist. Man lese doch genau, was Lessing seinen Helden sprechen läßt. Wird man nicht durchgängig jene den Juden eigentümliche Dialektik finden? Bilder, Gleichnisse, Schlüsse, wie sie nur den Juden eigen sind? Man merkt es in den

ersten Zeilen, die Nathan zu sprechen hat, daß er in der talmudischen Denk- und Schlußweise erzogen ist. Nathan ist auch humoristisch. Er hat witzige Einfälle. Er kann (z. B. bei der Stelle: Kurz und gut — wo ist denn hier das gut?) selbst im Augenblicke der höchsten Besorgnis nicht unterlassen, seine Befürchtungen in einen Witz zu kleiden. Dies alles ist echt jüdisch, das aber, vom Schauspieler nicht hervorgehoben, für das Ganze wesentlich verloren geht. Die bloß rhetorische Wiedergabe dieses Charakters läßt ihn nie aus einem fahlen Grau heraustreten, so daß selbst eine so im Übrigen durchdachte und würdige Leistung wie der Nathan Seydelmanns doch zuletzt eine Monotonie ist." Und David Friedrich Strauß schreibt in seiner Schrift über „Nathan": „Dies ist auch ein Wink für Schauspieler; freilich nicht in Nathans Sprache den jüdischen Dialekt anklingen zu lassen, wie dies mit grober Verkennung zwischen dem idealen Schauspiel und der Komödie schon geschehen ist; aber eine gewisse Schlauheit, die Menschen herumzuholen, ein sich Schmiegen und Kleinmachen, um seine Zwecke, die freilich bei ihm die reinsten und höchsten sind, zu erreichen, auch in seiner Ausdrucksweise neben der dialektischen Schärfe eine Neigung zu Bild und Gleichnis sind echt-orientalisch-jüdische (letzteres allerdings auch wieder persönlich Lessingsche) Züge, die der in Nathan dargestellten Idee zu einer sehr bestimmt ausgeprägten Verkörperung verhelfen. Erinnerte uns oben die Erzählung von den drei Ringen an die Geschichte mit den drei Kästchen im ‚Kaufmann von Venedig', so wird man kaum umhin können, bei dem Juden des Lessingschen Stückes an den Shakespearischen, freilich als das reine Widerspiel von jenem zu denken. Wie in Shylock der Jude den Menschen nahezu aufgezehrt hat, so ist bei Nathan der Jude bis auf wenige formelle Spuren im Menschen aufgegangen." Also auch hier wieder Nathan und Shylock. Und ebenso treten sie bei Erich Schmidt auf, dessen Darstellung mir hier und da von der Fischers, obwohl er ihn nicht nennt, abhängig zu sein scheint. Sagt Fischer zum Schluß: „Mit Recht heißt diese Dichtung ‚Nathan der Weise', denn sie ist im echten und tiefen Sinne des Worts ein Buch voller Weisheit, dem Lessing einen Ausspruch aus dem Munde eines der tiefsinnigsten unter den alten Philosophen wohl zum Motto geben durfte: ‚Tretet ein, auch hier sind Götter' ", so beginnt Erich Schmidt seine Darstellung gleich damit, den „Nathan" eine „klassische Gabe der Kunst und Weisheit" zu nennen. Auch er erkennt die jüdische „Dialektik" in Nathan, spricht aber doch auch noch, mehr im Anschluß an Schwarz, von dem „positiven" Evangelium der Ringparabel, von dem „humanen" Nathan-Evangelium des dritten Reiches, ja geradezu von einem Evangelium der Liebe. Bei der Erwähnung der Äußerung des Klosterbruders, „daß unser Herr ja selbst ein Jude war", kann sich Erich Schmidt nicht enthalten zu sagen: „Hatte doch Luther, wie viel Arges er oft gegen Israel vorbrachte, schon 1523 die Judenfeinde in einer besonderen Schrift ermahnt, ‚daß Jesus Christus ein geborener Jude sei'." (Luther hat bekanntlich sein früheres Eintreten für die Juden, nachdem er sie kennen gelernt, durch eine scharfe Gegnerschaft wieder aufgehoben.) Später sagt Schmidt aber: „Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und das Huminitätsevangelium zur besonderen Ehrung Eines Volkes gedichtet." Eigentlich kann man ja Erich Schmidt nie so recht fassen, wie er denn auch noch wieder von dem einseitigen Bestreben des Rationalismus,

allen Glaubensgehalt zu verblasen und nur die sittliche Aufklärung gelten zu lassen, im „Nathan“ und zum Schluß doch wieder von der edel ergetzenden und tief erbauenden Macht des starken Gedichts redet, das Tausende und Abertausende im Kultus des Schönen [?] und Guten befestigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen [?], menschenfreundlichen Gedanken ins Leben entlassen habe. Man ist, nachdem man all das lauwarme Wasser über den „Nathan“ genossen hat, wirklich froh, zu einem so scharfen Gebräu wie dem Dührings zu kommen.

Den Anfang der Ausführungen Dührings habe ich schon früher angeführt: „Lessing hat keinen Sinn für wirkliche geistige Freiheit. Er hat stets nur die einigermaßen vom allergröbsten Aberglauben purifizierten Judenanschauungen im Sinne, und hiermit stimmt es auch vorzüglich, daß ihm die starken und freien Geister nicht homogen sind. Seine Freiheit in der Religion reicht nicht weiter als bis an den Judengott.“ Und nun setzt der Kampf gegen den „Nathan“ ein: „In diesem bornierten Sinne ist auch sein Schauspiel ‚Nathan der Weise‘ oder, wie es bezeichnender heißen sollte, ‚Melchisedek der Verschmitzte‘, ausgeführt. Wie schon früher gesagt, würde man sich bloßstellen, wenn man dieses Schaustück unter die dichterischen Erzeugnisse rubrizieren oder auch nur wesentlich als eine wahre Bühnenkomposition gelten lassen wollte. Es ist im Grunde keines von beiden, sondern eine Streitschrift für die Judenschaft, aber eben eine Streitschrift in der äußeren Form eines Theaterstücks und sogar in Versen. An dieser Verherrlichung des Judentums ist nichts eigentümlich Originales, was einem Lessing selbst angehörte. Die Hauptwendung, nämlich die Vorschiebung der Religion [an Stelle der Rasse] ist uralte Judenmaxime. Lessing hatte sie seit seinem Jugendjudenstück, in welchem er wirklich täppisch zugriff und die sonstigen Judeneigenschaften handgreiflich beschönigte, praktizieren gelernt. Der sachliche Kernpunkt aber, an den sich das ganze Stück angesetzt hat, ist eine Entlehnung aus Boccaccios ‚Decamerone‘. Es ist dies die ziemlich bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche die drei Religionen, nämlich Judentum, Muhamedanismus und Christentum vorstellen. Bei Boccaccio ist sie eine der ersten Erzählungen seines Werkes, hat einen einfachen natürlichen Charakter und füllt demgemäß nur ein paar Seiten. Da sie in der Lessingschen Verwendung zu etwas Unnatürlichem verzerrt ist, so muß ich hier an ihre originalen Hauptzüge erinnern. Der Sultan Saladin will einen reichen Juden Melchisedek zum Zwecke von Geldgeschäften in die Enge treiben und legt ihm die Frage vor, welche von den drei Religionen die rechte sei. Dieser Jude aber ist verschmitzt genug, um sich durch eine Geschichte von drei Ringen herauszureden. Der Sultan nimmt die Ausrede gut auf und stellt sich mit dem Juden auf einen guten Fuß. Offenbar ist er inne geworden, daß er auf diese Weise von dem verschmitzten Geizhals (denn als solcher stellt Boccaccio den Juden hin) den besten, sozusagen finanzministerlichen Nutzen ziehen werde. — Die von Melchisedek vorgebrachte Ringgeschichte hat, genauer betrachtet, einen nicht uninteressanten Sinn. Ein kostbarer Ring wird von Vater zu Sohn immer so vererbt, daß jedesmal der liebste der Söhne ihn erhält. Nun findet sich aber später einmal ein Vater in der Verfassung, keinen von seinen drei Söhnen sichtbarlich verletzen zu wollen. Er hilft sich damit, daß er zwei so ähnliche Ringe machen läßt, daß äußerlich keine Unterscheidung der Echtheit

möglich ist. So wissen denn schließlich die drei Söhne beziehungsweise deren Nachkommen nicht, wer den echten Ring habe. Der Jude gibt schließlich dem Saladin die Antwort, daß sie zur Zeit noch über die Echtheit streiten. Wenn Saladin sich die zweideutige Wendung gefallen läßt, so ist zu dem schon angegebenen Grunde, daß er die Verschmitztheit des Juden verwerten will, auch noch zu veranschlagen, daß er selbst als Orientale für solche Märchen und deren Schliche einen gewissen Geschmack und entsprechende Anerkennung haben muß. Für die mehr verstandesmäßigen europäischen Völker ist solcher Pfiff etwas zu dürftig, um ihnen, ich will nicht sagen, zu imponieren, sondern auch nur als Beurkundung einer verwertbaren Eigenschaft etwas Sonderliches zu gelten. Juden aber und andere Orientalen können sich gegenseitig mit Märchen abspeisen und eine Art Witz geltend machen, der uns kaum ein Achselzucken wert erscheint. — Die Erzählung des Boccaccio hat aber, wenn man sie schärfer betrachtet, eine Seite, die außerhalb alles Orientalismus, des jüdischen wie des nichtjüdischen, liegt. Man denke nur ein wenig. Der Jude ist vollkommen richtig gezeichnet. Er ist, wie gesagt, reich, geizig, verschmitzt, hält an seiner Judenreligion fest und versteckt hinter der anscheinenden Unbestimmtheit der Entscheidung über die drei Religionen sogar eine arge Sottise gegen die beiden nichtjüdischen. Der echte Ring mit den vorzüglichen Eigenschaften ist nämlich der alte; das sollte auch kein Kind bei dem Märchen vergessen! Die beiden anderen Ringe sind Fälschungen, die der Papa (wohl aus Schwäche) hat vornehmen lassen. Christus und Muhammed sind demgemäß als seine neuen Goldschmiede und unechten Ringmacher zu betrachten, und der echte alte Ring, das Judentum, bleibt in vollster auserwählter Glorie, trotz alles Streites spätester Ringerben, bestehen. Boccaccio selbst hat jedenfalls, wenn er überhaupt mit der Geschichte etwas Besonderes hat sagen wollen, etwas anderes beabsichtigt, als die Meinung des Juden ohne weiteres gelten zu lassen. Von seinen italienischen Lesern und überhaupt von der Mehrzahl seiner Leser konnte er annehmen, daß sie in das Judentum nicht verliebt sein würden und auch den Juden Melchisedek nicht für ihr Urteil würden maßgebend werden lassen. Wenn also die zwei späteren Religionen für den einsichtigen Leser der Geschichte als nach dem Judentum angefertigte Ringe erscheinen, so hat Boccaccio selbst hiermit allen drei Religionen mitgespielt. Mag er sich dabei auch gedacht haben, was er wolle, so ist tatsächlich die ganze Zeichnung für alle drei nachteilig genug. Es wäre auch wahrlich kein Wunder, wenn jener Priestergegner aus dem 14. Jahrhundert, der die Roués seiner Geschichten mit Vorliebe aus den Klöstern und der Geistlichkeit entnahm, die Religionen überhaupt hätte treffen wollen. — Auf letzteres kommt jedoch an sich wenig an. Die Hauptsache ist, daß Lessing das Geschichtchen in einer Weise verwertet hat, welche für den Vergleichenden die Komik rege machen muß. Bei dem Juden Melchisedik ist es charaktergemäß, daß er sich mit einem Schliche hilft. Er sagt mit derselben Geschichte zweierlei. Der mehr maskierte Sinn der Geschichte ist die Echtheit des Judentums und die Unechtheit von Muhammedanismus und Christentum; der äußerlich erzeugte Schein und gleichsam das Zugeständnis an die Fragesituation ist aber die Unentschiedenheit des Streites, welcher der drei Ringe der echte sei. Jede dieser beiden Bedeutungen widerspricht der andern. Scheinbar die Frage unentschieden lassen und sich mit etwas religiöser Unparteilichkeit drapieren, im Hinterhalte aber und versteckt sie doch für das Judentum entschei-

den — darin liegt eben der Judenkniff, der dem von Boccaccio gezeichneten Juden auch ganz richtig steht und zu dessen übrigen Eigenschaften paßt. Von einem Toleranzgedanken ist hierbei keine Spur. Ein solcher würde sich auch bei dem Juden wunderlich ausnehmen, da starre und zähe Intoleranz der uralte Grundzug der Judenrasse gewesen und durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Lessing aber hat sich das Geschichtchen in allen Grundzügen angeeignet und es doch zugleich völlig absurd gemacht, indem er an die Stelle des verschmitzten Juden Melchisedek seinen weise genannten Nathan setzte. Dieser ist ein Uncharakter, nämlich ein Jude, der in plumpester Art mit Edeltaten und Edelmut ausstaffiert ist, in seinen Redewendungen aber und namentlich in der Erzählung der Geschichte vor Saladin noch Extrafinten macht, die bei Boccaccios Melchisedek fehlen. Ein reicher, geiziger und verschmitzter Jude, der Jude sein, sich aber auch aus der Klemme so gut als möglich herausziehen will — das ist immerhin ein wirklicher Charakter. Ein Lessingscher Jude aber, der einen ganzen Katalog von Großmutstaten abgemacht hat und überall mit dick aufgetragenem Großsinn agiert, dabei noch höchst tolerant sein soll — das ist eine Chimäre und noch dazu eine, in der die Unwahrhaftigkeit der häßliche Fisch ist, in den als Schwanz der anscheinende Mensch ausläuft. — Ein Leser, der sich die Mühe geben will, Lessings abgeborgte Ringgeschichte mit dem Original bei Boccaccio zu vergleichen, wird überhaupt finden, daß dieses durch wahre Einfachheit und Natürlichkeit gegen die Verzerrung im ‚Nathan' vorteilhaft absticht. Lessings sittliche Art und Weise beurkundet sich nämlich in allerlei Schleichwendungen, die den auf die Diagnose eines unehrlichen Gedankengangs geübten Sinn sofort widrig berühren. Doch ein genaueres Eingehen hierauf ist für den, welcher die moralischen Allüren eines Lessing übrigens kennt und würdigt, überflüssig. Ein anderer Punkt, der zum Schluß der Sache gehört, mag aber noch berührt werden. Nachdem Saladin von des Juden Geschichte bis zur Kläglichkeit gerührt und wie ein Schulknabe zurechtgesetzt ist, kommt Lessing in Gestalt des Juden nun wieder einmal auf einen späteren Richter, der nach tausend Jahren die Echtheit des einen der Ringe bescheinigen soll. Seit der Zeit Saladins ist schon ein gut Teil Zeit davon abgelaufen; aber wir haben die liebenswürdige Perspektive doch noch in einiger Ferne. Diese Perspektive ist offenkundig nichts anderes als die bekannte jüdische. Der echte Ring, nämlich das Judentum oder, was tatsächlich dasselbe heißt, die Judenrasse soll in aller Glorie vor allen Völkern in einer vom höchsten Richter anerkannten Weise strahlen und alle Herrlichkeit und Herrschaft haben [man vergleiche übrigens die Prophezeiung in der Rettung des Cardanus!]. — Wenn dieser vom Judentum auf die Geschichte gezogene und von dem Judenanwalt Lessing girierte Wechsel nun aber von den Völkern nicht akzeptiert wird? Wie dann? Bleibt der Judenring auch dann noch der echte? Von Lessing ist er nicht einmal echt in den ‚Nathan' übernommen; das ist ein böses Anzeichen. Bei Boccaccio war er doch noch Gold. In der Perspektive von Lessing glänzt er aber schon sichtlich nur noch wie Messing, und für die Judenrasse wird er trotz alles beschnittenen und unbeschnittenen Goldes, über welches sie verfügt, doch wohl mit den Zukunftseigenschaften des Ringes M—essing bleiben; denn das reimt sich nach meiner Überzeugung allein auf Lessing und seine unsäglich geist—volle Judenadvokatur." Das ist Dührings Auseinandersetzung der Hauptsache. Später kommt er noch kurz auf

das Ästhetische: „Unter Lessings Händen wird ein natürliches Angesicht, wie es Boccaccios Erzählung von Melchisedek hat, gleich zur Fratze. Die Handlung des Nathanstückes, die um jene Erzählung herumgelegt ist, hat an sich keinen Wert, wenn nicht etwa den, ein Beispiel zu sein, wie man Chimären und Uncharaktere zusammenstückt. Der Nathancharakter oder vielmehr Uncharakter ist, wie schon gesagt, eine Zusammenbringung ganz unverträglicher Bestandteile, ähnlich wie im ersten Judenstück der des Reisenden. Das Falsche, ja Heuchlerische dieser mit Edeltaten vollgestopften und vor Edelmut fast platzenden, in ihren Reden aber doch unwillkürlich eine schlechte Moral verratenden Judenfiguren blickt überall durch. Oben bei Gelegenheit des Judenstückes haben wir ein Beispiel davon eingehend analysiert. Wir würden kein Ende finden, wenn wir auch noch dem Lessingschen Nathan nachlaufen und ihm auch im Detail, wo die schlechte Judeneigenschaft durch den Umhang plumpester und bisweilen geradezu naturgesetzwidriger Großmutstaten hervorguckt, seine Redensarten und entsprechende Weisheit zergliedern wollten. Die übrigen Personen haben natürlich auch von der Lessingschen sittlichen Mitgift aufzuweisen. Hierzu kommt aber noch, daß die Nichtjuden absichtlich in einer Weise gezeichnet sind, um dem Juden als Folie zu dienen. Sie nehmen sich um so kläglicher aus, je mehr sie Christen und nicht Muhammedaner vorstellen sollen." — Wie Dühring nicht in die Einzelkritik des „Nathan", will ich nicht in die seiner Ausführungen eintreten. Das ist natürlich unzweifelhaft, daß der „Nathan" wenn er auch nicht als Streitschrift für die Judenschaft geschrieben ist, doch als solche gewirkt hat und von den Juden selbst als solche angesehen worden ist. Ganz folgerichtig bringt Dühring denn auch dem Märchen von den tausend Dukaten, die Lessing nach einer Wiener Zeitungsnotiz für die Herausgabe der Fragmente erhalten haben sollte, Glauben entgegen (wie übrigens auch Brunner). Er schreibt: „Ein besonderes Beispiel von der Art, wie er sich wand und drehte, ist seine lahme Bestreitung der Journalnotiz, daß ihm die Amsterdamer Judenschaft für seine Herausgabe der Fragmente des Reimarus, also im Wesentlichen für seine sogenannte Aufklärerei, die aber im Grunde eine Judenanwaltschaft war, ein Geschenk von 1000 Dukaten gemacht habe. Hier verteidigt er sich als einen dritten, nämlich als Herrn Lessing, unter dem Namen seines Stiefsohns; denn diese angebliche Verteidigung seitens des Stiefsohnes ist, als von Lessing selbst geschrieben [‚Man mag immer glauben, daß ich diesen Bogen wenigstens doch nachgesehen', schrieb er, wie wir gesehen haben, am 22. Januar 1780 an Elise Reimarus; ‚wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringste Unwahrheit herein korrigieret'], in den Ausgaben seiner Werke jetzt schönstens zu finden und entspricht auch seiner sonstigen Schreibart. In dieser Verteidigung ist er nicht bloß kleinlich, sondern unwahr. Er schreibt dort die Gegnerschaft des Pastors Goeze gegen ihn dem bloßen Ärger darüber zu, daß er als Bibliothekar dem fraglichen Pastor nicht gefällig genug gewesen sei. Mit weit besserm Recht könnte die ganze einseitige und feindselige, mißgestaltete Kritik Lessings gegen Voltaire an den Ärger darüber angeknüpft werden, den der von dem Judenverächter Voltaire mit der Manuskriptentwendung abgefaßte Lessing gegen den Abfasser nach dem bekannten sprichwörtlichen Grundsatz empfand, den zu hassen, den man verletzt hat (oderis quem laeseris). Um jedoch auf die jüdischen Dukaten für die Judenanwaltschaft und für die Herunterbringung aller Religion auf

einen dürftigen Gottesglauben zurückzukommen, durch den alle Religion auf Judentum reduziert wird — um diese 1000 Dukaten nicht zu vergessen, so weiß Lessing unter der Maske seines Stiefsohns nichts weiter vorzubringen als diese Notiz dreist Goeze unterzustellen, um sie hierdurch, als von einem Feinde herrührend, unwahrscheinlich zu machen. Doch der jüdische Götze namens Lessing, wenn richtig gekannt, wird niemanden davon überzeugen, daß er seine Dienste als Judenanwalt stets gratis besorgt habe, gleichviel wie sich der Succurs zwischen klingender Münze und anderartigen Leistungen verteilte. Bekanntlich brauchte Lessing als Spieler um hohe Einsätze viel Geld." Es wundert mich eigentlich, daß Dühring nicht angenommen hat, die 1000 Dukaten seien Lessing für den „Nathan" verliehen worden, dessen Erscheinen im Mai 1779 liegt, während die Notiz erst im Dezember 1779 erfolgt — was gingen die Amsterdamer Judenschaft die Fragmente an?*) Aber Nathanschwärmer waren wohl auch gleich in Amsterdam möglich, zumal der zwischenvölkische Zusammenhang der Judenschaft, wie z. B. auch Mendelssohns Briefe beweisen, damals wie immer eng war. „Wenns für den ‚Nathan' wäre!", scherzten auch, wie Erich Schmidt berichtet, Lessings Freunde; „denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Dukaten, auch um wackere jüdische Gläubiger zu befriedigen." — Sehr scharf ist Brunner hinter den tausend Dukaten her und weist nicht nur auf das Hazard-, sondern auch auf das in einem Briefe an Eva König belegte Lotteriespiel Lessings hin. Man könnte sich auch wundern, daß Lessing nicht selber mit einer offenen, mannhaften Erklärung dem Dukatenmärchen entgegengetreten. Ich werde ihm jedoch niemals Glauben schenken. Hätte Lessing wirklich Judenblut gehabt, dann hätte er seine Stellung ganz anders ausgenutzt und nicht, um den „Nathan" schreiben zu können, sich mühsam einige hundert Taler bei einem Juden auf Wechsel geliehen. Zur Vertretung ihrer Vorteile haben die Juden immer sehr viel Geld übrig gehabt, wie sie es denn auch in der Hauptsache sind, die im heutigen Deutschen Reiche die Wahlen der ihnen geneigten Parteien machen.

Soll ich nun zum Schluß auch meine Meinung über den „Nathan" sagen, so verweise ich zunächst auf die Ausführung in meiner „Geschichte der deutschen Literatur": „Man hat das letzte dichterische Werk Lessings, ‚Nathan der Weise', als den größten Antigoeze bezeichnet, und in der Tat ist er aus den theologischen Kämpfen seiner letzten Zeit erwachsen. ‚Nathan' ist das hohe Lied der Toleranz, aber er ist weder der Preis der religiösen Verwaschenheit noch eine Schutzschrift für die Juden. Ein Tendenzgedicht ohne Zweifel und mit den Fehlern des Tendenzgedichtes, was in der Richtung der Tendenz liegt, auf Kosten der Objektivität stark zu übertreiben und die momentane Konstellation als dauernd zu setzen. Als Lessing den ‚Nathan' schrieb, da herrschte noch die Intoleranz, da gab man sich keine Mühe, andere Rassen und Religionen zu verstehen, da war das Christliche durch das Konfessionelle nahezu erdrückt und das ethische Prinzip aller Religionen unter dogmatischem Wust verloren; da hatte der Dichter das Recht, sein Ideal der Menschlichkeit aufzustellen und das Gemeinsame dem Tren-

*) Nach der Angabe R. Riemanns in seinem „Lessing" (Reclams Dichterbiographien), die ich nirgends bestätigt finde, soll das Wiener Diarium von der Gewährung der 1000 Dukaten für die Unterdrückung der antisemitischen Stellen der Fragmente gefabelt haben. Von ihnen hätte man in Amsterdam doch nur etwa durch Moses Mendelssohn wissen können.

nenden gegenüber energisch zu betonen. Aber Lessing sah die Dinge genau so unhistorisch wie seine Gegner — die Extreme berühren sich — und wir, die wir inzwischen historisch zu sehen gelernt haben, dürfen natürlich nun auch das Trennende dem Gemeinsamen gegenüber kräftig hervorheben, Lessing würde es wahrscheinlich selbst tun, wenn er unter uns lebte und die Gefahr des Charakterloswerdens aller Kultur erkännte. Wir zweifeln keinen Augenblick mehr, daß das Christentum als Religion, nicht bloß als Sittenlehre, dem Judentum und dem Mohammedanismus ganz entschieden überlegen ist, und wir würden in einem objektiven Werke — und das sollen alle dramatischen sein — allerdings mit Recht verlangen, daß der Vertreter des Christentums neben denen der beiden anderen Religionen als die geistig höchststehende Persönlichkeit hingestellt würde, zumal unsere Religion a priori die Idee der Toleranz in sich birgt, die beiden andern aber nicht. Für seine außerpoetischen Zwecke, seine Toleranzpredigt an die Christen, die dem Geiste ihrer Religion untreu geworden waren, brauchte Lessing jedoch die Überlegenheit der beiden andern Religionsvertreter, zumal des Juden. Die Rassefrage, um auch das zu berühren, liegt ganz außerhalb seines Gesichtspunktes. Er hat übrigens den Juden, ehrlich, wie er als Dichter sein mußte, nicht ganz der Rassenzüge beraubt, wie er denn ja auch an Hermann Samuel Reimarus' entschiedenem Antisemitismus (‚Die ganze Rasse taugt nicht'), den Moses Mendelssohn merkte, keinen sonderlichen Anstoß genommen zu haben scheint. Auch soll ihm die ‚Einfalt' des Klosterbruders, die ethisch vielleicht mehr ist als Nathans Klugheit, von unserm modernen Standpunkt aus als unbewußtes Verdienst angerechnet werden. — Rein als Dichtung gesehen, beweist ‚Nathan', wie nahe Lessing den Franzosen im Grunde seines Herzens doch immer noch geblieben war: Voltaires ‚Mahomet' und ‚Zaire' ergeben ungefähr, nun, sagen wir die poetische Atmosphäre der Dichtung, die als Ganzes sicher weniger deutsch-selbständig ist als ‚Minna von Barnhelm' und ‚Emilia Galotti'. Aber sie ist es im einzelnen, sie löst das Detail, so darf man vielleicht sagen, aus dem Banne der Antithese und der Pointe, in dem Lessing immer noch bis zu einem bestimmten Grade gewesen war, sie schafft, durch die Wahl des Blancverses unterstützt, einen behaglichen Realismus, der seitdem immer ein Ideal bei uns geblieben ist. ‚Nathan der Weise' ist keine Tragödie, wer die Maßstäbe dieser Form an das Werk legt, wie es u. a. Schiller und Fr. Th. Vischer getan haben, begeht ein Unrecht, er ist aber in der Charakteristik (bis auf Recha, deren Naivität die der Judenmädchen auf unseren Bühnen ist) vortrefflich und als Drama so gut gebaut, wie es bei einem Tendenzstücke, das um eine Parabel herum kristallisiert wurde, möglich war. Ein ‚dramatisches Gedicht' hat Lessing selber das Werk genannt, und wir haben seinesgleichen seit seinen Tagen nicht mehr gesehen; denn der ‚Faust' gehört einer höheren Sphäre an. Soll die Bühne als Kanzel dienen, so kann Erfreulicheres, ja Schöneres wie Lessings ‚Nathan' für sie nicht geschaffen werden, womit freilich nicht gesagt ist, daß nun auch alle Zeiten die Predigt gleich beurteilen müßten." — So schrieb ich im Jahre 1900 über den „Nathan", und man wird mir zugeben, daß die Sache schon ein bißchen anders aussieht als beispielsweise bei Gervinus. Ich habe nun den „Nathan", ehe ich irgend etwas über ihn las, wieder vorgenommen, und ich kann nicht leugnen, daß er mir jetzt einen stark jüdischen Eindruck machte, daß der jüdische Eindruck sogar vorherrschend war. Das kann an mir lie-

gen, der ich seit dem Jahre 1900 ja mit dem Judentum allerlei Erfahrungen gemacht habe, das kann aber auch recht wohl im Charakter des Stückes, das wir früher ja alle unter dem Banne einer starken „Suggestion" betrachtet haben (auch ich hatte z. B. Erich Schmidts „Lessing" im Jahre 1900 gelesen), begründet sein. Ich denke, wenn ich von jenem Eindruck rede, zunächst nicht an den Zweck des Stückes und an seinen Ideenhintergrund, ich denke auch nicht an das von Gutzkow und Strauß unzweifelhaft mit Recht hervorgehobene Judentum Nathans in Gedankengang und Sprache, es schwebt mir die ganze dichterische Art des Dramas vor. Vor allem fiel mir beim Wiederlesen die in der Tat stark übertriebene Verwendung von Edelmut oder, wie Dühring sagt, plumpester und bisweilen geradezu naturgesetzwidriger Großmutstaten auf. Ich unterlasse es, zahlenmäßig festzustellen, wie oft Nathan und Saladin geben oder geben wollen, wie oft von ihrer Wohltätigkeit die Rede ist — selbst der Klosterbruder, der doch durchaus keine Bedürfnisse hat, muß es sich gefallen lassen, von Nathan beschenkt zu werden, und Saladin zeigt die stärkste Besorgnis, daß nur die Christenpilger nicht mit leeren Händen vom heiligen Grabe abziehen. Das ist denn doch wirklich übertrieben. Daß auch noch Sittah und selbstverständlich der Derwisch Al Hafi und sogar die Mamelucken als „edel", mit fremden Gelde allerdings, hingestellt werden, verbreitet in der Tat einen jüdischen Edelmutsdunstkreis über das ganze Stück — ich sage jüdisch; denn es ist eine jüdische Eigenschaft, mit solchem Edelmut, solcher Großmut und Wohltätigkeit zu prunken, wie ich es im Notfall sogar aus den Stücken Ludwig Fuldas nachweisen könnte. Dabei will ich die stärkste Großmutstat des ganzen Stückes, die Annahme des Christenkindes durch Nathan, nachdem ihm eben Frau und sieben hoffnungsvolle Söhne durch die Christen ermordet worden, nicht einmal angreifen, obgleich mir sieben Söhne auch ein bißchen zuviel sind. Aber dieser höchste Edelmut führt mich auf die zweite jüdische Schwäche des Stücks, auf die Rührseligkeit. Ich gebe zu, daß sie bis zu einem bestimmten Grade in der Zeit lag, so daß ihr auch Lessing, der Verstandesmensch, nicht ganz entgehen konnte, aber Nathans Träne auf dem Mantel des Tempelherrn und Saladins stürmische Hingabe an Nathan nach der Erzählung des Ringmärchens („er stürzt auf ihn zu und ergreift seine Hand, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt") und zuletzt doch auch die Art der Erzählung der Annahme Rechas muten mich in der Tat etwas jüdisch an. Ferner ist mir hie und da die aufgetragene jüdische Biederkeit aufgestoßen, vor allem natürlich bei Nathan, so wenn er sagt (II, 5): „Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen" — aber selbst beim Tempelherrn ist sie hie und da. Jüdische Klugheit und Geschicktheit findet sich auch nicht bloß bei den Juden des Stückes, findet sich bei Sittah und findet sich selbst beim Klosterbruder trotz seiner Einfalt, der „Bonmots" wie das über die Sünden gegen den heiligen Geist sicherlich nicht zugeschoben werden durften. Sehr reizvoll ist in dieser Hinsicht, als unfreiwillig jüdische Figur Recha. Ich habe, wie die Anführung aus meiner Literaturgeschichte zeigt, schon immer den Eindruck gehabt, daß sie ein richtiges Judenmädchen sei — Erich Schmidt findet, daß in ihrer Entwicklung ein Glied fehle, aber ich glaube, daß die anfängliche Schwärmerei und die spätere Kaltblütigkeit im jüdischen Wesen recht gut unvermittelt zusammengehen. Sehr bezeichnend ist mir beim letzten Lesen auch ihr ganzes Auftreten im letzten Akt mit Sittah zusammen erschienen.

wie sie da klug redet, so daß man es ihr durchaus nicht glaubt, daß sie keine Bücher gelesen habe, wie sie Sittah schmeichelt und sie schon nach zehn Minuten ihre Freundin und Schwester nennt, wie sie auch Saladin gegenüber den rechten Ton der Schmeichelei („Abglanz ewiger Gerechtigkeit und Güte in seinen Augen!") sofort findet! Sie hat auch, wie schon in meiner Literaturgeschichte gesagt, die falsche, die Bühnennaivität, die man uns seit den Tagen Lessings so oft als echte hat aufreden wollen. Das führt uns zu dem Ton des ganzen Stückes. Ich bestreite nicht, daß Goethes Kennzeichnung des Stils Lessings in seinen drei Dramen: „knapp in der ‚Minna', lakonisch in der ‚Emilia Galotti', heitere Naivität im ‚Nathan'" im ganzen stimmt, aber eine bestimmte jüdische Abtönung dieser „Heiterkeit" glaube ich doch überall zu empfinden, auch stört mich das Zuviel des „Dialektischen" und die übertriebene Anwendung der Frageform, die schon früher getadelt worden ist: „Als ein Beweis für die Armut und Manier des Dialoges", schrieb (nach Brunner) Heinrich Bone, Herausgeber eines deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten, „mag hier angeführt werden, daß das Stück über 1000 Fragezeichen und wohl noch mehr Ausrufungszeichen enthält, die Worte, die der eine spricht, wiederholt der andere in Fragen, z. B. ‚Recha war bei einem Haar mitverbrannt'. — ‚Verbrannt? Wer? Meine Recha?' Von poetischer Sprache kann gar keine Rede sein." Allerdings überwiegt das Verstandesmäßige, und die jüdische Neigung zu grands et bons mots wäre, wie schon angedeutet, auch nachzuweisen, muß doch selbst der Tempelherr, meiner Ansicht nach die natürlichste und beste Gestalt des Ganzen, da mit tun. Überhaupt ist das ganze Drama in zu hohem Grade durchsichtig, der natürliche Hintergrund nicht mächtig genug, die Handlung zu spärlich, die Stimmung selten voll. Beispielsweise: Ist jemand im Stande die wirkliche Geschichte Assads, auf den die Christendamen erpicht waren, der dann eine deutsche Adelige heiratete und im Kampfe gegen den eigenen Bruder starb, ausreichend zu entwickeln? Und doch hängt von ihr im Grunde ja alles ab. Voll herausgekommen ist, wie das übrigens ja auch schon die erste wichtige Kritik, die Johann Jakob Engels, zugibt, eigentlich nur das Lehrgedicht, die Duldungspredigt, und so tut man gut, den Vergleich mit Goethes „Faust" ein für allemal fallen zu lassen.

Jedoch man soll darum den „Nathan" nicht ganz aufgeben und auch die Schlüsse Dührings auf Judenhaftigkeit oder gar Judenart nicht ohne weiteres ziehen. Um zunächst diesen letzteren Punkt zum Austrag zu bringen: Kann man, was einen als jüdisch im „Nathan" anmutet, nicht doch vielleicht ausreichend aus Lessings jüdischem Verkehr erklären? Das Verhältnis zu Mendelssohn hatte ja nun lange Jahre gedauert und doch auch manche andere nach sich gezogen, so daß Lessing, als er an sein neues Judenstück ging, sich ohne Mühe in „orientalische" Luft versetzen konnte, und als er einmal drin war, ging natürlich unwillkürlich auch sehr vieles von dem orientalisch-jüdischen Geiste auf das ihm eigentlich Abgewandte über. Dann war ja Lessing zweifellos vorwiegend Verstandesmensch, und die Zeit der Aufklärung, die ja im ganzen judenfreundlich, ja, nach Danzels Ausdruck „judaistisch" war, hatte stark auf ihn abgefärbt. Gewiß, Herder, Goethe, Schiller sind, obgleich sie auch dem „Humanismus" gehuldigt haben, doch im ganzen judenfeindlich geblieben, aber sie stehen im Grunde schon in einer anderen Entwickelung, die mit dem Sturme und Drange ansetzt, und die auch wir vielleicht noch nicht hinter uns haben — ich möchte sie

einfach die völkische nennen. Daß wir aber durch die Aufklärung hindurch mußten, daß die Duldungspredigt einmal notwendig war, unterliegt keinem Zweifel, und so wird man „Nathan dem Weisen“ seine Zeitbedeutung nie rauben können. Er ist auch dichterisch die Höhe des vorklassischen, noch von den Franzosen abhängigen Dramas. Heute darf man ihn im ganzen als veraltet hinstellen, und zwar sowohl als Drama, obwohl das Bühnengeschick Lessings noch immer leidlich erfolgreiche Aufführungen ermöglicht, wie als Geisteswerk. Im besondern der Beweis für die geistige Rückständigkeit des Werkes ist leicht zu führen. Auch wir sagen heute wieder mit dem Tempelherrn: „Jud ist Jude“, denn wir haben heute das jüdische Wesen viel deutlicher erkannt, als es Lessing kannte, dem C. Schrempf mit allem Recht eine merkwürdige Leichtgläubigkeit zuspricht, und wissen sehr genau, daß sich bei diesem Volke der Einzelne noch sehr viel schwerer von seinem Volkstum löst und zu selbständiger Einzelentwicklung gelangt als bei andern Völkern. Wir sind auch der Meinung, daß für die Juden reich und weise immer so ziemlich das Nämliche war, schwören aber für uns zu der Meinung des Tempelherrn: „Der reichere Jude war mir nie der bessere.“ Wenn Sittah fragt: „Wär es wirklich so, daß selbst der Beste seines Volkes seinem Volke nicht ganz entfliehen kann?“, wenn Nathan meint: „Wir haben beide uns unser Volk nicht auserlesen. Sind wir unser Volk?“, so antworten wir heute herzhaft mit Ja und lassen uns durch spitzfindige Fragen wie: „Was heißt denn Volk?“ nicht mehr irre machen. Die Frage: „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?“ verwandeln wir allerdings in die: „Sind Deutscher und Jude eher Deutscher und Jude als Mensch?“, antworten aber auch dann wieder mit entschiedenem Ja, denn Menschheit ist uns mit Goethe ein „Abstraktum“. Übrigens hatte Lessing selber doch noch eine dunkle Ahnung, daß Rasse und Volk mehr bedeuten als Religion (insoweit diese nicht Ausfluß der Rasse ist), er spricht oder läßt vielmehr den Tempelherrn einmal von der Stimme der Natur sprechen, die Nathan durch die jüdische Erziehung der Recha verfälscht, von der Ergießung des Herzens, die er verlenkt habe, da sie, sich selbst überlassen, ganz andere Wege nehmen würde — unmöglich kann er doch da an die Religion gedacht haben, obgleich die Vermanschung von Volkstum, Religion und „Konfession“ heute ein gewöhnlicher jüdischer Trick ist. Nein, ein Jude kann nicht ein Jude zu sein verlernen, wie auch der Tempelherr einmal meint, auch nicht, wenn er seine Religion ändert, und das Blut macht in der Tat den Vater, die Abkunft bestimmt Wesen und Entwicklung eines Menschen, mag auch die Erziehung nicht ganz ohne Einfluß sein. Aber diese Dinge streiten wir heute gar nicht mehr. Was nun aber die berühmte so oft zitierte, so oft uns Antisemiten entgegen geworfene Stelle, daß unser Herr Christus selbst ein Jude war, anlangt, so ist sie seit längerer Zeit auch für uns erledigt: Wir glauben nicht mehr an das Judentum, die jüdische Herkunft Christi, wir finden in seinem arischen Blute die Ursache seines Auftretens gegen den jüdischen Geist. Die Juden und auch in ihrem Banne befindliche Deutsche, selbst Gelehrte tun immer noch so, als sei das eine ganze lächerliche Annahme, aber es steht bekanntlich in der Bibel selbst (1. Makk. 5, 22), daß alle Juden aus Galiläa fortzogen, und schärfer als Jesus selbst (Joh. 8, 44) hat doch niemand gegen die Juden gesprochen. Jedenfalls haben wir das Recht zu glauben, daß Christus kein Jude war, wenn wir denn nicht wissen können. Unsere Religion, jede Religion aber beruht, auch nach

Lessing, auf dem Glauben. — So gilt denn der „Nathan" heute bei Leuten, die urteilen wollen, nicht allzuviel mehr: C. Schrempf beispielsweise spricht davon, daß man die geistreiche Bühnenwahrheit, die das Stück demonstriert, zu einer Religionsphilosophie von zweifelhaftem Wert aufgebauscht habe, und meint, daß auch die künstlerische Darstellung der Idee Lessing nicht recht geglückt sei. So ist auch die Stellung, die Lessing zur Religion überhaupt einnahm, heute im ganzen wieder aufgegeben. Nicht, daß wir rückständig, reaktionär geworden wären, wir haben nur erkannt, daß der Versuch der Aufklärung, die uralte Weisheit der Völker durch nüchterne Verstandesschlüsse zu ersetzen, unsinnig war, und im übrigen die uralte Weisheit, so gut es irgend möglich war, durch wahre Wissenschaft zu begründen gestrebt. Unsere Gegner mögen nur kommen, auch wir haben den echten Lessinggeist, der sich durch Drohungen nicht bange machen, auch den, der sich durch „Sophistik" und „Suggestion" nicht verwirren läßt. Was aber die berühmte Duldung anlangt, so sagen wir mit Kuno Fischer: „Es gibt eine Duldung, welche die Welt täglich empfiehlt, welche die meisten auch wirklich üben und sich wohlgefällig als Tugend anrechnen. Ist sie eine Tugend — diese Duldung —, so gehört sie wenigstens zu den Tugenden, vor welche die Götter den Schweiß nicht gesetzt haben! Denn sie ist das Leichteste der Welt. Man braucht zu dieser Duldung nur stumpf, nur gleichgültig zu sein gegen den Glauben der Menschen. Ist dieser Glaube einmal in jenen Haufen geworfen, den man mit einem wohltuenden Kollektivum „das dumme Zeug" nennt, so ist es leicht, sich nicht darum zu kümmern, doppelt leicht, weil man zugleich seinem Verstande damit eine große Mühe erspart. Ich weiß nicht, ob diese sogenannte Toleranz besser ist als ihr Gegenteil, bequemer ist sie gewiß, und ebenso gewiß ist sie die echte Toleranz nicht. Diese duldet den Glauben und die Weise des andern nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Einsicht, aus echter Menschenkenntnis, aus dem Interesse, welches Leibniz sehr schön die Liebe genannt hat, welche der Weisheit konform ist." Wenn es darauf ankommt, haben wir verschrieenen Judengegner diese echte Duldung vielleicht noch eher als unsere Feinde; denn wir bekämpfen die Juden nicht, weil sie Juden sind, sondern weil sie unser deutsches Volkstum zu vernichten oder doch zu verderben drohen.

IX.

Lessings Ende. Der Spinozastreit.

Am 9. August 1778 schrieb Lessing an seine Freundin Elise Reimarus: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist [daß er das Vermögen seiner Frau, ihren Kindern gehörend, für sich benutze]. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu tun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt: Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl recht, daß Sie mir raten, bloß, um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ Der Brief ist für die Grundstimmung der ganzen letzten Lebenszeit Lessings bezeichnend. Zwar die Schilderung Mendelssohns, daß sich Lessing durch den „Nathan“ seine ganze Stellung verdorben habe, stimmt nicht. Wenn dieser Berliner Freund, nachdem er (s. o. S. 131/32) die Behauptung aufgestellt, die „Kabale“ sei nach dem Erscheinen des „Nathan“ aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten eingedrungen, in den „Morgenstunden“ fortfährt: „Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein jeder für persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt. Sonderbar! Unter den abergläubigsten Franzosen hatte ‚Candide‘ für Voltaire bei weitem die schlimmen Folgen nicht, zog ihm diese Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem die Feindschaft nicht zu, die sich unter den aufgeklärtesten Deutschen Lessing durch die Verteidigung derselben, durch seinen ‚Nathan‘ zugezogen, und traurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüte hervorbrachte! Lessing, der, aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste Gesellschafter, der fröhlichste Tisch-

gesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine jovialische Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine" — wenn Mendelssohn so schreibt, so gerät er freilich zu den Tatsachen in starken Widerspruch: Lessing hat die Huld des Braunschweigischen Hofes, trotzdem er ein sehr schlechter Bibliothekar war, bis zuletzt nicht verloren, hat seine alten Freunde behalten und noch neue hinzugewonnen. Er war ein sehr schlechter Bibliothekar, die Schilderung, die sein Bruder Karl von seiner Tätigkeit in Wolfenbüttel gegeben, stimmt, wie wir jetzt genau wissen, durchaus nicht, und wir sind auch nicht geneigt, die Entschuldigung Erich Schmidts „Er hatte Größeres zu tun" gut zu heißen — er hatte seine Pflicht zu tun, Erich Schmidts Geschimpfe auf „die Banausen" und seine Unterschiebung, daß der Amtseid in diesem Falle eine bloße Formel gewesen sei, beirren uns da durchaus nicht. Aber für den kranken Mann haben wir allerdings jede Entschuldigung und alle Achtung vor dem Braunschweigischen Hofe und den Regierungskreisen, daß sie über die einreißende Unordnung ein Auge zudrückten. — In Wolfenbüttel selbst hatte Lessing wenig Verkehr, destomehr aber in Braunschweig, wo er eine ganze Reihe alter Freunde besaß und Mitglied eines Vereins war, in dem es oft recht heiter herging. Die Hamburger Freunde hat er nach dem Tode seiner Frau noch zweimal besucht, ist auch noch einmal bei dem alten Freunde Gleim in Halberstadt gewesen, mit Friedrich Heinrich Jacobi. Das Verhältnis zu diesem, der ihn auch gern einmal bei sich in Pempelfort gesehen hätte, ist wohl das erfreulichste seiner letzten Lebensjahre gewesen. Außerdem dürfte noch das zu Campe, dem Jugendbildner, hier der Erwähnung wert sein. Unter den Briefwechslern Lessings zu dieser Zeit steht Herder voran, Herder, der inzwischen auch „humaner" geworden war und mit Lessing in der Weltanschauung vielfach zusammenstimmte. Goethe hat die Absicht gehabt, Lessing einmal zu besuchen — es ist doch vielleicht gut, daß das nicht geschehen ist; denn wenn Lessing, ganz abgesehen von seinen bekannten Urteilen über „Götz" und „Werther", zu Jacobi die Meinung äußerte, Goethe werde, wenn er je zu Verstand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch werden, so hätte eine Zusammenkunft doch Unliebsames im Gefolge haben können. Natürlich spricht Erich Schmidt hier von halben Worten, die Jacobi in dem Sinne, den seine Verstimmung suchte, aufgenommen habe — ich glaube aber, daß sich hier die Grenze Lessings zeigt. Oder seine Krankheit? Die Doktorin Reimarus schrieb, nachdem sie ihn in Hamburg gesehen: „Jammer ist es, den Lessing zu sehen, so viel Geist, und dabei so viel Zerbrechlichkeit, immer sitzt er da, als ob er einschlafen wollte, und es kommt mir vor, daß er niemals wacht."

Erschienen sind nach dem Hervortreten des „Nathan" nur noch die beiden letzten der von uns bisher noch nicht erwähnten „Gespräche für Freymäurer" „Ernst und Falk" (1778—1780) und die schon teilweise in den Gegensätzen zu den Fragmenten abgedruckte „Erziehung des Menschengeschlechts" (Berlin 1780). „Als ‚drei Ringe' greifen das Drama [„Nathan"] und die beiden letzten Prosawerke in einander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis", meint Erich Schmidt; ich bin nicht dieser Anschauung und halte die beiden Prosawerke für noch mehr veraltet als den „Nathan". In den fünf sehr gewandten Gesprächen „Ernst und Falk" unterrichtet Falk, Lessing, einen Freund über den tieferen Sinn des Freimaurertums. Am wichtigsten ist das zweite Gespräch, in dem Lessings

politische Anschauungen deutlich hervortreten. Von Volkstum und Rasse weiß er gar nichts, das Klima ergibt die verschiedenen Bedürfnisse und ihre Befriedigungen, „folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich verschiedene Religionen", Staat, Vaterland „und dergleichen" sind ihm abgezogene Begriffe, die Stände nur durch Reichtum und etwa noch verschiedenen Anteil an der Gesetzgebung verschieden, kurz, von „Organismen" hat er keinen Begriff. Die Freimaurerforderungen heißen dann: „Recht sehr zu wünschen wäre es, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret; recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen; recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet." Man kann ja die hier ausgesprochene Gesinnung immer noch lobenswert finden, ernsthaft reden kann man mit ihr in unserer Zeit nicht mehr. Das vierte und fünfte Gespräch sind angeblich ohne Zustimmung Lessings, der seinem Herzog versprochen hatte, sie nicht herauszugeben, nach einer Abschrift veröffentlicht worden; ich weiß nicht, ob die „Vorrede eines Dritten" nicht doch Lessingsches Gepräge trägt. Bezeichnend ist, daß im vierten Gespräche gegen die Nichtaufnahme von Juden in den Orden gekämpft wird. Im fünften Gespräche fällt bei Gelegenheit einer Erwähnung des amerikanischen Aufstandes das merkwürdige Wort: „Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert." Im übrigen entwickelt hier Lessing seine nicht haltbaren geschichtlichen Anschauungen über die Freimaurerei: Nicht Masonry (Maurerei), sondern Masony (Tischgenossenschaft, Masonei) habe immer bestanden, sei eine deutsche Sitte, welche die Angelsachsen nach England verpflanzt. Ungefähr glaubt Lessing das, was Guido von List später unter dem Namen Armanenschaft neu entwickelt, und was in den mittelalterlichen Gilden und Kalandsbrüderschaften, vielleicht sogar in den Geheimverbindungen der Chinesen, ja der Neger einen geschichtlichen Hintergrund hat. Eine fesselnde Merkwürdigkeit bleiben die Freimaurergespräche auf diese Weise. — Die „Erziehung des Menschengeschlechts" ist immerhin noch mehr, ist etwas wie Weltanschauungsniederschlag. Da Lessing die eigene Verfasserschaft geleugnet, hat man einmal den Begründer der Landwirtschaftslehre Albrecht von Thaer auf eine dunkle Erklärung hin für den Verfasser gehalten und noch neuerdings allerlei Zweifel geltend gemacht. Jedenfalls paßt die „Erziehung" aber recht gut zum „Nathan". Zur Hälfte war sie schon, wie bereits erwähnt, in den Bemerkungen Lessings zum vierten Fragment abgedruckt worden, soweit sie sich mit dem Judentum beschäftigt, bis zum Auftreten Christi. Lessing setzt, wie man weiß, in dieser kleinen Schrift Erziehung und Offenbarung gleich („Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht") und nimmt dann drei Reiche oder Zeitalter an, das jüdische, in dem man vom Stammesgötzen zum Eingott gelangte und als „Bewegungsgründe" zu sittlichen Handlungen noch zeitliche Belohnung und Strafe gebrauchte, das christliche, in dem man die Unsterb-

lichkeit der Seele annahm und dem erhofften jenseitigen Leben Einfluß auf die Handlungen des irdischen einräumte, das dritte Reich, in dem man das Gute um des Guten willen tun wird, ohne Belohnungen zu erwarten. Zum Schluß taucht in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" etwas wie Haeckels „biogenetisches" Gesetz auf: „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben" — nur, daß Lessing unser eines Leben dazu nicht für ausreichend hält und deshalb die Lehre von der Seelenwanderung aufnimmt. — Auf die Einzelheiten der immerhin noch fesselnden Schrift will ich hier nicht eingehen; das ist jedenfalls sicher, daß Lessing dem Judentum eine viel zu hohe Bedeutung einräumt, weswegen denn auch schon Schopenhauer sagte, Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" sollte heißen: „Erziehung des Judengeschlechts." Auch Dühring geht natürlich scharf gegen die Schrift vor: „Wie das Nathanstück, so gehört auch ein Lessingscher sehr anspruchsvoller Aufsatz über die Erziehung des Menschengeschlechts den letzten Jahren des Literaten an. Wenn also bei diesem jemals irgend etwas reif geworden ist, so sollten sich diese letzten Offenbarungen nicht wegen Unreife entschuldigen können. Lessing hat in jenem späten Aufsatz einmal systematisch sein wollen, aber ein pedantisches Paragraphengerippe mit Systematik verwechselt. Seine äußerst langweilige, an verschiedenen Punkten auch recht unklare, schließlich sogar grob abergläubisch auslaufende Arbeit ist nur in einem einzigen Punkte vollkommen durchsichtig und zwar bis auf den Grund. Dieser Punkt ist der alte bekannte, die dreiste Verherrlichung des Judentums und die ebenso dreiste, völlig judengemäß ausgefallene Herabsetzung der bessern Völker. Lessing sagt nämlich vom Judenvolk, indem er sich zugleich als in die Pläne eines Gottes oder vielmehr dessen Gottes eingeweiht aufspielt und allgemein von Absichten Gottes redet: ‚Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.' So müßte denn also, da die ganze Abhandlung echt jüdisch von nichts als Religion handelt, das Opus jenem Hauptsatz zufolge lieber gleich heißen: ‚Die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Juden.' " Dühring spottet dann noch über die Seelenwanderung, im besonderen auch darüber, daß Lessing (§ 96) annimmt, er könne auch einmal Jude gewesen sein — „für das Gewesene gibt der Jude nichts". Sein Urteil ist insofern ungerecht, als sie nicht darauf hinweist, daß Lessing doch die Juden den reinen Gottesbegriff von den Persern übernehmen läßt und, indem er die christliche Stufe als die höhere hinstellt, vom reinen „Judaismus" abrückt. Im allgemeinen freilich ist die „Erziehung des Menschengeschlechts" für uns heute so gut geschichtlich geworden, überwunden wie der „Nathan".

Man könnte es als sinnbildlich ansehen, daß Lessing auch noch in den letzten Jahren seines Lebens mit einem Juden, in einem jüdischen Hause verkehrt, daß ein Jude an seinem Sterbelager gestanden hat. Es war Alexander Daveson (Davidsohn), „von dem wir nicht wissen", sagt Erich Schmidt, „wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten". Das ist der Judenfreund Erich Schmidt, der das sagt; wer die Juden kennt, kennen will, findet, daß Davidsohn ein ganz gewöhnlicher, sehr häufiger Judentypus ist. „Halb Kaufmann, halb Literat", fährt Erich Schmidt fort, „nicht ungebildet, aber haltlos ist er im Vagabundenleben

verdorben, gestorben. 1779 tat er in Braunschweig eine Kunsthandlung für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terrakotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalisches Werkzeug auf, und sein Laden trieb, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tode der Thronfolger und Sparmeister [Herzog Ferdinand], schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, mit rascher Kabinetjustiz Daveson ins Gefängnis warf [so ohne weiteres ging das doch nicht], da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der ihm gleich Madame Daveson manchmal gefällig war, und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedräut, im September 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing ein schönes Empfehlungswort an Mendelssohn: ‚Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrierender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoriks Klassen nun zwar nicht: und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten, sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden gibt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.‘ Daveson verließ Braunschweig bei Lessings Lebzeiten nicht. Seine Treue steht außer Zweifel [es redet immer noch Erich Schmidt], und dieser Umgang ehrt Lessings Herz, mag auch Gleim dem Hause Davidsohn einen üblen Einfluß auf Malchens [Malchen Königs, Lessings herangewachsener Stieftochter] Ton und Kleidung [!] nachsagen und das weitere Leben des unsteten Schlemihl recht zweideutig erscheinen. Auch in England war seines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr ward er in Schröders Theater grausam ausgepfiffen, als er in einem ‚attischen Deklamatorium‘ die Bühnen- und Parlamentsberedsamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meist Karl Julius Lange, schrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigierte, aus Franken verjagt, in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 seine Spur im Kotzebue-Merkelschen ‚Freimütigen‘, wo ‚Professor Lange‘ alles Mögliche zum Besten gab, über Nationalökonomie und deutschen Purismus, eine Art Novelle, Geschichtchen, frisch erzählte Lessingiana. Die Not scheint den unseligen, kleinen Publizisten ins französische Lager getrieben zu haben, so daß ihn jeder Patriot verachtete: der Herausgeber des ‚Telegraphen‘ wäre 1806 im okkupierten Berlin beinahe dem Lynchgericht erlegen; reißenden Absatz fand ein Kupferstich, wie der Teufel sein Opfer mit den Worten: ‚Der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!‘ hinabzerrte. Daveson hatte weder Glück noch Stern schon in jüngeren Jahren, und Lessing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienst, wo er helfen konnte.“ Brauche

ich zu diesen Ausführungen noch eine Erläuterung zu liefern? Ich denke, wir kennen endlich die Davesons und auch die Leute, die sie entschuldigen. Zum Überfluß sagt B. Friedländer in einer Anmerkung zu den Mendelssohn-Briefen: „Dieser Alexander Daveson war später Herausgeber des während der Anwesenheit der Franzosen in Berlin erschienenen berüchtigten Blattes ‚Der Telegraph'. Als solcher hieß er ‚Hofrat Lange' ", während Ludwig Geiger („Berlin 1688—1740") Daveson freilich entschuldigt: „Doch tut man Unrecht, sich über die vaterlandsfeindliche Tendenz gerade dieses Zeitungsschreibers zu ereifern und nur ihn als Vaterlandsfeind zu brandmarken. Denn er war nicht schlimmer als seine Kollegen." Dabei hat er selbst vorher gesagt: „Die eigentliche Tendenz des Blattes tritt darin hervor, daß es die Bulletins der „Großen Armee" wörtlich brachte, daß es über die Weltbegebenheiten durchaus im französischen Sinne und nach französischen Blättern, besonders dem „Moniteur" berichtete, daß es unaufhörlich gegen England und Rußland polemisierte, daß es die preußischen Staatsmänner und Feldherren höhnte und unwürdige Schmähungen gegen die Königin Luise wiederholte, daß es die Patrioten denunzierte, besonders eifrig gegen Kotzebue auftrat, den es als schlimmsten Franzosenfeind betrachtete, und daß es die französische Okkupation Berlins kaum als einen vorübergehenden, sondern als einen dauernden Zustand anzusehen schien." Und den elenden jüdischen Lumpen, der dies, wohlverstanden: auf preußischem Boden tat, suchen Erich Schmidt und Ludwig Geiger zu entschuldigen! Nun, man ist sich über den Königlich Preuß. Geh. Regierungsrat Geiger jetzt wohl einigermaßen klar. — Lessing kann man auch hier vielleicht mit seiner Krankheit entschuldigen, in eben dem Briefe, in dem er Daveson an Mendelssohn empfiehlt (19. Dezember 1780), schreibt er, in Erinnerung an alte Zeiten: „Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin itzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Szene ist aus." — Es war am 3. Februar 1781 bei einem Besuche in Braunschweig, daß ihn im Hause Daveson ein Stickfluß überfiel. Er wurde in sein Absteigequartier gebracht, und am 15. Februar, nachdem ihm Daveson aus Schlözers „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts", einer Zeitschrift, einen Artikel über unduldsames Verfahren der Jülich-Clevischen protestantischen Geistlichkeit vorgelesen, ereilte ihn plötzlich der Tod. Bis zuletzt also blieb er in der Atmosphäre des Pfaffenhasses, und der alte Gleim nahm eine Zeitlang an, er sei ermordet worden. Die deutschen Bühnen veranstalteten ihm zum Teil (allerdings sehr gemachte) Totenfeiern.

Einen sehr würdigen Nachruf veröffentlichte bald darauf Herder in Wielands „Teutschem Merkur" (Oktober 1781) — wir werden darauf noch kommen. Moses Mendelssohn strömte seinen Schmerz zunächst in einem (schon erwähnten) augenscheinlich für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe an den Bruder Karl aus, mit dem dieser seine Biographie beschließt: „Nicht ein Wort, mein Bester, von unserem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein, ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorsehung für die Wohltat, daß sie mich so früh, in der Blüte meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die

ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu tun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mitteilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Überhaupt war seine Mildtätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab. — Alles wohl überlegt, mein Bester, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit; sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum einer Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb ‚Nathan den Weisen' und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über den ‚Nathan' hervorragte als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies tat er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der Tat mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt." Wer erkannte da trotz aller Bescheidenheitsausdrücke nicht auch den wahren Juden, der den Plan der Vorsehung in der Westentasche hat?

Mendelssohn hatte auch in der Tat alle Ursache sich zu fühlen, der „Juif de Berlin" galt, vor allem durch seinen „Phädon", recht viel in Deutschland. Man braucht nur seinen Briefwechsel durchzunehmen, um das zu erkennen. Außer mit Lessing und Nicolai stand Mendelssohn mit Thomas Abbt in Briefwechsel, schrieb dann auch an Herder, Hamann, Kant, Garve, Zimmermann, an Elise Reimarus und Jacobi. Durch Abbt war er, wie es scheint, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe bekannt geworden und durfte diesem, wie auch seinem ehemaligen Landesherrn, dem Fürsten von Anhalt-Dessau, Briefe und Werke senden. Dann hatte er auch zu Staatsmännern Beziehungen, zu dem Grafen Görz in Weimar, zu Dalberg in Erfurt, zu dem Geheimen Kammerrat von Ferber in Dresden, bei dem er sich einmal in sehr bezeichnender Weise für arme Rassegenossen, die aus Dresden vertrieben werden sollen, verwendet. Als der Breslauer Oberamts-Regie-

rungs-Assistenzrat Ernst Ferdinand Klein wissen will, wie es mit den reservationes mentales und Falscheiden stehe, die den Juden durch ihre Religion erlaubt sein sollten, wenn sie meinen, daß ihnen Unrecht geschehe, da wendet er sich an Mendelssohn, und dieser schreibt ihm einen großen Brief über die Angelegenheit, dem ich nicht recht traue, zumal er den wackern Eisenmenger zu verdächtigen strebt. Sehr fesselnd ist auch ein Brief an einen Baron Hirschen in Dresen [Hirsch in Dresden?], der mit Mendelssohn zusammen eine Schrift zugunsten der Juden herausgeben will — Mendelssohn will aber nicht, da er mit größerm Vergnügen sieht, „wenn das Vorurteil der Christen wider die Juden von einem christlichen Schriftsteller bestritten wird." Eine sehr drollige Geschichte ist die mit dem Reichsfreiherrn von Monster, der eine reichsunmittelbare Herrschaft für billiges Geld kaufen und sie mit Juden besiedeln will. Sehr umfangreich ist dann auch der Briefwechsel mit Juden, mit dem großen Sonnenfels in Wien, der Mendelssohn mit großen Worten die Ehrenmitgliedschaft der Wiener Akademie anbietet — Moses nimmt sie auch mit ebenso großen Worten, obgleich er doch wissen mußte, wie sich Sonnenfels gegen Lessing verhalten (er hatte diesen seiner Freundschaft versichert, ihn aber gleichzeitig in Briefen an die Klotzianer heruntergemacht) —, mit einem holländischen Professor van Goes, der seine Schrift über das Erhabene übersetzt (ich nehme ohne weiteres an, daß dies ein Jude war), mit Simon Sommerhusen im Haag, bei welcher Gelegenheit ein portugiesischer Jude namens Pinto erwähnt wird, mit Friedländer und dem Rabbiner Wolf, mit Dr. Schulstein (eigentlich Kindermann), vor allem mit Herz Homberg in Wien, bei dem der italienische Jude Moses Luzzato, vielleicht ein Vorfahr des italienischen Ministers Luzzatti, und Gerson Homberg aus Havre de Grace auftauchen — trotzdem es damals noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, stand doch der zwischenvölkische Verkehr des Judentums in voller Blüte. — Im Jahre 1778 hatte Mendelssohn „Ritualgesetze der Juden. Entworfen von Moses Mendelssohn, auf Veranlassung und unter Aufsicht des Rabbi Hirschel Lewin" herausgegeben, 1782 war „Manassch ben Israel, Rettung der Juden. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Als ein Anhang zu des Herrn Kriegsrates Dohm Abhandlung: Über die bürgerliche Verfassung der Juden" gefolgt, und als gegen Mendelssohns „merkwürdige" Vorrede ein Unbekannter auftrat, veröffentlichte Lessings Freund sein „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum", Berlin 1783, sein Hauptwerk für seine Rasse- und Glaubensgenossen. Ich habe mir dieses Buch, das Exemplar, das einst die Großherzogin Anna Amalia besessen, aus der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar geliehen und hätte große Lust, es einmal wieder gründlich unter das Hohlglas zu nehmen, aber hier würde das wohl zu weit führen, da ein Zusammenhang mit Lessing nicht besteht, wenn dieser auch einmal erwähnt, ja seine „Erziehung des Menschengeschlechts" (mit dem „kollektiven Ding Menschengeschlecht") sogar bekämpft wird. Kant schrieb Mendelssohn über „Jerusalem": „Herr F(riedländer?) wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Einheit und Klugheit ich Ihr ‚Jerusalem' gelesen habe. Ich halte dieses Buch vor die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die

man ihr gar nicht zugetrauet hatte und dergleichen keine andere sich rühmen kann. Sie haben zugleich die Notwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen beläftigen und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen beläftigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht." Auch der große Kant war ein Sohn seiner Zeit und ein harmloser Deutscher und merkte nicht, daß der kluge Moses nur darum die „Forderung unbedingter Trennung von Staat und Kirche", wie Scherer sagt, und die Abschaffung aller Beeidigungen auf Religionslehren vertrat, um seine Religion mit ihren unleugbaren, ihm natürlich bekannten Bedenklichkeiten hübsch im Dunkel zu halten. Eine größere Dummheit ist in Deutschland nie gemacht worden, als daß man der jüdischen Religion, die niemand von den Christen ordentlich kennt, die staatliche Gleichberechtigung mit den christlichen Bekenntnissen verliehen. Johann Georg Hamann, der Magus des Nordens, hatte mehr Erbgefühl als sein großer Landsmann und schrieb gegen Mendelssohns „Jerusalem" sein „Golgatha und Schelimini", in dem er darüber spottete, daß sich Mendelssohn so viel Mühe gegeben, unter philosophischer und juristischer „Assistenz" den „spekulativen" Freunden des Naturrechts die ersten Grundsätze desselben zu erörtern, „um am Ende einige Behauptungen der Rabbiner vernünftig erklären zu können", und grimmig ausrief: „Für keinen Salomo, dem der Gott der Juden sehr große Weisheit und Verstand und getrost Herz gab, wie der Sand, der am Ufer des Meeres liegt, für keinen Nebukadnezar, dem der Gott der Juden die wilden Tiere, trotz ihrer Bestimmtheit, gegeben, daß sie ihm dienen sollten: sondern nur für einen Philosophen ohne Gram und Scham, nur für einen Nimrod, im Stande der Natur, würde es sich ziemen, mit dem Nachruf einer gehörnten Stirn [wie Mendelssohn] auszurufen: ‚Mir und mir allein kommt das Entscheidungsrecht zu, ob? und wie viel? wem? wann? unter welchen Umständen? ich zum Wohltun verbunden bin.' " Hamann sagte auch ausdrücklich, daß die alte Bundesreligion noch bis zum heutigen Tage unaufgedeckt und versiegelt sei, und meinte: „Ausschließende Selbstliebe und Neid sind das Erbe und Gewerbe eines jüdischen Naturalismus, dem königlichen Gesetze zuwider, seinen Nächsten als sich selbst zu lieben." Dazu vergleiche man Behauptungen Mendelssohns wie: „Nach den Begriffen des wahren Judentums sind alle Bewohner der Erde zur Glückseligkeit berufen", da doch jedes Kind weiß, daß es im Alten Testament ganz anders lautet (5. Mose 7,16: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr dein Gott dir geben wird"), und Goethe (Noten und Abhandlungen zum „Westöstlichen Diwan", Abschnitt „Israel in der Wüste") vor dem Jahwe in den Büchern Mosis geradezu Grauen und Schrecken empfand. Moses Mendelssohn aber wagt es sogar Christus als reinen Juden, als Gesetzjuden hinzustellen (ich werde die Stelle später noch benutzen), um dann zum Schluß in beweglichen Worten die christlichen Mitbürger folgendermaßen anzuschnorren: „Betrachtet uns, wo nicht als Brüder und Mitbürger, doch wenigstens als Mitmenschen und Miteinwohner des Landes. Zeiget uns Wege und gebt uns die Mittel an die Hand, wie wir bessere Menschen und bessere Miteinwohner werden können, und lasset uns, soviel es Zeit und

Umstände erlauben, die Rechte der Menschheit mit genießen. Von dem Gesetze [der jüdischen Religion] können wir mit gutem Gewissen nicht weichen, und was nützen euch Mitbürger ohne Gewissen?" So lautete es öffentlich, heimlich aber hieß es (in einem Briefe an Herz Homberg vom 22. September 1783): „Aber die Notwendigkeit der Ritualgesetze sind wir nicht einerlei Meinung. Wenn auch ihre Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, so hört doch ihre Notwendigkeit als Band der Vereinigung nicht auf; und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach meiner Meinung so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die echten Theisten eine Art von Verbindung unter sich stattfinden lassen, wenn jene nicht alles unter den Fuß bringen sollen. Und worin soll diese Vereinigung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln, die Vernunft in Fesseln. Also Handlungen, und zwar bedeutende Handlungen — d. i. Zeremonien. Unsere Bemühung sollte eigentlich nur dahin gehen, den eingerissenen Mißbrauch abzuschaffen und den Zeremonien echte, gediegene Bedeutung unterzulegen; die Schrift wieder leserlich und verständlich zu machen, die durch Heuchelei und Pfaffenlist unverständlich geworden ist. Alle unsere Halsstarrigkeit aber sollten wir dem jesuitischen Kunstgriffe entgegensetzen, mit welchem man uns mit allem Anschein der Freundlichkeit zur Vereinigung auffordert und im Grunde uns nur herüberlocken will. Man nähert sich uns mit falschen Schritten, hebt den Fuß hoch und kommt gleichwohl nicht von der Stelle. Es ist das Vereinigungssystem der Wölfe, die sich mit den Schafen so sehr zu vereinigen wünschen, daß sie aus Schaf- und Lammfleisch gern Wolfsfleisch machen möchten. Der Raum ist zu enge, mich hierüber weitläufiger zu erklären. Ich denke, Sie werden mich verstehen. — Geben wir diesen Anlockungen Gehör (wovor die Vorsehung behüte!), so ist in Zeit von 50 Jahren alles wieder Barbarei." Da haben wir ja schon die Juden als die „Intellektuellen" uns Barbaren gegenüber. Nun, wir haben inzwischen doch einigermaßen gelernt, wo die Wölfe eigentlich sind, und empfanden es als Folge einer falschen Entwicklung, wenn uns zur Zeit des großen Weltkrieges der Geh. Regierungsrat Prof. Hermann Cohen vom Christentum zum Judentum (s. die Schrift: „Deutschtum und Judentum mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Internationalismus", Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen, 1915) hinüberlocken wollte. Was aber Moses Mendelssohn, das angebliche Urbild Nathans des Weisen, anlangt, so erhielt er noch die Strafe für seine Klugheit, durch den sogenannten Spinozastreit.

Wie schon erwähnt, hatte Lessing in seinem letzten Lebensjahre den Besuch Friedrich Heinrich Jacobis empfangen und mit diesem auch Gleim in Halberstadt besucht. Das Gespräch der beiden Männer war, an Goethes „Prometheus" anknüpfend, wesentlich philosophischer Natur gewesen, und Lessing hatte dabei in bezug auf Spinoza die Äußerung getan: „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern." Jacobi wandte sich nach Lessings Tod an Elise Reimarus, wie Erich Schmidt sagt, „um ernsten Gedankenaustausch bemüht", und ließ durch diese, als er erfuhr, daß Mendelssohn ein Werk über Lessings Schriften und Charakter plane, dem Berliner einen Wink geben, daß Lessing Spinozist gewesen sei. Darauf

schrieb Mendelssohn (16. August 1783) an Elise: „Was heißt dieses: ‚Lessing war in seinen letzten Tagen ein entschiedener Spinozist'? Mit dem ewigen Klassifizieren! Daß wir immer die Sachen nur in Rubriken eintragen wollen! Wie hat sich Lessing dieses gegen Jacobi geäußert? Hat er mit trockenen Worten gesagt: ich halte das System des Spinoza für wahr und gegründet? und welches? Das er in seinem Tractato theologico-politico oder in seinen Principiis philosophiae Cartesianae vorgetragen, oder das Ludovicus Meyer in seinem Namen nach seinem Tode bekannt machte? Und wenn zu dem allgemein dafür bekannten atheistischen System des Spinoza, so frage ich einen denkenden Kopf wie Jacobi: hat Lessing das System so genommen, wie es Bayle mißverstanden, oder wie andere es besser erklärt haben? — Wenn Lessing im Stande war, sich so schlechtweg, ohne alle nähere Bestimmung, zu dem System irgendeines Mannes zu verstehen, so war Lessing zu der Zeit nicht mehr bei sich selber oder in seiner sonderbaren Laune, etwas Paradoxes zu behaupten, das er in einer ernsthaften Stunde selbst wieder verwarf. In dieser Laune war Lessing im Stande, alles zu behaupten, was seine Gegner reizen konnte, bloß um den Streit lebhafter zu machen. — Hat aber Lessing etwa gesagt: ‚Lieber Bruder! Der so sehr verschriene Spinoza mag wohl in manchen Stücken weiter gesehen haben, als alle Schreier, die an ihm zu Helden geworden sind. In seiner Ethik insbesondere sind vortreffliche Sachen enthalten, vielleicht bessere Sachen, als in mancher orthodoxen Moral oder in manchem Compendio der Weltweisheit. Sein System ist so ungereimt nicht, als man glaubt.' Hat er etwas dergleichen sich merken lassen, wie ich von meinem Freunde vermute — beste Seele, ich weiß nicht, wie nahe oder wie fern der Tod hinter mir steht und mit der Hippe droht: aber ich bin zu aller Zeit bereit, dieses von ganzem Herzen zu unterschreiben, man bringe mich, unter welche Rubrik man wolle. — Herr Jacobi ist sicherlich der Mann nicht, der sich die Sachen nur halb sagen läßt, oder der das Gesagte nur halb versteht; und eine Unterhaltung von dieser Art mit Lessing ist allzuwichtig, als daß ihm das Umständliche davon sollte in Vergessenheit gekommen sein. Ich wünschte also sehr, daß sich Ihr Freund gefallen ließe, uns ausführlich zu berichten! was? wie? bei welcher Gelegenheit, und auf welche Veranlassung sich Lessing dieses geäußert hat? denn hierauf kommt im Grunde alles an. Bis dahin bleibe ich bloß bei meinem verwunderungsvollen Ausrufe: Lessing ein entschiedener Spinozist! so wie Lessing und ich einst ausriefen: Pope ein Metaphysiker! — Sobald uns aber Herr Jacobi hierüber befriedigt hat, sehe ich nicht ab, warum wir die letzten Gesinnungen unseres Freundes geheim halten und der Nachwelt verschweigen sollten. Wir sind im Grunde ihm nicht mehr und nicht weniger Gerechtigkeit schuldig, als er selbst dem Fragmentisten hat widerfahren lassen. Die Wahrheit kann auch hier nicht anders als gewinnen. Sind seine Gründe leicht, so dienen sie nur zu ihrem Triumphe; sind sie gefährlich, so mag die gute Dame für ihre Verteidigung sorgen. Auch unseres besten Freundes Name soll für die Nachwelt nicht heller glänzen, als er es verdient. — Die G(oeze), S(chumann), und wie die Leute übrigens heißen, werden sich freuen und über uns triumphieren. Immerhin! Wenn ich die Feder ansetze, wenn ich über den Charakter meines Freundes Lessing schreibe, so setze ich mich ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, wo alle Parteilichkeiten aufgehört haben, alle unsere jetzige Tracasserie wenigstens vergessen sein wird. — Ihre Furcht, teuerste Reimarus,

hinter den Worten: ‚in seinen letzten Tagen' etwas weit Fataleres zu finden als das Wort Spinozist, hat mich ungemein vergnügt. So war Ihnen doch wirklich bange, Lessing könnte etwas Fataleres geworden sein, als Spinozist? Und wie? wenn er nun beides geworden wäre: Spinozist und Kabbalist zugleich? So sehr disparat sind diese Systeme nicht, daß sie sich einander völlig ausschließen. — Wachter [‚Der Spinozismus im Judentum oder die von dem heutigen Judentumb und dessen geheimen Kabbala vergötterte Welt', Amsterdam 1699] hat sogar behauptet, der Spinozismus sei auf kabbalistischem Boden und aus kabbalistischem Stamme entsprungen. Was hat nicht in einem paradoxen Kopfe schon nebeneinander Raum gefunden? — Ich möchte Ihr Gesicht sehen, beste Reimarus, wenn Sie mich in meiner letzten Stunde besuchten und fänden mich mit einer Amulette um den Hals und in David Humes Dialogues lesen." — Mendelssohn empfing, wie er gewünscht, die Aufzeichnungen Jacobis über seine Gespräche mit Lessing, und nun verging ihm freilich der Humor: „Ich sehe wohl, daß ich Herrn Jacobi mißkannt habe", schreibt er jetzt am 18. November 1783 an Elise und ihren Bruder. „Ich hielt ihn für einen schönen Geist, der sich nebenher auch nach philosophischen Nachrichten umsieht, und werde einen Mann gewahr, welcher das Denken zu seinem Hauptgeschäfte gemacht hat, Kraft genug fühlt, sich vom Gängelbande loszureißen und seinen eigenen Gang zu gehen. Ich verstehe zwar in dem Aufsatze, welchen Sie mir zuzuschicken die Gewogenheit gehabt, nicht alles, vielleicht nur das Wenigste. Beim ersten Durchlesen ist mir der Gang seiner Ideen noch zu fremd, das Bilderreiche in seinen Vorstellungen zu blendend, und die Lücken dazwischen so auffallend, daß ich wie betäubt dastehe und mich nicht zu finden weiß. Nach 50 Jahren hat die Seele ihre Falten tief eingelegt und nimmt so leicht keine neue mehr an. Indessen leuchtet aus dem Gebäude, das sich Herr Jacobi ganz auf eigene Kosten errichtet hat, soviel philosophischer Scharfsinn hervor, daß ich gar wohl begreife, wie ein Lessing dafür hat eingenommen sein, und zu dem Erbauer desselben ein unumschränktes Zutrauen gewinnen können. Vielleicht gelingt es mir bei öfterem Durchlesen, mit mehrerer Muße und Anstrengung, daß ich den Sinn des Herrn Jacobi besser erreiche. Vor der Hand hat er wenigstens meinen Fragen vollkommen Genüge getan. Er war berechtigt, über mich ungehalten zu sein; und wenn der Ton, in welchem er mich mein Unrecht hat empfinden lassen, nicht Genugtuung ist, so bin ich bereit, förmlich um Verzeihung zu bitten. Ich hatte den Ritter verkannt, den ich so schnöde zum Zweikampf aufforderte. Er rückt das Visier aus den Augen; ich erkenne meinen Mann und nehme mit aller Demütigung meinen Handschuh wieder auf. — Haben Sie die Gewogenheit, beste Freundin, mich bei ihm zu entschuldigen, daß ich sein Schreiben noch nicht beantworte. Wie gesagt: ich muß mir Zeit lassen, mich mit seinen Ideen bekannter zu machen. Bevor ich aber über Lessings Charakter schreibe, werde ich über eines und das andere, das in dem Aufsatze des Herrn Jacobi enthalten ist, mir dessen Erläuterung ausbitten. Für jetzt ist es mir noch ganz unmöglich, weder an Lessing noch an Spinoza anhaltend zu denken. Lieber spät als schlecht. Es wird alsdann hauptsächlich von Herrn Jacobi und von Ihrem beiderseitigen freundschaftlichen Rat abhangen, welcher Gebrauch von dieser Unterhaltung mit Herrn Jacobi zu machen sei." — Später kommt Mendelssohn in seinem Briefe auch noch auf Goethes „Prometheus", der zu dem Gespräche zwischen Lessing und Jacobi die Anregung

gegeben: „Das Gedicht ‚Prometheus' hat mir gefallen. Eine gute Persiflage! Glücklicher kann das sogenannte spinozistische System nicht in seiner ganzen Nacktheit gezeigt werden. Die Lücken desselben fallen nie so deutlich ins Auge, als wenn es, durch Hilfe der Poesie, ad sensum communem reduziert wird ... Ich glaube nicht, daß Herr Jacobi Ursache habe, mit diesem Gedichte geheim zu sein." — Je länger sich Mendelssohn mit dem Jacobischen Aufsatze befaßte, je mehr fiel er ihm aber auf die Nerven. So schrieb er unterm 5. Januar 1784 an Elise: „Es ist sehr gut, daß der Bruder [J. H. Reimarus] sich hat bewegen lassen, den Aufsatz des Herrn Jacobi noch einmal anzusehen. Ich finde die Arbeit, ihn zu widerlegen, höchst unangenehm und verdrießlich. Der verständigste Seefahrer kann, auf einer neuen Fahrt, an eine Klippe stoßen oder auf eine Sandbank laufen und scheitern; wenn aber die Warnungszeichen ausgestellt sind, so muß derjenige, der noch Schiffbruch leidet, seine Kunst nicht verstehen, oder es steckt Mutwillen dahinter. — So Spinoza in Vergleichung mit Lessing oder Jacobi. — Zum Verwirren und Durcheinanderwerfen der Begriffe gehört bloß Scharfsinn; und diesen haben solche rasche Köpfe im Überflusse. Aber der Widerleger hat sisyphische Arbeit. Nun gehe er wieder an die ersten Begriffe und wiederkäue sie ohne Ekel! was Substanz, Wahrheit, Ursache, hauptsächlich, worauf es meistens anzukommen scheint, was objektives Dasein sei, und wie wir zu diesen Begriffen gelangen; alle diese Subtiligkeiten wieder vorzunehmen und zu épluchiren wäre für mich, besonders in dieser abscheulichen Kälte, eine tötende Arbeit. Sie erhalten also das Manuskript des Herrn Jacobi hiermit zum G. G. gesegneten Gebrauch. Ich habe hier niemand, dem ich es zum Abschreiben hätte anvertrauen können, und muß Sie bitten, Verehrungswürdige, wenn der Bruder es nicht mehr mag, mir solches wieder zukommen zu lassen. Es hat aber damit Zeit, wenigstens noch einige Monate." — Erst am 1. August 1784 schreibt Mendelssohn dann auch an Jacobi selbst und schickt ihm seinen Aufsatz „Erinnerungen" mit einer Art Entschuldigung, daß er ihn zunächst verkannt, und der folgenden Erklärung: „Da ich vor der Hand von dem Vorsatze, über Lessings Charakter zu schreiben, abgekommen und Willens bin, vorher etwas über den Spinozismus zu schreiben, so sehen Sie, wie wichtig es mir sein muß, Ihre Gedanken gehörig zu fassen und die Gründe recht einzusehen, mit welchen Sie das System dieses Weltweisen zu stützen bemüht sind. Ich nehme mir also die Freiheit, Ihnen meine Zweifel und Bedenklichkeiten in beikommendem Aufsatze vorzulegen. — Sie haben den Handschuh ritterlich hingeworfen, ich nehme ihn auf; und nun lassen Sie uns unsern metaphysischen Ehrenkampf nach Ritterbrauch unter den Augen der Dame ausfechten, die von uns beiden hochgeschätzt wird. Es ist beneidenswert, den Preis des Sieges aus ihren Händen zu empfangen, aber auch nicht unrühmlich, als Besiegter ihr Mitleiden zu verdienen. Elise wird Ihnen also auch dieses Schreiben zustellen und in meinem Namen um geneigte Antwort bitten." Jacobi nahm den Aufsatz Mendelssohns freundlich auf, wie aus dem Briefe Mendelssohns an Elise vom 15. November 1784 hervorgeht: „Sehr lieb ist es mir, daß Jacobi den Ton nicht mißbilligt, welchen ich anzugeben gewagt habe. Ich fürchtete ihn durch die kecke Art, mit welcher ich ihm zu Leibe ging, ein wenig aufzubringen. Wir bleiben also künftig bei dieser altdeutschen Offenherzigkeit. Er schickt mir die Abschrift eines [französischen] Schreibens an Hemsterhuys." — In einem Briefe vom 28. Januar 1785 an Elise meldet

Mendelssohn, daß er Jacobi durch eine vielleicht 20 und mehrere Bogen enthaltende Handschrift [die seiner „Morgenstunden"] zu beweisen hoffe, daß er ihn immer noch in lebhaftem Andenken habe, und fragt an, ob Jacobi wohl erlauben werde, dereinst von seinen philosophischen Briefen öffentlichen Gebrauch zu machen. „Vor der Hand geht zwar meine Untersuchung nicht den Spinozismus allein an, sondern ist eine Art von Revision der Beweise vom Dasein Gottes überhaupt. Ich lasse mich aber in der Folge auch auf die besonderen Gründe des spinozistischen Lehrgebäudes ein; und dabei wäre es mir von einer großen Bequemlichkeit und auch für manche Leser von großem Nutzen, wenn ich mich des lebhaften Vortrags des Herrn Jacobi dabei bedienen und ihn an Spinozas Statt sprechen lassen könnte. Ich wünschte dieses womöglich bald zu erfahren, weil ich meinen Vortrag hiernach einrichten muß." In einem weiteren Briefe (29. April 1785) teilt Mendelssohn mit, daß er auf den Briefwechsel mit Jacobi erst in dem zweiten Teil der „Morgenstunden" kommen werde, in einem dritten vom 24. Mai, daß Jacobi die Handschrift nicht erhalte: „er muß den ersten Teil der ganzen Abhandlung vollendet und gedruckt zu Gesichte bekommen. Sie sollen also gleich hören, aus welcher Ursache ich dieses für nützlich halte. — Es geht mir mit Herrn Jacobi fast wie dem Abraham de Moivre mit Isaak Newton. Je mehr Erläuterung er sich mir zu geben bemüht, desto unverständlicher wird er mir. Seinen Brief an Hemsterhuys habe ich schon nicht verstanden, in dem buchstäblichsten Sinne nicht verstanden; und eben jetzt habe ich einen ausführlichen deutschen Aufsatz von ihm erhalten, der zur ferneren Erläuterung jenes Briefes und zugleich zur Antwort auf meine vorläufigen Erinnerungen dienen soll: und ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich verstehe diesen Aufsatz noch weit weniger. Was ist nun anzufangen? Wenn wir fortfahren, uns verschiedener Idiome zu bedienen, so kommen wir in Ewigkeit nicht auseinander. Dabei scheint Herr Jacobi (unter uns) zuweilen heftig zu werden und in Hitze zu geraten; wiewohl diese Hitze auch nur mit Fleiß angenommen sein kann, um den Streit lebhafter zu machen. Im Grunde mag das Herz immer noch von Eigendünkel und Rechthaberei frei sein. — Dem sei nun, wie ihm wolle, so muß ich, um Verwirrung zu vermeiden, zuerst meine Grundsätze darlegen, bevor ich mich mit Herrn Jacobi in Wettkampf einlassen kann. Ich gebe also den ersten Teil meiner ‚Morgenstunden' heraus, sage in demselben noch nichts von unserem Briefwechsel, und alles, was Jacobi und Lessing insbesondere angeht, verspare ich mir auf die Fortsetzung, welche eine Zeitlang hernach erscheinen mag. Unterdessen lerne ich vielleicht Herrn Jacobi besser verstehen, oder bin so glücklich, mit ihm in einigen Punkten übereinzukommen, um zu wissen, wovon wir ausgehen. Bevor wir wettlaufen, müssen wir uns an einem bestimmten Orte zusammenfinden." Elise und ihr Bruder empfingen die Handschrift der „Morgenstunden", und noch in einem späteren Briefe, vom 28. Juni 1785, kommt Mendelssohn auf Jacobi zurück. Durch Elise läßt er dann auch (21. Juli 1785) Jacobi persönlich einen weiteren Brief zukommen, der folgendermaßen lautet: „Vergeben Sie, teuerster Herr Jacobi, daß ich Ihre beiden wichtigen Aufsätze, den französischen an Hemsterhuys und den deutschen an mich, noch unbeantwortet lasse. Emilie [soll wohl heißen: Elise] und Reimarus sind meine Zeugen, daß ich, nach Maßgabe meiner jetzigen Schwäche, in unserer Streitsache nicht müssig gewesen; und wenn ein Reimarus meine Arbeit nicht ganz verwirft, so wird der

nächste Meßkatalog ihr Zeugnis bestätigen. Ich mache mir zwar keine Rechnung, Sie durch diese Schrift von meiner Meinung zu überführen. Ich kann mir dieses um so weniger schmeicheln, da ich mir selbst gestehen muß, daß mir so manche Stelle in Ihren Aufsätzen, sowie in den Schriften des Spinoza selbst, völlig unverständlich sind. Aber den statum controversiae hoffe ich in der nächstens Ihrer Beurteilung zu unterwerfenden Schrift festzusetzen und dadurch den Streit gehörig einzuleiten. Wenigstens wird es sich zeigen, woran es liege, daß mir manches so schlechterdings unverständlich vorkomme und sich meinem Blick immer mehr entziehe, je mehr Erläuterung Sie mir zu geben bemüht sind." Darauf bittet Mendelssohn um eine Abschrift seiner Jacobi mitgeteilten Erinnerungen, deren Original er verlegt hat, und schließt: „Sie würden mich dadurch sehr verbinden; denn ich bin Willens, nunmehr unserm Streit näher zu kommen, und zu diesem Ende Ihre beiden Aufsätze nochmals mit aller mir möglichen Aufmerksamkeit und Anstrengung durchzulesen. Hierzu aber gehören notwendig die ‚Erinnerungen', auf welche Ihre Antwort gerichtet ist. Leben Sie wohl, teuerster Mann, und lieben Sie mich." Am 4. Oktober 1785 sendet Mendelssohn Jacobi dann den ersten Teil seiner „Morgenstunden" mit einem liebenswürdigen Briefe: „Haben Sie also Geduld, mich meine ganze Lektion aufsagen zu lassen, und rufen Sie mir freundschaftlich zu, sobald ich auf einen Irrweg ausweiche. Auf diese Weise, denke ich, müssen wir entweder am Ende zusammen- oder, wie sie gar richtig sich ausdrücken, auseinander kommen. Von meiner Seite, und ich hoffe und wünsche, auch von der Ihrigen, soll dieses so wenig als jenes ohne herzliche Zuneigung und Freundschaft geschehen." Es kam doch anders, denn gleichzeitig mit den „Morgenstunden" kam Jacobis Schrift „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn" heraus, und davon war Mendelssohn nichts weniger als erbaut.

So schreibt denn Mendelssohn schon am 8. Oktober an seinen Freund Nicolai: „Haben Sie Jacobis Schrift ‚Über die Lehre des Spinoza' gelesen? Was dünkt Ihnen zu diesem sonderbaren, windschiefen Betragen? Glücklicherweise habe ich der Sache, ohne es zu wissen, in meinen ‚Morgenstunden' schon zum voraus eine günstige Wendung gegeben, so daß ich hoffe, dieses hämische Verfahren der schwärmerischen Partei solle unserm Lessing nicht mehr schaden. Ich bin Willens, meine ‚Erinnerungen', die der delikate Mann nicht hat abdrucken lassen, in die ‚Berlinische Monatsschrift' einrücken zu lassen. Ach Gott! daß ich gerade jetzt so sehr vom Schwindel geplagt sein muß!" Am 12. Oktober schickt Mendelssohn seine „Morgenstunden" an den regierenden Fürsten von Anhalt-Dessau mit einem sehr bezeichnenden Brief: „Dem durchlauchtigsten Beherrscher meines Geburtslandes, dem weisen Freunde und Beschützer des Guten und Schönen wage ich es, eine Schrift zu Füßen zu legen, in welcher ich mit den Widersachern der natürlichen Religion den Kampf erneuere. Die Anzahl derselben ist nicht geringe, und ihre Partei nicht verächtlich. Freunde und Feinde der Tugend scheinen sich vereinigt zu haben, die Vernunft des Menschen zu verschreien. Wenn ich aber die Wahrheit auf meiner Seite hätte, so wäre unsere Partei doch wohl nicht die schwächere. Ist meine Verteidigung auch nicht kräftig, so erwecke ich doch vielleicht Männer zu unserm Beistande, welche die Waffen der Vernunft besser zu führen wissen. — Ein Blick der Zufriedenheit von Ew.

hochfürstl. Durchlaucht würde mich zu fernerer Anstrengung meiner Kräfte anspornen, in dessen Erwartung ich mit der tiefsten Ehrerbietung ersterbe usw." Was wäre für das Aufklärungszeitalter bezeichnender als dieser Brief des Juden Mendelssohn an einen christlichen deutschen Fürsten! Auch der Herzog von Braunschweig, Lessings Gönner, bekam die „Morgenstunden" mit einem allerdings weniger bezeichnenden Briefe. An Kant schrieb Mendelssohn nach Übersendung seines Buches am 16. Oktober 1785: „Die Veranlassung zur Bekanntmachung dieser ‚Morgenstunden' wollte ich mir bis auf den 2ten Teil aufsparen, um die Leser zuvörderst auf einige Äußerungen vorzubereiten, die mir in Absicht auf ihre Folgen und Wirkungen auf das lesende Publikum etwas bedenklich schienen. Herr Jacobi ist mir zuvorgeeilt und hat unter dem Titel: ‚Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Moses Mendelssohn" eine Schrift herausgegeben, welche diese Veranlassung enthält. Er macht in derselben einen Briefwechsel zwischen ihm, einer dritten Person und mir bekannt, in welcher er (Jacobi) darauf ausgeht, unsern Lessing zum erklärten Spinozisten zu machen. Jacobi will ihm den Spinozismus vordemonstriert haben; Lessing habe alles mit seinen Grundsätzen übereinstimmend gefunden und sich gefreut, nach langem Suchen endlich einen Bruder im Pantheismus anzutreffen, der über das System des All-ein- oder Einallerlei so schönes Licht zu verbreiten weiß. — Er für seine eigene Person zieht sich am Ende unter die Kanone des Glaubens zurück und findet Rettung und Sicherheit in einer Bastion des seligmachenden Lavaters, aus dessen ‚engelreinem' Munde er am Ende seiner Schrift eine trostreiche Stelle anführt, die mir keinen Trost geben kann, weil ich sie nicht verstehe. Überhaupt ist diese Schrift des Herrn Jacobi ein seltenes Gemisch, eine fast monströse Geburt: Der Kopf von Goethe, der Leib Spinoza und die Füße Lavater. — Mit welchem Recht aber man sich jetziger Zeit so allgemein erlaubt, eine Privat-Korrespondenz, ohne Anfrage und Bewilligung von Seiten des Briefschreibenden, öffentlich bekannt zu machen, ist mir unbegreiflich. Noch mehr: Lessing soll ihm, Jacobi nämlich, gestanden haben, daß er mir, seinem vertrautesten, dreißigjährigen Freunde, seine wahren philosophischen Grundsätze nie entdeckt habe. Ist dieses, wie hat Jacobi sich dann überwinden können, dieses Geheimnis seines verstorbenen Freundes nicht nur mir, vor dem er es geflissentlich verborgen, sondern der ganzen Welt zu verraten? Seine eigene Person bringt er in Sicherheit und verläßt seinen Freund nackt und wehrlos auf freiem Felde, daß er ein Raub und Spott der Feinde werde. Ich kann mich in dieses Betragen nicht finden und möchte wissen, was rechtschaffene Männer davon denken. Ich fürchte, die Philosophie hat ihre Schwärmer, die eben so ungestüm verfolgen und fast noch mehr auf das Proselytenmachen gesteuert sind als die Schwärmer der positiven Religion." Kant hat wohl auf diesen aufgeregten Brief nicht geantwortet. — Ähnlich wie an Kant schrieb dann Mendelssohn auch noch an Garve (7. November) und bat ihn, ihm seine aufrichtigen Gedanken über das Betragen Jacobis wissen zu lassen: „Sonderbar! Der Mann kennt mich nicht. Er fordert mich durch eine dritte Person zu einem Briefwechsel auf und macht ohne meine und dieser Person Erlaubnis, ohne unser Vorherwissen aus diesem Briefwechsel bekannt, was ihm beliebt: aus Furcht, wie er vorgibt, ich würde den statum controversiae unrichtig angeben oder ihn gar selbst öffentlich mißhandeln — nichts von der unwür-

digen Art und Weise zu sagen, wie er Lessing mitspielt, der sein Freund gewesen sein soll. Mit einem Worte, mir ist diese ganze Verfahrungsart so fremd, daß ich ihr noch gar keinen Namen zu geben weiß. Ist es Unbesonnenheit, Schwachheit oder böser Wille? Will Jacobi heucheln oder schwärmt er in der Tat? will er den Atheismus oder den blinden Glauben predigen? Ich mag annehmen, was ich will, so bleibt mir noch manches in seinem Betragen unerklärbar." — Merkwürdigerweise hatte Mendelssohn an Elise Reimarus, die doch die Nächste dazu war, erst am 21. Oktober 1785, also fünf Tage später als an Kant geschrieben, auf einen Brief von ihr hin: „Auch mir, teuerste Elise, ist der übereilte Streich des Herrn Jacobi höchst empfindlich; und mit aller überschwänglichsten Herzensgüte, mit welcher Sie seine Schuld zu verringern wissen, ist die Unbesonnenheit doch unverzeihlich. Es liegt so etwas Verschobenes, so etwas Verwickeltes in dem ganzen Betragen dieses Mannes, darein ich mich nicht finden kann. Wenn er mich in Verdacht haben kann, ich würde ihn als einen Sachwalter des T. [S, Spinoza meint der Herausgeber der Briefe] öffentlich aufstellen, warum suchte er meine Bekanntschaft? Warum ist er anfangs so vertraulich, um hernach, ohne Grund und Ursach, so argwöhnisch zu sein? Ist seine Eigenliebe so zündbar, warum kommt er dem Feuer so nahe? Warum ist er von der einen Seite so keck, um von der andern so furchtsam zu sein? stößt seinen Nebenmenschen ins Feuer und flieht? reißt andern die Maske oder gar wohl die natürliche Haut vom Gesicht, um seine eigene Larve undurchdringlicher zu machen. Ich liebe den Umgang mit solchen Leuten nicht, teuerste Freundin, und bin fest entschlossen, allen Privat-Briefwechsel mit Herrn Jacobi von nun an aufzuheben. Was wir uns einander zu sagen haben, soll öffentlich geschehen. Ich werde nächstens antworten, werde mich hüten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie können vollkommen versichert sein, daß ich nicht eher die Feder ansetze, bis ich völlig von aller Empfindlichkeit frei bin. Aber die Wahrheit muß er ein wenig hören; und das Andenken unseres Lessing muß in Schutz genommen werden, soviel meine Kräfte erlauben. — Wie kommen Sie aber darauf, meine Theuerste, sich selbst einen Teil der Schuld aufzubürden? Sie haben sehr wohl gethan, daß Sie ihm die Auszüge aus meinen Briefen mitgeteilt. Wer sollte sich so etwas zu einem solchen Manne versehen? Leben Sie wohl, verehrungswürdige Freundin! Beruhigen Sie sich! ich vergebe dem Herrn Jacobi, so wie Sie ihm vergeben; aber entschuldigen kann ich ihn nicht, seinen Privatumgang kann ich nicht mehr wünschen." Ich habe die ganzen in Betracht kommenden Briefstellen mitgeteilt, damit jedermann selbst in Mendelssohns Seele hineinblicken kann. Daß er Mißtrauen gegen Jacobi bezeigt, ohne Ursache dazu zu haben, daß er mit der Herausgabe der Jacobi nicht bekannt gegebenen „Morgenstunden" selber das Versprechen, gemeinschaftlich vorzugehen, bricht, daß, nachdem er selber die Veröffentlichung der Briefe vorgeschlagen, Jacobis notgedrungene Veröffentlichung kein Vertrauensbruch mehr ist, liegt auf der Hand. Die Schrift gegen Jacobi, „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", hat er selbst nicht mehr herausgeben können, er ist am 4. Januar 1786 zu Berlin gestorben.

Es wäre nun sehr interessant, aus den Briefwechseln Jacobis mit Hamann und Goethe die ganze Angelegenheit von der anderen Seite darzustellen, aber das würde uns hier zu weit führen, und wir wollen uns

also auf das Notwendigste beschränken. Schon im März 1785 teilt Hamann Jacobi mit, daß Mendelssohn an einer Verteidigung der Gottheit arbeite, und am 2. Juni erfolgt sogar bereits die Kundgabe des Titels. Als dann Mendelssohn in seinem Briefe vom 21. Juli erklärte, daß Jacobi die „Morgenstunden" erst gedruckt erhalten werde, und daß er in ihnen den statum controversiae festzustellen hoffe, da mußte Jacobi selbstverständlich mit seiner Schrift heraus; denn „daß Mendelssohn die Sache drechseln und nach seinem Sinne formen würde", war er, wie er an Elise Reimarus schrieb, „nicht ohne Ahnung", Lessing und sich selbst aufs Geratewohl überlassen, sich das Heft aus den Händen winden lassen, das Nachsehen und Nachlaufen haben wollte er nicht. Auch Hamann und Goethe sind durchaus der Anschauung. „Mit Ihrem Entschluß, dem Mendelssohn zuvorzukommen und mit der Art, den statum causae darstellen, bin ich vollkommen zufrieden", schreibt Hamann am 28. September, „die Aufnahme mag geraten, wie sie will, so ist Ihre Absicht und Ihr Gang in dieser Sache aufrichtig und interessant." Auch Kant war, wie Hamann darauf mitteilt, mit Jacobi zufrieden, und Goethe schrieb nach Lesung der „Morgenstunden" am 1. Dezember 1785 an Jacobi: „Was hast du zu den ‚Morgenstunden' gesagt? und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird!" Hamann urteilt über die „Morgenstunden": „Ich finde statt Geist und Wahrheit bona verba, praetereaque nihil. Einer von beiden muß blind sein, der jüdische Philosoph oder ich. Es ist eitel Taschenspielerei und Gaukelei mit ihrem Suchen und Finden der Wahrheit. Es ist keine Kunst zu finden, wenn man die Sache selbst hingelegt hat, wo man sie hernehmen will." Der Tod Mendelssohns erweckt dem guten Deutschen Hamann Rührung, beinahe Gewissensbisse, aber als dann, von J. J. Engel herausgegeben, Mendelsohns „An die Freunde Lessings" erscheint, da ist die Kampfstimmung bald wieder da. „Mit dem Toten haben Sie nichts mehr zu tun", heißt es in dem Briefe vom 4.—6. Februar 1786 an Jacobi, „sondern Sie müssen sich als ein Freund der lebendigen Wahrheit, wie Mendelssohn, gegen Engel und Erzengel, mit einem: Der Herr schelte dich! erklären, sich ganz zur Fahne des Glaubens, wie der Jude seines väterlichen Unglaubens, unerschrocken bekennen; und den metaphysischen Teil der jetzigen Crisi zur Entscheidung überlassen. Beinahe halte ich es für Notwendigkeit und Geschicklichkeit, sich Ihres mitschuldigen Freundes anzunehmen, wie der Gegner des seinigen, und für zwei Lebendige, sich selbst und Lavater [den Jacobi zum Schlusse seiner Schrift zitiert hatte, wofür er von Mendelssohn angegriffen worden war], sollte sich doch mit mehr Leben und Nachdruck reden lassen, als von Engel für die beiden Toten oder vielmehr für das unter ihrem Namen versteckte Reich der Toten, das mit Ideen und Spekulationen gegen Data und Facta, mit theoretischen Täuschungen gegen historische Wahrheiten, mit plausiblen Wahrscheinlichkeiten gegen Zeugnisse und Documente ein bloßes Spiegelgefecht treibt." In seinem nächsten Briefe (15. Februar) schreibt Hamann: „Daß ich Recht und Fug gehabt, Moses Mendelssohn als einen Sophisten, Lügner und Heuchler aus seinem ‚Jerusalem' anzusehen, hat er durch seine Vorlesungen und Hirtenbriefe an Lessings Freunde noch besser bewiesen. Doch wer kann Menschen ins Herz

sehen, geschweige Schriftstellern, und ihre Narrenopfer, die sie dem Publico bringen, das betrügt und betrogen sein will." Daß Mendelssohns „An die Freunde Lessings" bedenklich ist, geht auch daraus hervor, daß Professor D. G. B. Mendelssohn, der Herausgeber der „Gesammelten Schriften" Mendelssohns, bemerkt, sie sei in gereizter Stimmung geschrieben. Wir führen eine der Hauptstellen aus ihr an, die uns zugleich zu Lessing zurückführt. Mendelssohn schildert zunächst die Art wahrhaft vertraulicher Unterhaltung und fährt dann fort: „Wäre sie von dieser Art gewesen, die Unterredung, welche Jacobi mit Lessing gepflogen, so hätten wir freilich zur Entschuldigung unseres Freundes nichts vorzubringen und müßten uns gefallen lassen, Lessing für den rätselhaftesten Charakter gelten zu lassen, der je gelebt; für eine sonderbare Vermischung von Heuchelei und starkem Geiste; von der einen Seite verschlossen, bis zum Eigensinn, und von der andern offen, bis zur kindischen Leichtsinnigkeit. Aber herzlich leid würde es mir sein um mich, um meinen Freund Lessing und um Herrn Jacobi selbst, wenn dem also wäre. — Um mich; denn ich gestehe, es würde mich sehr demütigen, wenn unser Freund Lessing mich, der ich dreißig und mehr Jahre mit ihm in vertrauter Freundschaft gelebt, mit ihm unaufhörlich nach Wahrheit geforscht, und von diesen wichtigen Dingen mich beständig mündlich und schriftlich mit ihm unterhalten — mich, der ihn so liebte, so von ihm geliebt ward, dieses Zutrauens nicht gewürdigt haben sollte, das ein anderer Sterblicher in wenigen Tagen des freundlichen Umgangs zu erhalten gewußt hätte. Ich gestehe meine Schwachheit. Ich kenne kein irdisches Geschöpf, dem ich diesen Vorzug nicht mißgönnen würde. — Um unseres Freundes Lessing willen; wie sehr müßte er in den letzten Tagen seines Lebens gesunken sein [NB. dies Gesunkensein hatte er früher selbst behauptet], wenn er alles das in vollem herzlichen Vertrauen gesagt hätte, was er in dieser Unterredung gesagt haben soll. So, wie er in dieser Unterredung erscheint, ist er nicht der kühne, entschlossene Denker, der seiner Vernunft folgt und von ihr auf Irrwege geführt wird; er ist ein schaler Atheist, nicht aus der Schule eines Hobbes oder Spinoza, sondern irgendeines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinen Nebenmenschen so wichtig und so teuer ist. — Herr Jacobi gestehet zwar, die Unterredungen abgekürzt und zusammengezogen zu haben. Allein seiner bekannten Rechtschaffenheit nach kann man sicher voraussetzen, daß die Hauptsache, worauf es ankommt, dadurch nicht gelitten und jeder Person das zugeschrieben worden, was sie wirklich gesagt hat. Nun findet man in allem, was Lessing vorbringt, nicht Einen gesunden Gedanken. Alle Vernunftgründe fallen auf den Anteil des Herrn Jacobi. Dieser verteidigt den Spinozismus mit allem Scharfsinn, dessen dieses System fähig ist. Lessing macht nicht die geringste Gegenerinnerung von Belang; läßt auch solche Gründe als richtig und überführend gelten, die wir in früheren Unterredungen so oft in Überlegung genommen und nach ihrem wahren Werte gewürdigt haben, und unterbricht seinen Freund bloß hie und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrenteils auf eine Gotteslästerung hinausläuft. Konnte sich Lessing in einer aufrichtigen, freundschaftlichen Herzensergießung so sehr vergessen? — Und nun vollends sein Urteil über das Gedicht ‚Prometheus', das ihm Jacobi in die Hände gab, sicherlich nicht seiner Güte, sondern seines abenteuerlichen Inhaltes wegen, und das Lessing so gut fand. Armer Kunstrichter, wie tief mußtest

du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden! ... Mit einem Worte, in allem, was Lessing in diesem Gespräche vorbringet, verkenne ich seinen Charakter völlig, wenn es ernsthafte, freundschaftliche Vertraulichkeit sein sollte; verkenne seinen Scharfsinn und seine Laune, seine Philosophie und seine Kritik. — Aber auch um Herrn Jacobi würde mirs herzlich leid sein, wenn er selbst die Unterredung Lessings für eine Vertraulichkeit genommen hätte, die ihm unser Freund machte. Alle Freunde und Bekannte des Herrn Jacobi loben seine Rechtschaffenheit, erheben sein Herz noch über seine Geistesgaben. Wie würde sich aber sein Betragen gegen Lessing mit dieser Rechtschaffenheit vereinigen lassen? Sein Freund legt ein Bekenntnis in seinem Schooße nieder, und er verrät es dem Publikum [man vergleiche die Äußerung in Mendelssohns erstem Briefe!]; sein Freund macht ihn in den letzten Tagen seines Lebens zum Vertrauten seiner Schwachheit, und er sucht damit dessen Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken." Genug, Mendelssohn kommt zuletzt dazu, anzunehmen, Lessing habe Jacobi nur hineingelegt, und Jacobi habe ihn selber, Mendelssohn, nur in den Schoß des Glaubens führen wollen. Jacobi antwortete darauf in der Schrift „Wider Mendelsohns Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessings", über die ihm Goethe in einem Briefe vom 5. Mai 1786 schreibt („Dein Büchlein habe ich mit Anteil gelesen, nicht mit Freude. Es ist und bleibt eine Streitschrift ... Gott hat dich mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt"). Der ganze Handel machte viel Aufsehen, unter anderem findet man in Claudius' Werken Auslassungen über ihn. Es erhielt sich das Gerücht, daß Mendelssohns Tod auf ihn zurückzuführen sei. Goethe schreibt in „Dichtung und Wahrheit" zu seinem Prometheusgedicht: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren." Nicht vergessen zu erwähnen will ich übrigens, daß Mendelssohn auch schon in der Schrift „Philosophische Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdischen in Sonderheit" von J. H. Schulz (dem sogenannten „Zopfschulz"), Berlin 1784, Angriffe erfahren hatte. Es kam eben allerlei zusammen.

War Lessing wirklich Spinozist? Da Spinoza auch Jude ist und ich natürlich der Anschauung bin, daß seine Philosophie so gut jüdischen Charakter tragen muß wie Mendelssohns Deismus, schlüge eine gründliche Erörterung der Frage schon in unser Thema, aber ich bin nicht genug philosophisch durchgebildet, um sie aufzunehmen. Übrigens hat Dühring in seiner scharfgeistigen Abhandlung „Die Judenfrage als Frage des Rassencharakters" über Spinoza gesprochen, und ich will wenigstens einen Absatz seiner Ausführungen hierher setzen: „Wenn man von Spinoza als einem Juden spricht, so muß man das Aufgehen seiner Philosophie in der angestammten Religion und den Typus der zugehörigen Moral zuerst kennzeichnen. Hiermit gibt man an, was Spinoza hat. Hier in diesem Kapitel ist aber unsere Hauptfrage die nach der eigentlichen Wissenschaft, also nach dem, was Spinoza nicht hat. In der Tat ist es charakteristisch, wie er nach dieser Seite hin mißlingende Versuche macht. Er möchte rein

wissenschaftliche Folgerichtigkeit haben, und er versieht sich an der Mathematik, deren altes eckiges Gerüst ihm die Stelle wirklicher Logik vertreten soll. Diese unschöne Gliederpuppenmanier der Darstellung und diese abrupten Rubriken mathematischer Art, in ungründlicher Form und an einem ungeeigneten Stoff, sind vollgültige Zeugnisse für den Mangel nicht bloß der tiefern logischen Fähigkeiten, sondern auch des ästhetischen Sinnes. Sie machen die Schrift über die Ethik auch schon äußerlich ungenießbar. Doch genug davon; die besondere Ausführung dieser Spinozistischen Mißgriffe und der zugehörigen Gründe gehört nicht hierher. Wichtiger ist hier eine handgreiflichere Tatsache. Während nämlich andere Philosophen wie Descartes in der eigentlichen Wissenschaft, namentlich in der Mathematik, einige positive Leistungen aufzuweisen hatten, ist Spinoza in dieser Beziehung völlig unfruchtbar. Auch hierin entspricht er seinem Stamm, dem die eigentliche Wissenschaft nicht bloß fremd und gleichgültig blieb, sondern im innersten Herzensgrunde sogar zuwider ist. Der Jude will noch heute nicht einmal von eigentlicher Philosophie etwas wissen. Er hat an seiner Religion genug, auch wenn er aufgeklärt und frei zu denken glaubt. Auch Spinoza macht nur eine halbe Ausnahme. In ihm kreuzte sich mit der Religion philosophische Anregung von außen, wie sie im 17. Jahrhundert von Bruno und Descartes her mächtig wirkte, von Hobbes nicht zu reden, aus dessen Schriften Spinoza etwas Anregung für sein äußerst unzulängliches politisches und machtbrutales Denken schöpfte. Jene ungleichartige Kreuzung ergab aber eben auch ein Bastardgebilde. Versöhnte nicht ein Stück echter Gesinnung, oder wenigstens eines Versuches dazu, mit der Gestalt des Philosophen, so würde die bloße Theorie nur als halbscholastisches und unschönes Mißgebilde den Unwillen rege machen. So aber hat Spinoza durch sein einfaches und unabhängiges Leben und durch sein, wenn auch verfehltes Streben nach einem selbstgenugsamen Denken, trotz schlechter Judenzüge seiner Moral und Rechtsauffassung, dennoch Anspruch darauf, gewissermaßen als einer der Gesinnungsphilosophen zu gelten. Macht war ihm Recht, Völkerverträge nur bindend, so lange sie nützlich wären — aber sein eigenes Verhalten war in gewissen Richtungen besser geartet, als solche unwahre und schlechte Sätze. Er hat mit dem Hebräer, der in ihm steckte, wenigstens gekämpft. Er hat ihn auszustoßen versucht, wie er selbst von seinen Stammesgenossen ausgestoßen war. Er hat sich wenigstens bemüht, etwas von der Erbschaft Giordano Brunos anzutreten, wenn ihm dies auch nur sehr unvollkommen von statten gegangen ist. Das Beste, was ihm gelang, erreichte er, nicht weil, sondern trotzdem daß er ein Jude war. Es mutet fast melancholisch an, wenn man sein entsagendes Streben und Leben mit jener in den Rahmen der Religion gebannten Wissenschaftslosigkeit vergleicht, der er anheim fiel." Nach Dühring hat noch der Jude Otto Weininger in seinem Werke „Geschlecht und Charakter" (Wien 1903) anders, als üblich ist, über Spinoza geschrieben: „Der hervorragendste Jude der letzten neunzehn Jahrhunderte, an dessen rein semitischer Abkunft zu zweifeln kein Grund vorliegt, und der sicherlich viel mehr Bedeutung besitzt als der fast jeder Größe entbehrende Dichter Heine oder der originelle, aber keineswegs tiefe Maler Israels, ist der Philosoph Spinoza. Die allgemein übliche ungeheuere Überschätzung auch des letzteren geht weniger auf Vertiefung in seine Werke und ein Studium derselben, als auf den zufälligen Umstand zurück, daß er der einzige Denker ist, den

Goethe eingehender gelesen hat." Das glaube ich allerdings auch, und die Art und Weise, wie Erich Schmidt den Spinozastreit behandelt, bestärkt mich in diesem Glauben. „Und es begab sich", schreibt Erich Schmidt ganz biblisch, „daß mehrere Jahre nach Lessings Tod seine Gedankenarbeit im bloßen Berichte eines Dritten die Geister aufs mächtigste erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches Problem hinlenkte, der Forschung bis heute besondere und allgemeine Probleme stellte, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte." Für einen Spinozisten hält Schmidt Lessing übrigens doch nicht, nimmt vielmehr, allerdings auf die Autorität seines Freundes Prof. Dr. Hugo Spitzer hin, dem er eine Art Miteigentumsrecht auf das betreffende Kapitel seiner Biographie eingeräumt hat, eine stärkere Beeinflussung durch Giordano Bruno an, bei dem sich die Grundidee des Panentheismus und die Metempsychose (Seelenwanderungslehre) fänden. Ich begnüge mich zu referieren. Eine besondere Schrift über Lessing als Philosophen ist die von C. Schrempf (Stuttgart 1906), die ich gelesen und ja schon öfter zitiert habe. Schrempf warnt davor, bei Lessing den Nachdruck auf die philosophischen Theoreme zu legen. „Bei dieser Behandlung stellt sich Lessing nur als Eklektiker dar von recht wenig Originalität und Zusammenhang des Denkens. Ein gewisses Recht ist natürlich auch ihr nicht abzusprechen: hatte Lessing keine Wahrheit, so hatte er doch über die wichtigsten Fragen der Weltanschauung im Laufe seiner Entwicklung ja seine Meinung. Nur müßte, wer diese darstellen wollte, bei jedem einzelnen Gedanken sorgfältig das Gewicht vermerken, das er für ihn hatte. Doch würde man auch so noch ein entstelltes Bild von Lessings philosophischer Eigenart geben. Denn der Inhalt des Denkens hat bei ihm überhaupt nicht dieselbe Bedeutung wie bei einem systematischen Philosophen, sondern ist, wesentlich betrachtet, nicht mehr als der Stoff, an dem er die intellektuelle Moral erkannte, selbst ausübte, andere lehrte." Zu einem bestimmten Ergebnis über Lessings letzte Anschauungen kommt auch Schrempf nicht, aber er findet den Wert dieser Persönlichkeit darin, daß sie uns in die rechte philosophische Stimmung hineinzuziehen vermag. Übrigens hatte Lessing nach Schrempf sein Tagewerk vollbracht, als er starb: „Als Dichter hatte er sich wohl nach seinem eigenen Gefühl mit der ‚Emilia Galotti' erschöpft. Auch in seinem Verständnis der Kunst ist er gewiß bis zu einer Grenze vorgedrungen, die er nicht zu überschreiten vermochte. Nach seinen theologischen Kämpfen sind keine höheren, ernsteren mehr zu denken, die seinem Dasein eine neue, stärkere Spannung hätten geben können. Endlich zeigen auch seine Gespräche mit Jacobi, daß er sein Nachdenken über die höchsten Fragen der Weltanschauung abgeschlossen hatte. Aber diese seine letzten Gedanken waren nicht von der Art, daß es ihn hätte reizen können, sie zusammenhängend darzustellen. Er hätte auf mehr guten Willen des Verständnisses rechnen müssen, als er nach seinen Erfahrungen mit Freund und Feind voraussetzen durfte; und gewiß war mit der zweifelnden Frage auch sein Interesse erloschen. So fragmentarisch alles ist, was er geschaffen, so war er doch fertig."

Über die jüngste Schrift über Lessings Denken, Hans Leisegangs „Lessings Weltanschauung", Leipzig 1931, werde ich im Erich-Schmidt-Kapitel dieses Buches sprechen.

X.

Lessing und die Nachwelt.

Wir haben den Brief Moses Mendelssohns an Karl Gotthelf Lessing beim Tode des Dichters mitgeteilt — die Judenklage würde hier nicht ausreichend vertreten sein, wenn wir nicht auch noch ein in der Berliner „Literatur- und Theaterzeitung" veröffentlichtes Gedicht von Gomperz (Levi, dann Leon, später Ludwig Gomperz aus Metz, 1749—?) brächten:

„Freue dich nun, blinder Aberglaube,
Lache, hämischer Verfolgungsgeist,
Jauchzet, daß wie Sturm die zarte Traube
Nun der Tod den Feind euch früh entreißt.

Männer, die des Glaubens Echtheit zeigen,
Jener Heuchler Gegner sind nicht mehr!
Nun kann Schwärmerei sich wieder zeigen,
Hin sind beide, Lessing und Voltaire!

Aber jeder Freund der heil'gen Wahrheit
Klagt empfindlich über Lessings Tod!
Lessing schuf in jedem Wissen Klarheit;
Er war's, der den Gleißnern Spitze bot!

Er war Schöpfer des Geschmacks der Bühne,
Unsers Deutschlands freudiger Properz,
In dem Drama größer als Racine,
Und Anakreon in seinem Scherz.

Ein Euripides im Trauerspiele,
Und in seiner Fabel ein Lactanz;
Ein Virgil im plastischen Gefühle;
Edle Grazie besaß er ganz.

Wo ist ein Genie, daß seinem gliche?
Groß wie Winckelmann im Laokoon;
Gleicht in sanfter Harmonie ein Grieche
Ihm wohl, in originellem Ton?

Weih, Germania, ihm deine Tränen,
Wind ihm klagend den Zypressenkranz!
Nur er wagt' es, Frevlerdruck zu höhnen,
Nur er lehrte liebreich Toleranz."

Wie charakteristisch-jüdisch ist das Ding, wie gleich sind sich die „Toleranzigen“ wie Sebastian Brunner spottet, bis auf diesen Tag geblieben! Lessing und Voltaire vereinigt werden wir bei Börne bald wiedertreffen. — Den würdigen Nachruf Lessings gab Herder in seinem schon erwähnten Aufsatze für den „Deutschen Merkur“, und dieser Nachruf ist zugleich die erste wirkliche Kennzeichnung Lessings, mit der die wertvolle Lessing-Literatur beginnt. Wohl hatten, wie man in Julius W. Brauns „Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen“ (Berlin 1884—97) ersehen mag, bereits bei Lessings Lebzeiten manche hervorragendere Männer (J. D. Michaelis und Heyne, Albrecht v. Haller und J. v. Müller, Weiße und Ramler, Garve und Engel, Claudius und Schubart, Lichtenberg und Hippel, Gerstenberg und auch schon Herder) einzelne Werke Lessings angezeigt und besprochen, wohl stand bei seinem Tode ein bestimmtes allgemeines Urteil — „Verdienst und Ehrlichkeit“ rühmt ihm ein Gedicht von 1768 nach, und die „Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur“, Lemgo 1776, nennt ihn einen „großen“ Mann — über ihn fest, aber erst Herders Schilderung zeigt Lessing allseitig, mißt sein Verdienst ab und sucht sein Wesen herauszustellen. „Kein neuerer Schriftsteller“, so beginnt er, „hat, dünkt mich in Sachen des Geschmacks und des feineren gründlichen Urteils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfing und nach seiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewässert; er empfing einen Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hilfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten und woher es sonst anging, herbei; schade aber, es waren fremde, zum Teil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht allgemeinen Kurs finden konnten. Jetzt kam Lessing. Sowohl an Witz als in Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinah Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urteil; er übertraf sie bald in beidem. Am meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines munteren dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigentum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher als Luther oder Lessing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?“ Da ist freilich auch schon der unglückselige Vergleich Lessings mit Luther, aber doch nur in bezug auf die Sprache. — Herder betrachtet dann die einzelnen Werke Lessings, seine Übersetzungen, seine „Kleinen“, wie er sagt, „Schriften“ mit den „Rettungen“ („Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortging und Blüten in Früchte verwandelt hat, ist's Lessing, ja was sage ich fortging? bis an sein Ende ging er seiner Zeit

vor"), seine Fabeln, Sinngedichte und Lieder, die Literaturbriefe, die Neuausgabe Logaus, die Übersetzung Diderots usw. Aber die Dramen geht er verhältnismäßig kurz weg: „Die großen Schritte, die er von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und notwendig sie unserm Theater noch lange sein werden, zu einem ‚Philotas', einer ‚Minna', einer ‚Emilia Galotti' getan hat, sind auch dem stumpfesten Auge unverkennbar." Ausführlich aber spricht er wieder über die altertums- und bühnenwissenschaftliche Tätigkeit Lessings und kommt dann auf Lessing den Bibliothekar, „der unter dem Gewühl dieser Art [der Herausgabe kleiner Fachschriften] eine ‚Emilia Galotti', einen ‚Nathan den Weisen' machte; der eben zu der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte, Lessing, der an jedem Ort jeden Würdigen gern ins Licht zog, wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, tätig freundschaftliche, neidlose Lessing." Auch die theologischen Streitigkeiten berührt Herder oder vielmehr, er bespricht sie ziemlich gründlich, und die Art, wie er es tut, macht ihm, der doch Theologe war, alle Ehre. „Ich bin für mich überzeugt", sagt er, „daß er auch die Ausgabe dieser Stücke [der Fragmente] allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freiern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe" — was ich ja nun freilich nicht glaube. Bei Gelegenheit der Zweifel des Reimarus am Christentum meint Herder: „Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin sich die Polemik vieler Retter und Streiter einschränkt), sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Zuschnitt der Sehart genommen zu haben scheint" — das letztere stimmt ja freilich auch nicht. Über die Kämpfe selbst spricht Herder sehr bieder: „Übrigens will ich hier Lessing nur entschuldigen, weil er ein Mensch, wie wir, war, nicht rechtfertigen noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift z. B., gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht und bin also kein Richter zwischen beiden." Zum Schluß redet er Lessings Geist unmittelbar an: „Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdennebels hinwegwarst, in welch anderm, höherm Lichte zeigte er dir alles, was du hienieder sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldener, ewiger Güte und Schönheit werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der

menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer tätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden." Ich bin trotz Dühring der Ansicht, daß einmal so über Lessing gesprochen werden mußte, daß es nicht bloß Herder, sondern uns Deutschen Ehre macht. Damit entschuldige ich freilich die, die Herder oftmals heuchlerisch nachgeschwatzt haben, noch lange nicht. — Ungefähr um die Zeit von Lessings Tod erschien in Berlin bei Christian Friedrich Voß und Sohn, Lessings Verlegern, ohne Namen das Buch, das man als die erste deutsche Literaturgeschichte für breitere Kreise bezeichnen kann, die „Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten" von Karl August Kütner, Professor am akademischen Gymnasium zu Mitau (aus Görlitz, 1749—1800). Lessing ist da kurz und knapp folgendermaßen behandelt: „So verschiedne Fähigkeiten des Geistes das Trauerspiel, die äsopische Fabel, das scherzhafte Lied und das Epigramm voraussetzen, so ist Lessing doch groß und vortrefflich in allen. Der Umfang seines vielfassenden und immer tätigen Genies, seine tiefe Gelehrsamkeit, sein angeborener Witz und die Schärfe seiner Urteilskraft geben allen seinen Arbeiten die schöne, feste Gestalt. Auf unsrer Bühne ist er Meister und Richter, ein Kenner der abgezogensten theoretischen Regeln, des menschlichen Herzens, der Sitten und der dramatischen Sprache, scharfsichtig in Zergliederung fremder Originalwerke und glücklich in der eigenen Ausführung. Ihm allein kann man zum Ruhme nachsagen, daß er in allen seinen Schauspielen nichts von den Alten, nichts von den Ausländern entlehnt, sondern allemal aus sich selbst geschöpft hat. Vornehmlich sind seine Lustspiele mit eigenem teutschen Geiste bearbeitet. Er schildert Nationalsitten und Nationalcharaktere, an denen unsre Bühne noch immer so arm ist, seine Pläne sind einfach und mit Einsicht angelegt, in der Zeichnung der Charaktere bleibt er der Natur getreu, sein Dialog ist leicht, geschmeidig und voller Leben, sein Scherz mit attischem Salze gewürzt, voller Feinheit und Urbanität, seine Sprache präzis und von klassischer Zierlichkeit. Seine Stücke gefallen bei der Vorstellung wie beim Lesen, sie gefallen als Muster des schönsten Ausdrucks und einer ungezwungenen Regelmäßigkeit, sie beschäftigen den Geist und das Herz und erregen durchgehends eine hohe Meinung von den mannigfachen Talenten ihres Urhebers. Selten vereinigen sich alle Vollkommenheiten des tragischen, komischen und fröhlichen Dichters so ganz in einem Mann, selten bieten Kunst und Genie sich so behülflich die Hände. — Lessings schriftstellerischen Charakter von allen Seiten zu schildern erfordert den Fleiß und den Raum eines ganzen Buches. Daß er die Theorie mancher Dichtarten berichtigt und jede mit eignen trefflichen Mustern bereichert hat, daß er selbst in seinen prosaischen Fabeln durch Neuheit, Einfalt, sinnreiche Kürze und natürliche Moral den besten Fabeldichtern der neuern Zeit den Vorrang streitig macht, daß er im Fache der Altertümer, der schönen Künste, der Philologie und Ästhetik keinem an gründlicher Einsicht weicht, daß er unübertrefflich ist in seiner Prosa und Fülle, Nachdruck, Nettigkeit und die geheimsten Kunstgriffe des echten klas-

sischen Stils bis zum Neide in seiner Gewalt hat, daß er sich als einen Selbstdenker und Wahrheitssucher, als einen unversöhnlichen Feind aller Scheintugend und falschen Größe, als einen lucianischen Spötter und furchtbaren Verlacher der selbstsüchtigen und gelehrten Toren, des Afterwitzes und der Klügelei bewährt hat — dies und noch mehr wird die Nachwelt ihm einräumen müssen, ohne durch entferntere Winke dazu vorbereitet zu sein. — Ihn lobpreisen ist ebenso waglich als ihn tadeln wollen." Der brave Kütner war ein bißchen Wohl- (nicht gerade Schön-) redner, aber im allgemeinen hat, was er sagt, immer Hand und Fuß. — Berlin 1793—95 trat dann Karl Gotthelf Lessings „G. E. Lessings Leben (nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse)" hervor, die brüderliche Lebensbeschreibung, die bis auf diesen Tag sehr wohl lesbar geblieben ist, ja durch einen originalen Ton wirklich fesselt.

Wie Goethe und Schiller zu Lessing standen, ist bekannt: Sie waren sich auf der Höhe ihrer Entwicklung beide bewußt, in gewissem Betracht sein Werk fortzusetzen, und wenn nun auch der Kreis weiter geworden war und die Lebensquellen reicher strömten, der Geist war im ganzen noch der nämliche, war, zumal in unserem eigentlich klassischen Zeitalter, der der „Humanität". Man könnte aus Goethes Werken, Gesprächen und Briefen ein Gesamtbild Lessings zusammenstellen, und ich habe in meiner „Einführung in die Weltliteratur im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes" so etwas versucht, so daß ich mich hier kurz fassen kann. Im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" gibt Goethe im Anschluß an seine Darstellung der Bedeutung des Aufschwunges Preußens für unsere Schrifttumsentwicklung bekanntlich eine glänzende Würdigung „Minnas von Barnhelm", bei der auch das Wesen Lessings mannigfach gestreift wird, und an demselben Orte wird ferner die Wirkung des „Laokoon" auf die Zeitgenossen dargestellt. Auch über „Emilia Galotti" und „Nathan" hat Goethe sich des öfteren ausgelassen und vor allem Lessings Charakter immer wieder gepriesen. Dabei sah er die Einseitigkeit des Mannes recht wohl: „Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache, und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das Herrlichste zustatten." Dennoch nahm Goethe für Lessing den Rang des Genies in Anspruch. — Schiller hatte, wie Goethe berichtet, zunächst eine Abneigung gegen Lessings Dramen, wohl weil ihn das zu stark Verstandesmäßige störte, hat dann aber doch den „Nathan" (über den er sich in einer Anmerkung zu dem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung ausspricht) auf die Bühne gebracht. Den Kritiker und Ästhetiker Lessing schätzte er sehr hoch: „Es ist doch gar keine Frage", schrieb er 1799 an Goethe, „daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht habe und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat." Dühring schreibt denn auch Goethe und Schiller die Hauptschuld an der Überschätzung Lessings zu, aber er selber sieht ja leider die geschichtliche Bedeutung Lessings, die Goethes und Schillers Stellung erklärt, überhaupt nicht. — In der „Gallerie der berühmtesten Dichter des 18. Jahrhunderts" von Samuel Baur, die Leipzig 1805 erschien, werden Lessing 22 Seiten gewidmet (Baur hatte ohne Zweifel Karl Gotthelfs Biographie gelesen), aber Klopstock heißt doch noch der „erste, einzige und größte Dichter Deutschlands".

Die schärfere Betrachtung Lessings, in einem bestimmten Gegensatze zum „humanen" Geiste und auch von einem andern Dichterbegriff aus, hat uns die Romantik gebracht. Friedrich Schlegel veröffentlichte im Jahre 1797 in Reichardts „Lyceum der schönen Künste" einen Aufsatz „Über Lessing", der als Anfang wirklicher Lessing-Kritik zu betrachten ist. Er wurde dann in die „Charakteristiken und Kritiken" der beiden Brüder Schlegel (Königsberg 1801) aufgenommen. Schlegel stellt seinen Aufsatz als Versuch, „Lessings Geist im ganzen zu charakterisieren", hin und meint zunächst: „Lessing war einer von den revolutionären Geistern, die überall, wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gärungen und gewaltigsten Erschütterungen allgemein verbreiten. In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht bloß Epoche gemacht, sondern eine allgemeine und dauernde Revolution allein hervorgebracht oder doch vorzüglich veranlaßt." Aber gerade die literarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er, so lange er lebte, nie aufhörte, eifrigst zu hassen und zu verfolgen, hätten es gewagt, ihn als einen Virtuosen der goldnen Mittelmäßigkeit zu vergöttern und ihn sich ausschließend gleichsam zuzueignen, als sei er einer der ihrigen. Völlig ausgemacht sei es nach dem einmütigen Urteil aller dieser, daß Lessing ein sehr großer Dichter sei. Auch das sei ausgemacht, daß Lessing ein unübertrefflich einziger, ja beinah vollkommener Kunstkenner der Poesie war. Einstimmig würde seine Universalität bewundert, welche dem Größten gewachsen war und es doch auch nicht verschmähte, selbst das Kleinste durch Kunst und Geist zu adeln. Einige, vorzüglich unter seinen nächsten Bewunderern und Freunden, hätten ihn deshalb für ein Universalgenie erklärt und schienen oft zu glauben, sein Geist habe wirklich keine Schranken gehabt. Dabei sei von Lessings Witz und Lessings Prosa gar wenig und noch weniger von Lessings Charakter die Rede: „von den würdigen männlichen Grundsätzen, von dem großen freien Stil seines Lebens, welches vielleicht die beste praktische Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten sein dürfte; von der dreisten Selbständigkeit, von der derben Festigkeit seines ganzen Wesens, von seinem edeln Zynismus, von seiner göttlichen Liberalität; von jener biedern Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in allem, was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe und überhaupt die ersten Bande der Natur und die innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbart, und die sich auch hie und da in Werken, welche sonst nur der Verstand gedichtet zu haben scheint, so anziehend und durch ihre Seltenheit selbst rührender äußert; von jenem tugendhaften Haß der halben und der ganzen Lüge, der knechtischen und der herrschsüchtigen Geistesfaulheit; von jener Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers; von seiner warmen und tätigen Ehrfurcht vor allem, was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntnis und insofern als Eigentum der Menschheit betrachtete; von seinem reinen Eifer in Bemühungen, von denen er selbst am besten wußte, daß sie, nach der gemeinen Ansicht, fehlschlagen und nichts fruchten würden, die aber, in diesem Sinne getan, mehr wert sind, wie jeder Zweck; von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloß wirken, sondern aus Instinkt der Größe handeln m u ß, und die auf alles, was sie nur berührt, von selbst, ohne daß sie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirkt." Man sieht, ein Verächter Lessings war Friedrich Schlegel eben nicht, er fühlt sich nur in scharfem Gegen-

satz zu „jenen harmonisch Platten, jenen würdigen Dichtern und Kunstrichtern, die so unermüdet geschäftig sind, alles Göttliche und Menschliche in den Syrup der Humanität aufzulösen“ und sich deshalb eine nachahmungswürdige „Universalkorrektheit“ Lessings eingebildet haben, und spricht es deshalb auch kühn aus: Lessing war mehr wert als alle seine Talente, in seiner Individualität lag seine Größe. Denen gegenüber, die entschieden zu wissen glauben, daß Lessing einer der größten Dichter gewesen, meint er: „Ich zweifle sogar, ob er überall ein Dichter gewesen, ja, ob er poetischen Sinn und Kunstgefühl gehabt habe“, und sagt dann gerade heraus: „Und was ist denn nun diese bewunderte merkwürdige „Emilia Galotti“? Unstreitig ein gutes Exempel der dramatischen Algebra. Man mag es bewundern, dieses in Schweiß und Pein produzierte Stück des reinen Verstandes; man mag es frierend bewundern und bewundernd frieren; denn ins Gemüt dringts nicht und kann es nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüt gekommen ist. Es ist in der Tat viel Verstand darin, nämlich prosaischer, in dieser prosaischen Tragödie, ja sogar Geist und Witz. Gräbt man aber tiefer, so zerreißt und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammenzuhängen schien. Er fehlt an jenem poetischen Verstande eines Shakespeare, Goethe oder Tieck.“ Eher läßt Schlegel „Nathan“ gelten, „Wer den ‚Nathan‘ recht versteht, kennt Lessing“, aber er sieht doch auch, daß die Darstellung weit hingeworfener ist als in der „Emilia“, sieht, daß die Charaktere noch mehr von der Affektation der manierierten Darstellung haben, welche sich in der „Minna“ zuerst zeigt. Eine hohe philosophische Würde erkennt Schlegel dem Stück zu, rät aber, die Idee aufzugeben, den „Nathan“ auf irgendeine Art von (geistiger) Einheit zu bringen, und erklärt ihn zuletzt für ein „dramatisiertes Elementarburch des höheren Zynismus“. — Schlegel wollte dann auch noch den Beweis führen, die Meinung, Lessing für einen Kunstrichter zu halten, sei gleichfalls irrig, und zwar „gegründet auf das Faktum, daß es ihm an historischem Sinn und an historischer Kenntnis der Poesie fehle“. Dazu ist er nicht gekommen, aber er ruft den gewöhnlichen Lessingfreunden zu: „Hört doch endlich auf, an Lessing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und nicht konnte, und immer wieder seine falsche Tendenz zur Poesie und Kritik der Poesie, statt sie mit Schonung zu erklären und durch die Erklärung zu rechtfertigen, sie nur von neuem in das grellste Licht zu stellen. Und wenn ihr denn einmal nur bei dem stehen bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz sichtbar geworden ist, so laßt ihn doch, wie er ist, und nehmt sie, wie ihr sie findet, diese Mischung von Literatur, Polemik, Witz und Philosophie“, diesen höheren Tagesschriftsteller, würde ich etwa sagen. — Nachdem er darauf einen ganzen Haufen eigener Sinnsprüche, die angeblich das Wesen Lessings auf seine, Schlegels Weise und seine Neigung zu ihm ausdrücken sollen, von sich gegeben, kommt er zum Schlusse nochmals auf Lessing zurück und sagt: „Ich ehre Lessing wegen der großen Tendenz seines philosophischen Geistes und wegen der symbolischen Form seiner Werke“, ein Wort, das wir uns in einem bestimmten Sinne zu eigen machen können, wenn wir auch die romantischen Anwandlungen, die Schlegel daran knüpfte, ablehnen. Ja, unzweifelhaft, ein bloßer Aufklärer ist Lessing nicht gewesen, und seine Dichtungen, so verstandesgemäß sie aufgebaut sind, bilden etwas vor. Friedrich Schlegel war zwar zweifellos ein „Genialitätsfex“, aber das schließt nicht aus, daß er sehr oft richtig geschaut und

empfunden hat. Das Aufklärerideal Lessing war nun zerstört, ist dann aber freilich wieder künstlich zum Leben erweckt oder „galvanisiert" worden. — Weit kühler als Friedrich, hat sich immer August Wilhelm Schlegel zu Lessing verhalten, ihn, wenn ich mich recht erinnere, in den Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst sogar weggelassen. Dafür wird er in Erich Schmidts „Lessing" geschuhriegelt, und auch sonst hat man wohl gemeint, daß Schlegel nur deswegen Lessing beiseite schiebe, weil er selber seine Stellung einnehmen wolle. Er bedeutet als Charakter neben Lessing freilich nicht allzuviel, aber daß er ihn an künstlerischer Erkenntnis und geschichtlichem Sinn — sei es nun dank der inzwischen bedeutend fortgeschrittenen Entwicklung, sei es aus angeborener Anlage — bedeutend übertraf, wird sich nicht gut leugnen lassen, so wenig wie daß viele unserer späteren literaturgeschichtlichen Größen, die den Schlegeln gegenüber so erhaben zu tun pflegten, was wirkliche Urteilskraft anlangt, doch nur ihre schwächlichen Nachzügler sind. — Die Gerechtigkeit der Romantik gegen Lessing repräsentiert nach den Schlegeln der bühnenkundige Tieck: „Es gab eine Zeit in Deutschland", sagt er bei Gelegenheit einer Aufführung der „Emilia Galotti" auf dem Wiener Burgtheater, 17. Mai 1825, „wo es notwendig war, darauf aufmerksam zu machen, daß Lessing, nach dem wahren Sinne des Wortes, kein Dichter genannt werden könne, weil eine einseitige Bewunderung des großen Mannes fast nur den großen Dichter in ihm sehen, und in dieser Tragödie, trotz einiger Mängel, das vollendetste Trauerspiel unserer Nation erkennen wollte. Diese Tage sind vorüber, und es kann wieder von Nutzen sein, unsere leer phantasierende Jugend auf Lessing auch als Dichter aufmerksam zu machen, auf den Scharfsinn und die Tiefe seiner Kompositionen, auf die Gründlichkeit seiner Motive, auf den Adel seiner Charaktere und den philosophischen Witz seiner Sprache. Wer das Theater studieren will, muß durchaus den Bemühungen Lessings, auch seinen Schauspielen eine wiederholte Aufmerksamkeit widmen." Das kann man auch heute noch ruhig sagen. Die Literarhistoriker dieser, der sogenannten Biedermeierzeit, reden denn auch alle ganz vernünftig über Lessing. So sagt Wachler („Handbuch der Geschichte der Literatur", Leipzig 1824): Lessing „begründete und ordnete das heutige geistige Streben in der teutschen Nationalliteratur, deren Bedeutung er ebenso tief erfaßte, als er ihr höheres Ziel richtig ahndete und, von den folgenden Geschlechtern vollständiger verstanden, schärfer bestimmte; sein Verdienst darf weniger nach dichterischen Leistungen gewürdigt werden, ob er gleich im Lehrtone und im Lied den besseren Zeitgenossen gleich stand, im Epigramm und in prosaischen Fabeln, besonders aber im Drama ihnen weit überlegen war, sondern nach den für alle Zeiten musterhaften kritischen Arbeiten, mit denen er früh begann und immer fortschreitend die unbeeinträchtigte Anerkennung wahrer Meisterschaft erlangte." Auch was Franz Horn, über den man heute meist sehr wegwerfend redet, in § 76 bis § 84 des dritten Bandes seiner „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther bis zur Gegenwart" (Berlin 1824) sagt, ist gar nicht so übel, man höre nur: „Sein äußeres Leben und seine Schicksale sind so häufig beschrieben worden, daß wir ihrer nur gedenken, um sie als rein d e u t s c h zu bezeichnen, denn mancher Ernst und manche Schmerzen sollten das edle Metall läuternd erproben. Tüchtige fromme Eltern; aber arm, strenge Erzieher; aber liebend. — Gründlicher Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik (zu Meißen), geniale Aber-

kraft auf der Universität (Leipzig). Unvermögen, ein bestimmtes Fach allein zu wählen, da die Fülle der Anlagen fast für alle Fächer hinzureichen schien. Schriftstellerische Tätigkeit nach vielen Seiten hin, als Übungen der Kraft, zuweilen sogar mit Hilfe sophistischer Dialektik, z. B. bei Rettungen einiger anrüchiger Charaktere, wobei jedoch stets sein treffliches Gemüt vorwaltet, das selbst einen Simon Lemnius reingewaschen zu sehen wünschte. — Geistreiches literarisches Herumtreiben in den Literaturbriefen usw. — Fünfjähriges Stillschweigen, unter den heterogensten Amtsgeschäften in Breslau, aber unschätzbar für seine Bildung, die um diese Zeit festen Halt zu gewinnen schien. — Heitere, überall Herrliches wirkende Tätigkeit, bis etwa 1776. — Das Leben unter Büchern fängt an, ungünstig zu wirken. — Endlose Streitigkeiten mit deutschen Theologen, die er nicht lehren konnte, und die ihn nicht begriffen. — Höchste, nicht immer günstige Wirksamkeit und Berühmtheit bei innerem Gram, Versöhnender Tod, von ganz Deutschland, selbst von den meisten Feinden schmerzlich gefeiert." Das ist doch nicht die übliche „Schablone". — Auch Wolfgang Menzel hat, so scharf er gegen den „Nathan" vorging, Lessings Bedeutung anerkannt. „Lessing gehört zu den ersten Geistern des Jahrhunderts", schreibt er. „Als Dichter ist er von höchster Bedeutung für das Schauspiel, weil er zuerst eine durchaus natürliche, tiefe und feine Charakteristik der Personen einführte und damit die herkömmlichen teils vom französischen Theater, teils noch aus dem deutschen Possenspiel entlehnten Schablonen durchbrach. Er tat das auf eine einfache, ihm eigentümliche Weise, er verließ die Gallomanie, ohne in die Anglomanie zu fallen. Er blieb von jedem fremden Einfluß frei, macht daher einen überaus erquicklichen und erfrischenden Eindruck. Es tut wohl den deutschen Geist in dieser jugendlichen Kraft aus den zerfallenden Gräbern aller alten Moden emporsteigen zu sehen." Das schrieb Wolfgang Menzel, den die Juden dann zum „Denunzianten" gestempelt haben, der aber ein so guter Deutscher wie nur einer war — weswegen ich auch auf seine Empfindung Lessings als Deutschen etwas gebe. Auch was Gervinus über Lessing schreibt, lasse ich mir noch gefallen. Er ist zwar sehr stark für ihn eingenommen, was sich wohl zunächst daraus erklärt, daß er ihm „lag" (viel mehr als Goethe), dann aber auch daraus, daß Gervinus nun ausgesprochener Freisinniger ist. Dennoch sieht er im ganzen noch richtig: „Seine, Lessings, Beschäftigungen waren vielleicht immer ohne Plan, nie ohne den schärfsten Instinkt begonnen; mit der Zeit hellte ihm die Erfahrung und Erkenntnis das Bewußtsein auf; er ergriff nun seine Partie, liegen zu lassen oder fortzuführen, mit gleicher Energie, und man kann sagen, er hat nach den ersten Irrungen seiner ratloseren Jugend niemals fehlgehandelt. Wenn man seinen literarischen Tätigkeiten nachforscht, so kann man im einzelnen verlorene Zeit und unreife Fragmente und bibliothekarischen Dilettantismus bedauern, aber wenn man das Ganze seiner wissenschaftlichen Bildung überschaut, so erkennt sich wohl die Bedeutung selbst der geringsten Kollektaneen, die er gemacht hat... So kam er auf dem Wege des Lernens und Sammelns zur Verarbeitung, er kam durch Kenntnisse zur Einsicht, durch weite Gelehrsamkeit zu einfacher Weisheit. Wir können von dem paradoxen Manne dies größte Paradoxon sagen, daß er, ein anscheinender Kleinigkeitskrämer und Stubengelehrter, der größte Menschenkenner, daß er als der ärgste aller Büchernarren zugleich der größte Bücherverächter war, was ihn uns als den wahren Weisen empfiehlt, der aus Bücherwelt

und Lektüre einen ewigen Besitz für seine Seele davon trug, dem das Buch nicht den Kopf und der Kopf nicht das Herz verderben konnte... Lessing brauchte sich nicht über sich zu täuschen. Man kann Gaben an ihm vermissen; aber der Gebrauch, den er von denen machte, die er hatte, ist ein ewiges Muster... Er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ἀκμή, die Spitze und Blüte der schönen Kunst nennt, den einem Dichter zu verdächtigen ihm eine Sünde an dessen Lebensberufe schien... Er war die Hebamme unserer Poesie, nicht selbst Poet." Das sind einzelne Stellen aus Gervinus' im ganzen glänzender Kennzeichnung. Wem er doch zu weit geht, der mag nebenbei Grillparzers schon einmal angeführte Auslassung lesen, die, wie so vieles in des Österreichers Aufzeichnungen, vielleicht nach der Gervinus-Lektüre erfolgt ist: „Man ist gegenwärtig sehr geneigt, Lessing als den Ausgangspunkt unserer Literatur hinzustellen. Das ist aber nicht wahr. Der Vater unserer Literatur ist Klopstock. Er hat zuerst den Funken der Begeisterung in die träge und pedantische Masse geworfen, und erst als in der Mitte von Klopstock und Goethe, mit Wieland zur Seite, kann Lessings Wirken als ein heilbringendes bezeichnet werden. Überhaupt ist des Mannes Wahrheitsliebe nicht ohne Streitsucht und seine Kritik nicht ohne Neid. Statt Klopstock mit offenen Armen als den einzigen deutschen Dichter aufzunehmen, hat er an ihm gequängelt, Wielanden hat er die Freude an seinen harmlosen Produkten gestört, den Wert von Goethes ersten Hervorbringungen hat er verkannt. Seine Freundschaft mit Ramler und Nicolai ist nicht ohne erklärende Bedeutung. Wenn er gegen die Fehler der französischen Tragiker zu Felde zog, so hatte die Derbheit seiner Natur daran so viel Anteil als sein kritischer Scharfsinn, und seine syllogistische Ästhetik hat ihn weit schlechteren Gattungen in die Arme geführt, der weinerlichen Komödie und dem bürgerlichen Trauerspiel. Sein Kultus für Shakespeare hat ihn vor der Nachahmung Diderots nicht bewahrt. Damit sollen nicht die unendlichen Verdienste Lessings geleugnet, sondern nur der Vergötterung in den Weg getreten werden, die ihm Leute zukommen lassen, die eine Ähnlichkeit zwischen ihm und sich finden und sich loben, wenn sie ihn preisen. Lessing hat aber nur Wert als der höchste einer nichts weniger als wünschenswerten Gattung; der nächste nach ihm ist schon ein Klopffechter und ein poetisierender Prosaiker." An dieser Ausführung Grillparzers kann niemand vorbei, wenn auch einiges an ihr einzuschränken ist. Es sind auch noch andere Bemerkungen des österreichischen Dichters bedeutsam, so wenn er zu Lessings Äußerung an Gleim: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich wohl gerne entbehre" den Zusatz macht: „Ein merkwürdiges Geständnis, das viele andere entbehrlich macht." — Wir Deutschen wären also, das beweist diese meine Zusammenstellung, mit Lessing schon zurecht gekommen, hätten ihm und seiner Wirkung, bei aller Schätzung des Verfassers von „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti", des Mitarbeiters der „Literaturbriefe" und Begründers der deutschen Dramaturgie, die natürliche Grenze gezogen. Da kamen fremde Einflüsse, und ihnen gelang es unter geschickter Benutzung der „liberalen" Zeitströmung, die Überschätzung Lessings zustande zu bringen, die uns Deutschen so viel geschadet hat und noch schadet.

Es waren natürlich jüdische Einflüsse. Den Juden ist Lessing von allen

deutschen Dichtern der angenehmste, wohl auch der nächste, und sie begriffen, schon von Mendelssohn an, was er ihnen nützen könne. So haben wir das ganze 19. Jahrhundert hindurch jüdische Lessing-Anpreisung, obgleich schon Gervinus ausgeführt, daß mit Herder eine neue Zeit gekommen. Da ist gleich Börne, der wie einst Léon Gomperz Lessing und Voltaire, nun aber im Gegensatz zu Schiller und Goethe preist. Man lese das 10. Kapitel von „Aus meinem Tagebuche": „Der Verstand ist Brot, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Goethes und Schillers so verständige Lehren nutzen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt, und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit: so Goethe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnis der Zukunft: so Voltaire und Lessing." So stellt der Jude alles auf den Kopf, erklärt das Lebendige für tot und das Tote für lebendig, weil es ihm in seiner bewußten oder unbewußten Rassenpolitik in den Kram paßt. Dabei weiß er nicht einmal (oder verschweigt es), daß Voltaire ein entschiedener Judengegner gewesen *). Es ist schade, daß Börne nicht etwas Ausführliches über Lessing geschrieben hat; da würden wir gleich den ganzen Judenkohl beisammen haben und brauchten uns nicht weiter nach ihm umzusehen. So folgte auf Börne Heine. In seinem „Deutschland. Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", die er ursprünglich für die „Revue de deux mondes" geschrieben, heißt es über Lessing: „Seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht als Gotthold Ephraim Lessing. Diese beiden sind unser Stolz und unsere Wonne [Luther als Wonne Heines und Israels — es ist wirklich urkomisch!]. In der Trübnis der Gegenwart schauen wir hinauf nach ihren tröstenden Standbildern, und sie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Lessing fortgesetzt, und dessen das deutsche Vaterland so sehr bedarf — der dritte Befreier! Ich sehe schon seine goldne Rüstung, die aus dem purpurnen Kaisermantel hervorstrahlt ‚wie die Sonne aus dem Morgenrot'! — Gleich dem Luther wirkte Lessing nicht nur, indem er etwas Bestimmtes tat, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufregte, und indem er eine heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit, und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwicklung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampfe erschlug, und in dieser Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vor-

*) Vgl. u. a. Voltaire über die Juden. 2. Denkschrift des Deutschvölkischen Schriftstellerverbandes. Herausgegeben von Philipp Stauff. Deutschvölkischer Verlag (F. Roltsch), Weimar (jetzt leider nicht mehr zu haben).

trefflichkeiten ausgerüstet war. Begreiflich ist es, daß solch ein streitlustiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber eben diese kam ihm hilfreich zu statten; denn oser! ist das Geheimnis des Gelingens in der Literatur, ebenso wie in der Revolution — und in der Liebe. Vor dem Lessingschen Schwerte zitterten alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Übermut heruntergeschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tötete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitzen in ihren Herzen. Der Lessingsche Witz gleicht nicht jenem enjouement, jener gaité, jenen springenden saillies, wie man hierzuland dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines französisches Windhündchen, das seinem eigenen Schatten nachläuft; sein Witz war vielmehr ein großer deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt. — Ja, Polemik war die Lust unseres Lessings, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner seiner würdig war. So hat er eben durch seine Polemik manchen Namen der wohlverdienten Vergessenheit entrissen. Mehrere winzige Schriftstellerlein hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor [?] gleichsam umsponnen, und in den Lessingschen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten, wie Insekten, die sich in einem Stück Bernstein verfangen. Indem er seine Gegner tötete, machte er sie zugleich unsterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendet! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antiquar geschleudert und womit er ihn zerschmettert, sind jetzt dessen unverwüstliches Denkmal. — Merkwürdig ist es, daß jener witzigste Mensch in Deutschland auch zugleich der ehrlichste war. Nichts gleicht seiner Wahrheitsliebe. Lessing machte der Lüge nicht die mindeste Konzession, selbst wenn er dadurch in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit tun, nur nicht lügen. ‚Wer darauf denkt', sagte er einst, ‚die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, aber ihr Liebhaber ist er nie gewesen.' — Das schöne Wort Buffons ‚Der Stil ist der Mensch selber' ist auf niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die innewohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze aufeinander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlußfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessingschen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserem Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche ihr la belle phrase nennt. — Daß ein Mann wie Lessing niemals glücklich sein konnte, werdet ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er sie auch nicht selbstwillig überall verfochten hätte, so mußte er doch unglücklich sein; d e n n e r w a r e i n G e n i e. ‚Alles wird man dir verzeihen', sagte jüngst ein seufzender Dichter [wohl Henri Heine], ‚man verzeiht dir deinen Reichtum,

man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgestalt, man läßt dir sogar Talent hingehen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie.' Ach, und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von außen, so fände das Genie doch schon in sich selber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb ist die Geschichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die große Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches sie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauspielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Lessing begegnete. — Mehr als dieses hat ihm der böse Leumund nicht nachsagen können, und aus seiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm schöne Komödiantinnen amüsanter dünkten als Hamburgische Pastöre, und daß stumme Karten ihm bessere Unterhaltung gewährten als schwatzende Wolfianer. — Es ist herzzerreißend, wenn wir in dieser Biographie lesen, wie das Schicksal auch jede Freude diesem Manne versagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie sich von seinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur schien Fortuna ihn begünstigen zu wollen, sie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieses Glück war wie der Sonnenstrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es schwand ebenso schnell, das Weib starb infolge des Wochenbettes, das Kind schon bald nach der Geburt, und über letzteres schrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte: ‚Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrat merkte? — war es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.' — Ein Unglück gab es, worüber sich Lessing nie gegen seine Freunde ausgesprochen; das war seine schaurige Einsamkeit, sein geistiges Alleinstehn. Einige seiner Zeitgenossen liebten ihn, keiner verstand ihn. Mendelssohn, sein bester Freund, verteidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beschuldigte. Verteidigung und Eifer waren ebenso lächerlich wie überflüssig. Beruhige dich im Grabe, alter Moses; dein Lessing war zwar auf dem Wege zu diesem entsetzlichen Irrtum, zu diesem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchste, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Lessing war kein Spinozist, wie die Verleumdung behauptete; er starb als guter Deist wie du und Nicolai und Teller und die Allgemeine deutsche Bibliothek. — Lessing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Testament ins dritte hinüberdeutete. Ich habe ihn den Fortsetzer des Luther genannt, und eigentlich in dieser Eigenschaft habe ich ihn hier zu besprechen. Von seiner Bedeutung für die deutsche Kunst kann ich erst später reden. In dieser hat er nicht bloß durch seine Kritik, sondern auch durch sein Beispiel eine heilsame Reform bewirkt, und diese Seite seiner Tätigkeit wird gewöhnlich zumeist hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem andern Standpunkte aus, und seine philosophischen und theologischen Kämpfe sind uns wichtiger als seine Drama-

turgie und seine Dramata. Letztere jedoch, wie alle seine Schriften, haben eine soziale Bedeutung, und „Nathan der Weise" ist im Grunde nicht bloß eine gute Komödie, sondern auch eine philosophisch-theologische Abhandlung zugunsten des reinen Deismus. Die Kunst war für Lessing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabstieß, dann sprang er aufs Theater und sprach dort noch viel deutlicher und gewann ein noch zahlreicheres Publikum. — Ich sage, Lessing hat den Luther fortgesetzt. Nachdem Luther uns von der Tradition befreit und die Bibel zur alleinigen Quelle des Christentums erhoben hatte, da entstand, wie ich schon oben erzählt, ein starrer Wortdienst, und der Buchstabe der Bibel herrschte ebenso tyrannisch wie einst die Tradition. Zur Befreiung von diesem tyrannischen Buchstaben hat nun Lessing am meisten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradition bekämpft, so kämpfte Lessing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigsten gegen den Buchstaben. Hier erschallt am lautesten seine Schlachtstimme. Hier schwingt er sein Schwert am freudigsten, und es leuchtet und tötet. Hier aber auch wird Lessing am stärksten bedrängt von der schwarzen Schar, und in solcher Bedrängnis rief er einst aus: ‚O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte (Huß rief dieses auf dem Scheiterhaufen). Erst soll uns hören, erst soll über uns urteilen, wer hören und urteilen kann und will! — Oh, daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend, aber gleichgültig, daherschlendern! — Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!' — Ja, der Buchstabe, sagt Lessing, sei die letzte Hülle des Christentums, und erst nach Vernichtung dieser Hülle trete hervor der Geist. Dieser Geist ist aber nichts anderes, als das, was die Wolffschen Philosophen zu demonstrieren gedacht, was die Philanthropen in ihrem Gemüte gefühlt, was Moses Mendelssohn im Mosaismus gefunden, was die Freimaurer gesungen, was die Poeten gepfiffen, was sich damals in Deutschland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus." Oder Judaismus, wie Dühring mit Danzel sagen würde. Ich habe das ganze Feuilleton Heines abgeschrieben, weil es für die jüdische Mache bezeichnend ist: Lauter Allgemeinheiten, Übertreibungen, Schiefheiten. Falschheiten, Geistreicheleien, Wehleidigkeiten, nirgends wirkliche Bestimmtheit! Schon in der „Romantischen Schule", die ein Jahr vor „Deutschland" erschien, hatte Heine gesagt: „Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß Lessing in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller ist, den ich am meisten liebe." Natürlich, wie alle Juden, aber wir bezweifeln allerdings sehr, daß diese Liebe von seiten Lessings Gegenliebe gefunden hätte; mit einem Moses Mendelssohn konnte er sich vertragen, mit einem Heine nicht. — Mehr in Mendelssohns Art ist ja Gabriel Rießer, der Frankfurt 1838 „Einige Worte über Lessings Denkmal an die Israeliten Deutschlands" richtet, eine Schrift, die J. Rießer, doch wohl der Hansabundmann, 1881 mit einer Widmung an Berthold Auerbach neu herausgibt. Dann folgt, um nur die hauptsächlichsten jüdischen Schriften über Lessing zu nennen, Johann Jacoby mit einem „Lessing, der Philosoph" (Ber-

lin 1863), Leipzig 1878 das „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, zur hundertfünfzigjährigen Geburtsfeier von G. E. Lessing und M. Mendelssohn, sowie zur Säkularfeier von Lessings ‚Nathan', herausgegeben vom Deutsch-Israelitischen Gemeinbunde", 1881 Berthold Auerbachs „Die Genesis des Nathan, Gedenkworte zu Lessings 100 jährigem Todestag" und um dieselbe Zeit ein ganzer Haufe jüdischer „Nathan"-Literatur. Wir beschränken uns vorläufig (denn wir kommen auch noch auf die Lessingfeier von 1929) darauf, noch zwei jüdische Stimmen über Lessing anzuführen, zuerst ein Gedicht Leopold Komperts „Lessing" (zum 22. Januar 1859):

„An hundertdreißig Jahre schon vergangen,
Und höher steigt das Blut uns in die Wangen
Am Tag, da er geboren war.
Ein Knäblein lag in einer dunklen Wiegen,
Das Knäblein ward zum Mann, entstiegen
War Lessing, der gewaltge Aar.

Rationalisten schalten ihn die einen,
Und ‚Spinozist!' hört den Chor man greinen,
Der Gott im eignen Busen selbst nicht kennt.
Wir aber, spätgeborne Epigonen,
Wir wollen laut das Wort betonen,
Das Deutschlands Ritter ihn benennt.

Ein Ritter ja! ein Ritter von Gedanken!
Kein zweiter hat in des Turnieres Schranken
Getummelt so sein Streitroß im Gefecht.
Wie schmählich unter seines Schwertes Schlägen
Im Sande lag der Feind, der ihm erlegen,
Als er einstand für einer Waise gutes Recht.

Ach! Deutschland selbst war diese arme Mündel.
Es hatte ihr bestrickt mit seinem Schwindel
Der fränksche Vormund Herz und Kopf;
In enge Stiefelchen hat er sie eingeschnüret,
Das ehrliche Gesicht ihr angeschmieret
Mit Pflästerchen und Schmink' aus seiner Regeln Topf.

Ach deutsche Maid! Wo waren deine Lieder,
Die du einst sangst, als frei noch deine Glieder,
Nicht tanzten noch französischen Kotillon?
Verstummt war alles; denn in dem Gemüte
Keimt keine, o! auch nicht die kleinste Blüte,
Das tiefentfremdet selber sich entflohn.

Sie siechte hin die Maid im schnöden Dienste,
Nur kundig eingelernter fränkscher Künste,
Sich selbst und andern ein Popanz.
Da sprengt heran Lessing, der edle Ritter.
Wie blitzt sein Auge durch des Helmes Gitter!
Es gilt den Kampf gegen la France.

Hei! flog da Gottscheds modrige Perücke,
Flog Schmink' und Kleistertopf in morsche Stücke!
Hinweg Schönpflästerchen vom Angesicht!
Nun, deutsche Maid, nun rege deine Glieder!
Gelöst ist dir das unnatürliche Mieder;
Nun strahl in deiner eignen Schönheit Licht!

Oh, wie ihr Auge hold und machtvoll strahlet,
Seit mit Pariser Schmink' sie nicht bemalet,
Nicht stolpert im französischen Jupon!
So brach für unser Mündel an die Morgenröte,
Zum Morgen ward sie erst dem jungen Goethe,
Nach Lessing Deutschlands größtem Sohn."

Da haben wirs denn ganz deutlich: Erst Lessing, dann Goethe! Und das sagt nicht ein beliebiger Jude, das sagt der mit Heine und Auerbach bedeutendste jüdische Dichter der älteren Zeit, der angenehmste. — Es folgen dann noch drei weitere Strophen, in denen Ritter Lessing als Kämpfer gegen Frankreich im Kriege von 1859 auftritt. Da hätten natürlich Arndt und Jahn genannt werden müssen; denn in ihrem Geiste haben wir allezeit Frankreich geschlagen, und nicht in dem Lessings. Ich brauche kaum zu bemerken, daß auch in den mitgeteilten Strophen die ganze Auffassung des Verhältnisses von Deutschland zu Frankreich falsch ist: In mancher Beziehung war uns die französische Schule notwendig, und so französiert, wie Kompert es darstellt, waren wie nie. — Sehr kennzeichnend ist dann auch die Darstellung Lessings in Graetz' „Geschichte der Juden" (volkstümliche Ausgabe, 3. Band, Kapitel: Mendelssohns Zeit). Da heißt es zuerst: „Zu den großen Geistern, welche Deutschland im 18. Jahrhundert erzeugte, gehörte Gotthold Ephraim Lessing. Er war der erste freie Mann in Deutschland, vielleicht freier als der königliche Held Friedrich. Mit seiner Riesengröße stieß Lessing späterhin alle Schranken und Regeln um, welche verdorbener Geschmack, dickbestäubte Gelehrsamkeit, hochmütige Rechtgläubigkeit und Zopftum jeder Art aufgeführt, gehalten und verewigt wissen wollten. Die Befreiung, welche Lessing den Deutschen brachte, war viel tiefer und nachhaltiger als die, welche Voltaire mit seiner beißenden Lauge in der verdorbenen französischen Gesellschaft angeregt hatte." Darauf schildert Graetz das Verhältnis Lessings und Mendelssohns: „Es war ein sehr wichtiger Augenblick für die Geschichte der Juden, in dem die beiden jungen Männer Mendelssohn und Lessing Bekanntschaft miteinander machten. Man sagt, daß ein leidenschaftlicher Schachspieler (Isaak Heß) sie beim Schachbrett zusammengeführt habe (1754). Das Königsspiel hat gewissermaßen zwei Könige im Reiche der Gedanken zu einem Bündnis vereinigt. Lessing, der Sohn eines Pastors, war eine demokratische Natur; er suchte gerade die Verstoßenen und von der öffentlichen Meinung Geächteten auf: er scheute sich nicht, in Berlin mit den geächteten Juden zu verkehren. Hatte er doch die Erstlinge der Kunst, die ihm als die höchste erschien, dem Pariavolk gewidmet. Mit dem Drama ‚Die Juden' wollte er den Beweis führen, daß ein Jude uneigennützig und edel sein könne, und erregte dadurch das Mißfallen der gebildeten christlichen Kreise. Sobald Lessing und Mendelssohn Bekanntschaft miteinander gemacht hatten, lernten sie einander ver-

ehren und lieben. Der letztere bewunderte in seinem christlichen Freunde die Gewandtheit und Zwanglosigkeit, den Mut und die abgerundete Bildung, den sprudelnden Geist und die Kraft, mit welcher dieser eine neue Welt auf seinen Riesenschultern trug, und Lessing bewunderte an Mendelssohn wieder die Gedankenhoheit, den Wahrheitsdrang und die auf sittlichem Grunde ruhende Charakterfestigkeit. Er ahnte in seinem jüdischen Freunde einen zweiten ‚Spinoza', der seiner Nation Ehre machen würde. Lessing, der damals nur ‚Schöngeist' war (wie man es nannte), brachte Mendelssohn den Sinn für edle Formen, für Poesie und Kunst bei, und dieser gab jenem wiederum philosophische Gedankenanregung. So gaben und empfingen sie wechselseitig das rechte Verhältnis gediegener Freundschaft." Wie echt jüdisch ist das alles, schon in seiner Übertreibung! Nein, Lessing war kein Riese; es ist ja gerade das Beste an ihm, daß er die richtige Mannesgröße hat. — Die fernere Hauptstelle lautet: „Inzwischen hat sein [Mendelssohns] Freund Lessing am Vorabend seines Todes unbeabsichtigt einen Sturm in Deutschland erregt, der die Kathedrale erzittern machte und dabei in künstlerischem Drange Mendelssohn und mit ihm die Juden durch eine vollendete poetische Schöpfung verklärt [Na also!]. Die erste Veranlassung zu diesem Sturm war Mendelssohns Streit mit Lavater. Lessing war nämlich über diese Siegesgewißheit der Vertreter des kirchlichen Christentums so tief empört, daß er seinen jüdischen Freund zu mannhaftem Kampfe gegen dasselbe mit allem Nachdruck ermutigt hatte. ‚Sie allein dürfen und können in dieser Sache so schreiben und sprechen und sind daher unendlich glücklicher als alle anderen ehrlichen Leute, die den Umsturz des abscheulichen Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.' Bei seinem unsteten Leben, welches seinem unruhigen Geiste entsprach, war Lessing nach Hamburg gekommen und hatte mit der geachteten und denkfreien Familie Reimarus Bekanntschaft gemacht. Der tiefe Forscher Hermann Samuel Reimarus hatte im Unmut über das verknöcherte und doch so anmaßend auftretende lutherische Christentum der Hamburger Pastoren eine ‚Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes' ausgearbeitet, welche der Vernunft ihr verkümmertes Recht verschaffen sollte und dabei den Stifter des Christentums herabsetzte. [Daß Reimarus zunächst einmal das Volk Gottes gehörig hernahm, verschweigt der Jude natürlich.] Reimarus hatte aber nicht den Mannesmut, die Schäden der herrschenden Religion nach seiner Überzeugung öffentlich bloß zu legen. Er hinterließ die Schrift, welche in ihren Falten gefährlichen Zündstoff enthielt, seiner Familie und gewissermaßen einem geheimen Orden freidenkender Mitglieder als Vermächtnis. Elisa Reimarus, die edle, ihres Vaters würdige Tochter, übergab Bruchstücke dieser Brandschrift an Lessing, der sie mit Inbrunst las und zu veröffentlichen gedachte. Er hatte mit der Übernahme der Herzoglich Braunschweigischen Bibliothek in Wolfenbüttel die Freiheit erlangt, die handschriftlichen Schätze der reichen Sammlung zu veröffentlichen. Im Interesse der Wahrheit erlaubte er sich die Unwahrheit [Sehr gut!], als wenn er die ‚Bruchstücke eines Unbekannten' in dieser Bibliothek gefunden hätte, eines Verfassers, der sie ein Menschenalter vorher niedergeschrieben hätte. Unter dieser Mummerei begann er die Veröffentlichung (1770—1775) von Beiträgen ‚zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel'. — In einem Bruchstücke wurde die Unmöglichkeit der Wunder nachgewiesen, und ganz besonders die Glaubwür-

digkeit von Jesu Auferstehung, der Hauptsäule des Christentums, womit es steht und fällt [!], eindringlich bezweifelt. In einem Kapitel ‚vom Zwecke Jesu und seiner Jünger' war auseinandergesetzt, daß Jesus sich zum jüdischen Messias und zum Könige der Juden habe aufwerfen wollen. Dazu habe er mit seinen Jüngern eine geheime Verschwörung unterhalten, um den hohen Rat (das Synhedrion) zu stürzen. Als ihm aber sein Umsturzplan mißlungen sei und er den Tod habe erleiden müssen, hätten die enttäuschten Jünger erklärt: ‚Jesu Reich sei nicht von dieser Welt.' Die Evangelien hätten die ursprüngliche Lehre Jesu entstellt. — Diese Behandlung der christlichen Urgeschichte, welche das ganze Christentum über den Haufen zu werfen geeignet war [!], schlug wie ein Blitz ein. Eine Art Erstaunen und Verblüffung war der Eindruck. Staatsmänner und Bürger waren ebenso davon ergriffen wie Theologen. Der ganze Zorn der Eiferer entlud sich daher auf den Herausgeber Lessing. Er wurde von allen Seiten angefallen und hatte keinen Mitstreiter zur Seite. Aber von jeher gewöhnt, mit starken Armen allein gegen Ungeschmack und Unverstand zu kämpfen, war Lessing Mann genug, sich selbst zu schützen. Er streckte alle seine Feinde nacheinander nieder und am nachdrücklichsten den Typus der dummgläubigen, hochmütigen, hämischen Orthodoxie, den Pastor Goeze in Hamburg. Da seine zwerghaften Gegner diesem Kämpfer auf literarischem Wege nicht beikommen konnten, so riefen sie den weltlichen Arm zu Hilfe, Lessings Beiträge wurden verboten, konfisziert, die Handschrift der Fragmente mußte er ausliefern, die Zensurfreiheit wurde ihm entzogen, und noch dazu wurde ihm zugemutet, nichts mehr in dieser Angelegenheit zu schreiben (1778). Von den Kirchenkanzeln herab donnerten die Eiferer gegen ihn. Da schickte er sich an, ihnen von seiner Theaterkanzel zu antworten. Das jüngste, reifste, vollendetste Kind seiner Muse, ‚Nathan der Weise', sollte sein Rächer werden. — Zum Ärger der hochmütigen christlichen Frommen, welche bei aller Engherzigkeit, Lieblosigkeit und Verfolgungssucht alle Tugenden für sich in Anspruch nahmen und alle Untugenden den Juden samt und sonders andichteten, stellte Lessing einen Juden als fleckenloses Ideal der Tugend, der Weisheit und Gewissenhaftigkeit auf. Dieses Ideal hatte er in Moses Mendelssohn verkörpert gefunden [!]. Der Hauptheld seines unsterblichen Dramas ist ein Weiser und Kaufmann wie Mendelssohn, ‚ebenso gut als klug und ebenso klug als weise'. — Sein Volk verehrt ihn als einen Fürsten; doch daß es ihn den weisen Nathan nennt — vor allem aber hätts ihn den guten neenen können ... Ein Sohn des Judentums, hat sich Nathan zur höchsten Höhe humaner Gesinnung erhoben, weil ihm auch sein Gesetz diese Milde vorschreibt [‚Du sollst alle Völker fressen']. Im fanatischen Gemetzel der Kreuzzüge hatten wilde Christen in Jerusalem [!] alle Juden mit Weib und Kind ermordet und ihm selbst ein geliebtes Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen verbrannt. In Hiobsduldergröße sprach er:

‚Doch war auch Gottes Ratschluß das. Wohlan!'

In diesem brennenden Schmerze bringt ihm ein Reiterknecht ein junges, zartes, verwaistes Mädchen, und Nathan nahm es, trugs auf sein Lager, küßte es, warf sich auf seine Knie und dankte Gott, daß er ihm doch wenigstens die verlorenen Sieben durch eins ersetzt habe. Dieses christliche Mädchen liebte er und erzog es mit äußerster Gewissenhaftigkeit. Nicht diese oder jene Religion und noch weniger die seinige flößte er in Rechas oder Blankas

junge Seele ein, sondern nur die Lehre von reiner Gottesverehrung, idealer Tugend und Sittlichkeit. So der Vertreter des Judentums. — Wie handelten dagegen die Vertreter des Christentums in diesem Drama? Der Patriarch von Jerusalem, der mit seiner Kirche in der mohammedanischen Stadt nur geduldet wird, sinnt auf verräterische Pläne gegen den Sultan, schmiedet Ränke gegen ihn:

‚Nur — meint der Patriarch, sei Bubenstück
vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott.‘

Für Nathan will er einen Scheiterhaufen anzünden, weil er ein verlassenes christliches Kind gehegt, geliebt und zur liebreizenden, seelenvollen Jungfrau erzogen hatte. Das Kind wäre ohne des Juden Erbarmen im Elend verkommen:

‚Tut nichts, der Jude wird verbrannt.‘

Der Tempelherr Leu von Filneck vertritt eine andere Seite des Christentums. Wiewohl edel gesinnt, zeigt er den Juden gegenüber nur Hochmut und Verachtung. So der beste Christ. Erst nach und nach durch der Liebe Wunderkraft legt der Tempelherr die rauhe, häßliche Kruste seiner christlichen Vorurteile ab. Es fließt mohammedanisches Blut in seinen Adern [sonst könnte er es nicht, meint der Jude Grätz wohl]. Nur die heilige Einfalt des Klosterbruders Bonafides verbindet noch menschliche Güte mit klösterlicher Kirchlichkeit; aber er kennt nur eine Pflicht, Gehorsam, und auch er würde auf ausdrücklichen Befehl des fanatisch grausamen Patriarchen die entsetzlichsten Verbrechen begehen [!]. — Diese Lehre predigte Lessing von seiner Theaterkanzel den verstockten Gemütern der Christgläubigen. Der weise Jude Nathan — Mendelssohn — steht bereits auf der Höhe humaner Gesinnung, der beste Christ — der Tempelherr, jeder gebildete Christ — müsse sich erst von dickhäutigen [!] Vorurteilen los machen, um dazu zu gelangen. Das Pochen auf die eigene wahre Religion und die rechte Seligkeit ist ein Wahn. Wer besitzt den echten Ring? Wodurch kann der echte von den unechten unterschieden werden? Jedenfalls durch Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun und innigste Ergebenheit in Gott, kurz durch alles das, wovon das kirchliche Christentum damals nicht allzuviel zeigte, und was in Mendelssohn vollendet war. — *Mit jedem Zuge hat Lessing in diesem Drama das verknöcherte, verfolgungssüchtige Christentum gegeißelt und das Judentum, wenigstens in seinem Hauptvertreter, verherrlicht.* Sobald das Drama in die Öffentlichkeit gedrungen war (Frühjahr 1779), ballte sich ein glühender Zorn gegen den Dichter, als ob er das Christentum herabgesetzt hätte [nun tut er wieder dumm]. Seine Freunde selbst zeigten ihm nur kalte Gesichter, mieden ihn, schlossen ihn, der Geselligkeit liebte, von geselligen Kreisen aus und überließen ihn der Verfolgung seiner Feinde [geht auf Behauptungen Mendelssohns zurück, ist aber, wie schon bemerkt, unwahr]. Er fühlte sich durch diesen stillen Bann gekränkt, verlor immer mehr die Elastizität seines Geistes und wurde müde, schläfrig, fast stumpf. Die Frommen haben ihm das letzte Jahr seines Lebens reichlich verbittert [?]. Er starb im kräftigsten Mannesalter wie ein Greis, ein Märtyrer seiner Liebe zur Wahrheit [nein, an Brustwassersucht]. Aber seine herzgewinnende Stimme für die gegenseitige Duldung drang durch und sänftigte allmählich die Mißtöne des Hasses und der Vorurteile.“ Es ist schade, daß der liberale

Theologe Karl Schwarz diese Ausführungen nicht mehr hat lesen können; da wäre ihm am Ende doch ein Licht aufgegangen, was Lessing mit der Herausgabe der Fragmente und dem „Nathan" angerichtet, daß es etwas wie Verrat am Christentum und vielleicht auch am deutschen Volkstum war. Aber die freisinnigen Herren werden natürlich sagen, daß Rabbi Graetz nur ein Jude sei, daß es auch andere gäbe. Ich bezweifle freilich aus meiner recht guten Kenntnis des Judentums heraus sehr, daß anders geartete aufzutreiben sind, das Judentum ist in seinen Anschauungen sehr viel einförmiger, als man gemeinhin annimmt, und die guten Deutschen, die an einen wirklichen Ausgleich zwischen Deutschtum und Judentum wirklich glauben, sind in meinen Augen einfach Esel. Man lese nur einmal den ganzen Graetz!

Es ist selbstverständlich durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß das Judentum Lessing verehrt, ja wir könnten diesen den Juden ja recht wohl vollständig abtreten, da wir ihn für unsere Entwicklung im ganzen nicht mehr gebrauchen, ob wir auch die deutsche Persönlichkeit in unserm „Göttersaal" nicht missen möchten. Aber ebenso selbstverständlich müssen wir die Versuche des Judentums, uns Lessing zu seinem, des Judentums Nutzen, als einen ganz Großen und sein Streben als heilig und für uns ewig verbindlich aufzureden, kräftig abweisen — wir haben nun sehr lange Zeit gehabt, Lessings Wirkungen in dieser Richtung zu beobachten, und wir sehen endlich ein, daß sie zwar den Juden sehr nützlich gewesen sind, unserem Volkstum aber sehr geschadet haben. Was zu Moses Mendelssohns Zeit Aufklärung und Duldung hieß, nannte man später Liberalismus und Fortschritt, und es nahm unter diesen Namen wesentlich politischen und wirtschaftlichen Charakter an, ohne jedoch den Leitstern religiöser Aufklärung aufzugeben. Arm in Arm mit dem Judentum ist es durch das ganze 19. Jahrhundert geschritten und hat natürlich auch die Überschätzung Lessings mitgemacht. Allerdings, Goethe und Schiller zugunsten Lessings zu entthronen, wie es das Judentum wohl gern gesehen hätte, hat es doch nicht fertig gebracht, dazu waren die beiden späteren Großen zu stark, aber dem Humanitätssyrup und dem Toleranzbrei hat es doch im ganzen die Geltung zu erhalten vermocht, zumal in den nicht denkenden breiteren Kreisen, auch der Gebildeten, und damit ist auch Lessing hier etwas wie ein Heiliger geblieben. Viel Schuld trägt auch unsere Schule daran, die den Verfasser des „Laokoon" und der „Hamburger Dramaturgie", auch der drei Meisterdramen, nicht entbehren zu können glaubte, wie denn auch Dühring bemerkt: „So sind namentlich die Lehrer der Literaturgeschichte und des Deutschen in den Schulen oft in dem Falle, von Lessing zu viel zu machen, ohne gemerkt zu haben, woher diese ihre Mache und ihr Lessingglaube zum größten herstammen. In solchen Richtungen hat die Dreistigkeit der Judenreklame seit länger als einem Jahrhundert, nämlich seit vier Generationen, allerdings schädlich genug gewirkt." An anderer Stelle wiederholt er dies und sieht sogar Schülerrevolutionen heraufkommen: „Insbesondere hat es auch der Lehrerstand, wie ich verschiedentlich teils erfahren, teils aus Anzeichen entnommen, an dem fehlen lassen, was bezüglich der Jugend zur Verschonung mit und zur Rettung vor Lessingiasis wahrlich seit 25 Jahren [Dühring schreibt dies 1905] gar sehr nötig gewesen wäre. Wie lange wird der Unfug in den Schulen noch fortwähren, und bis zu welchem Äußersten wird er sich steigern? Vielleicht bis unter den Primanern selbst, aus deren

eigener Initiative sich etwas regt, nachdem unsere Aufklärung anderweither zuletzt auch dort Eingang gefunden! Dann aber könnten sich absonderliche Szenen ereignen und die schlechten Literaturbücher gelegentlich unter weniger rücksichtsvollen Händen zu Wurfgeschossen werden. Bis jetzt sind sie umgekehrt Instrumente, die den Geist verletzen, ihn mit Dummheiten bombardieren, sowie mit Frivolitäten und Lügen infizieren. Gerade weil wir unter regelrechten Verhältnissen die Wege der Indisziplin nicht für zuträglich halten, müssen wir wünschen, daß der Lehrerstand, soweit er noch etwas taugt, nicht etwa bloß zur Besinnung gelange, sondern sich trotz genierender, schikanierender oder gar drohender Schulaufsicht falsch beeinflußter Art auch ermanne. Gegen den religionistischen Zwang mag er wehrlos sein, gegen die Literaturdespotie sollte er aber doch noch direkte oder indirekte Waffen zu führen wissen." Nun, ich glaube, das „Bombardement" mit den Literaturbüchern (oder besser gleich mit dem „Nathan") wäre noch überflüssig und eine Berücksichtigung Lessings, dem „biogenetischen" Gesetze gemäß, auf den Schulen gar nicht so gefährlich, wenn die Wissenschaft ihre Pflicht getan hätte, und die Lehrer auf den Universitäten zu der richtigen Anschauung von Lessing gelangten. Aber dazu ist selbst heute kaum noch eine Möglichkeit vorhanden, die Literaturwissenschaft ist auch jetzt fast noch ganz in den Händen des Judentums oder hat doch lange vor diesem die Waffen gestreckt. Es gibt auch keine größere wissenschaftliche Darstellung Lessings, die die richtige Anschauung von ihm gäbe. Am freiesten vom Judengeiste ist Danzel, der erste wissenschaftliche Darsteller Lessings, auf dem die andern alle mehr, als es in ihren Werken hervortritt, stehen. Danzel, schon mit zweiunddreißig Jahren gestorben, war Hegelianer, Junghegelianer darf man auch wohl sagen, und der Humorist Brunner hat es sich nicht entgehen lassen, ihn mit einer seiner schönsten Hegeleien festzunageln: „Und eben diese Selbstergreifung, diese Verobjektivierung des eigenen psychologischen Lebensprozesses, die, wenn sie diesen widerstrebenden Stoff aufzuschmelzen vermochte, den gefügigeren um so leichter bewältigt haben wird, ist die Urtat seines Geistes, deren zeitliche Verwirklichung wir zu verfolgen haben werden, die Urform desselben, von welcher, ‚was nur der Teure jemals vorgenommen', eine Metamorphose ist." Aber Danzel war ein sehr gescheiter Mann, der die wirklichen „Probleme" sah und an sie heranging, der Gedanken und nicht bloß Weisheit hatte. Wie alle Junghegelianer kämpfte er gegen die romantische und deutschtümelnde „Reaktion", aber dieser Kampf machte ihn nicht blind, hinderte ihn nicht, Friedrich Schlegels Lessing-Charakteristik geistreich beredt und bei Mendelssohn trotz aller Achtung für ihn auch geistlose psychologische Begriffsklauberei zu finden. Es ist sehr zu bedauern, daß er sein Werk, für das er die richtige Gelehrsamkeit besaß und gewaltigen Stoff zusammengebracht hatte, nicht vollenden durfte. Das tat dann G. E. Guhrauer, nicht gerade der übelste Jude, aber doch Jude und also weit unpersönlicher und herkömmlicher als Danzel. Da wird nun von Lessings Hamburger entfernteren Bekannten allein Moses Wessely einer längeren Charakteristik gewürdigt, da wird das Märchen, daß Alberti durch Goeze umgebracht worden sei (während er doch an der Schwindsucht starb), wieder aufgetischt, da wird bei „Emilia Galotti" Ludwig Börne als Kronzeuge herangezogen. Den Juden verrät auch, daß Reimarus, wie bei Mendelssohn, mit Vorsicht beurteilt wird, daß Lessing das Wesen des von der Kirche fortgepflanzten Glaubens, unabhängig von der Bibel, in die leben-

dige Überlieferung (die Glaubensregel) der ersten Jahrhunderte gesetzt haben soll (während er die regula fidei doch nur vorschob), daß er die lächerliche spitzfindige Behauptung Mendelssohns, der „Nathan" gereiche der Christenheit zur wahren Ehre (wie kann mir etwas zur Ehre gereichen, was nicht aus meinem Geiste hervorgegangen ist?) wiederholt, daß er „unbegrenzte Mildtätigkeit einen Grundzug von Lessings Charakter" sein läßt usw. usw. Wenigstens behauptet er, daß Nathan Lessing (nicht Mendelssohn) sei, obgleich natürlich auch für ihn Mendelssohns Bild würdig an Lessings Seite steht. Daß er im übrigen ordentlich gearbeitet hat, ist nicht zu bestreiten. — Das Danzel-Guhrauersche Werk erschien 1850—1854; 1858 folgte Adolf Stahrs „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke", das eine volkstümliche Lebensbeschreibung des großen Befreiers sein will und in der Tat gewandt abgefaßt ist und große Verbreitung erlangt hat. Auch mir ist es schon als Schüler in die Hände gekommen, bezeichnenderweise aus unserer Gymnasialbibliothek, obgleich es doch eine stark demokratische Tendenz hat. Stahr hatte, wie schon einmal gemutmaßt, vielleicht Judenblut: daß er Weib und Kind verließ, um Fanny Lewald anzuhangen, spricht für diese Annahme, wie natürlich das gesamte Schaffen Stahrs. Geistig ist Stahrs Biographie ziemlich stark von Danzel abhängig, und auch der freisinnige Theologe Karl Schwarz hat ihr mancherlei geboten. Einige Charakteristika mögen angeführt sein: „Lessings Stück [‚Die Juden'!], so schwach es uns jetzt erscheint, übertraf dennoch nicht nur alle damaligen deutschen Dramen, es war auch zugleich eine große sittliche Tat im Interesse der befreienden Humanität"; „Natürlich waren es nicht bloß die Juden Ephraim Itzig u. a., durch welche Friedrich diese Operationen [die Münzverschlechterungen] ausführen ließ, welche bei denselben gewannen; auch Christen versäumten nicht, aus der Quelle zu schöpfen" — die Tatsache bestreite ich nicht, es handelt sich für mich nur um die Form —; „Er [Lessing] hat sie für immer gebrandmarkt [bei Goeze], diese lügnerische Sanftmut im Verdammen, diese heuchlerische Milde, welche fromme Tränen des Mitleids vergießt, während sie das Feuer des Scheiterhaufens unter dem Verfolgten schürt"; „Überhaupt hatte Lessing bei der Poesie und Kunst wesentlich das Volk im Auge." Am bezeichnendsten ist Stahrs Auslassung über den „Nathan", von der ich doch den ganzen Schluß mitteilen muß: „Man kann, wie gesagt, dies alles [was Vischer gegen den „Nathan" vorgebracht hat] zugestehen und den Tadlern die ‚schlechten Verse' obenein in den Kauf geben. Aber trotzalledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der bescheidene Dichter ‚den Sohn seines Alters' nannte, ‚den die Polemik entbinden helfen', in unserer Literatur so einzig in seiner Art dasteht wie Goethes ‚Faust', neben welchem ihm mit Recht der Geschichtsschreiber unserer poetischen Nationalliteratur als dem eigentümlichsten und deutschesten Werke, welches unsere Poesie geschaffen, seinen Ehrenplatz angewiesen hat. Als dramatisch abgeschlossenes Kunstwerk darf man es sogar noch über die Goethesche Dichtung setzen [ja wie ein wohlkonstruiertes Holzhaus über einen mächtigen gewordenen Dom], ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der letzteren zu beeinträchtigen. Was in Lessings Schöpfung das Charakteristische ausmacht: der Friede und die Versöhnung des mit Gott und sich selbst in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, diese Harmonie des Individuums mit Welt und Vorsehung, die sich wie ein Regenbogen über das Universum spannt, — das muß notwendig an er-

greifender pathologischer Kraft hinter dem Gemälde der leidvollen Leidenschaft, des unversöhnten Zweifels, der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückstehen. Hier trägt es die Tragödie ‚Faust' — denn eine Tragödie ist der ‚Faust', trotz des vom Dichter versuchten positiven Abschlusses — über dem Schauspiel ‚Nathan' davon, und die objektive Schwäche offenbart sich auch hier als die subjektive, die poetische Stärke. — Richtiger aber und fruchtbarer scheint es, beide Werke als eine gegenseitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darstellung des deutschen Geistes in seiner Totalität zu fassen. Von dieser Seite betrachtet, bilden sie eine Erscheinung, die ohnegleichen dasteht in der Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte, an der Erhabenheit der Aufgabe, welche sich das Drama als sittlich erziehendes Bildungsmittel zu stellen vermag, der muß ihn schwinden sehen bei der Betrachtung, was Lessings ‚Nathan' seit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in diesem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet und in der Dichtung silberner Schale den Goldgehalt der tiefsten echt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt und unsern Blick über alle Wirrnis der Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher, stets sich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe gestärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugnis auf, die jemals so glücklich gewesen, mit gesammeltem Geiste den Eindruck in sich aufzunehmen, den sie von einer würdigen Darstellung dieses Werkes empfingen, wenn Lessings Genius in diesem größten seiner Werke sein Evangelium des Geistes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der Dunst- und Wetterwolken unserer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unsterbliche Gestalt seines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geschichte seiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebenen Menschenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beseligende Aussicht auf eine Zukunft voll erhabenen Trostes erschloß. In der Tat, dies Werk und diese Gesinnung sind ein Testament geworden, welches Lessing der Menschheit hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein und uns, so Gott will, selber schützen gegen jede Verfinsterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Gesinnung, zu der sich Lessing bekannte, ist das Erbe von Tausenden und Abertausenden geworden, und ewig frisch und jung, ewig neu und neues Leben erzeugend steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menschenalter von uns geschieden, steht es da, ein Ärgernis für die ‚Goeze' aller Zeiten und ein Trost und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Lessingschen Geistes." Gott sei Dank, die Zeiten, wo man solche freisinnige Salbaderei ertrug, sind doch vorüber, und die neueste deutsche Geschichtsentwicklung wird, trotzdem sie die Macht

des Judentums zunächst gemehrt zu haben schien, dafür sorgen, daß sie nicht wiederkehren. Wir haben von dem liberalen „unwandelbaren Polarstern göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe", der über der „Menschheit" thronen soll, ein bißchen zu viel zu sehen bekommen, wir kennen ihn jetzt. — Heinrich Düntzer, der Leipzig 1882 ein „Leben Lessings" herausgab, beschränkt sich beinahe ganz auf das Leben und sagt über Lessings Werke nicht sehr viel, nur das gewöhnliche. Er war nicht stark genug, aus dem Banne der „Lessingiasis" herauszukommen. Das hat Erich Schmidt, dessen großes und anspruchsvolles Werk „Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" 1884 zu erscheinen begann und 1892 fertig wurde, auch gar nicht erstrebt, er ist, so sehr er sich „objektiv" zu scheinen bemüht, der ausgesprochenste Judenfreund unter allen Lessing-Schilderern. Da es notwendig ist, sein die hier geschilderte Entwicklung abschließendes Werk gründlich zu betrachten, widme ich ihm ein besonderes Kapitel. Über Waldemar Oehlkes „Lessing" brauche ich überhaupt nichts zu sagen, da er ganz unbedeutend ist.

Was die Einzelforschung nicht gab, konnte natürlich die allgemeine Literaturgeschichtschreibung auch nicht geben: Auch sie blieb der Lessing-Überschätzung treu. Ein bißchen Besinnung kommt bei Goedeke durch: „Es war ihm einerlei, was er mit seiner unbestechlichen, nur allzu sehr bestechenden Kritik anfaßte", sagte er, und ferner: „Was er schuf, das schuf er mit dem Verstande für den Verstand", aber am „Nathan" wagt auch er nicht zu rütteln. Selbst der junge Treitschke hat dies, wie wir gesehen haben, nicht getan, und er ist auch der Ansicht gewesen, daß Lessing der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung gebracht und die wissenschaftliche Evangelienkritik eingeleitet habe. — Durchaus Lessingiast ist Wilhelm Scherer, der Lehrer Erich Schmidts, der diesem auch die Richtung für sein Werk gegeben hat. Er bringt auch schon in seinen beliebten „Antithesen" die Vergleichung mit Friedrich dem Großen, die dann Erich Schmidt durchführt, er macht Lessing zum Meister der Tragödie, er sieht in Nathan eine der großartigsten, reichsten und wahrsten Gestalten, die unsere Literatur aufzuweisen hat („Kaufmann und Philosoph, wie Moses Mendelssohn; ein idealer, bewunderungswürdiger, durch Unglück und Selbstverleugnung geheiligter Mann und doch nirgends ins Vage idealisiert, nirgends durch Deklamation oder Superlative gezeichnet, sondern mit einer Fülle irdisch-bestimmter Züge portraitartig ausgestattet!"), ihm ist zuletzt, „als wäre Ulrich von Hutten in Lessing zum zweiten Male, nur milder, freundlicher erschienen". Der letzte Vergleich beweist, daß Scherer eben doch nicht scharf sieht: es ist unbedingt etwas in Lessing, was zu der deutschen Kämpfernatur Huttens nicht stimmt, doch, ich will jetzt nicht näher darauf eingehen. — Sehr für Lessing schwärmt auch noch der Philosoph Wilhelm Dilthey, man vergleiche sein Buch „Erlebnis und Dichtung": „Lessing ist der unsterbliche Führer des modernen deutschen Geistes. Der große König, Lessing und der jugendlich-männliche Kant stehen nebeneinander. Ein heiter-klares, kühles Morgenlicht umgibt sie. Verstandeshelle Wille hat in ihm den gelehrten, theologischen, pietistischen Dunstkreis des deutschen geistigen Lebens zerstreut. Und wer weiß, ob wir nicht aus der Gefühlsproblematik Rousseaus, Goethes und der Romantik, der alten wie der neuesten, zu einer männlicheren, härteren und verstandeshelleren Art, über Arbeit, Pflicht, Liebe, Ehe, Religion und Staat zu denken,

bald fortschreiten werden, fortschreiten müssen? Ob wir nicht manches von dem zurückholen müssen, was wir von den Idealen der Aufklärung aufgegeben haben? Dann werden der König, der Philosoph und der Dichter-Schriftsteller der Aufklärung von uns tiefer verstanden, wärmer geliebt und besser genützt werden, als seit Herder, Goethe und Schiller geschehen ist." Sehr schön! Wir haben jetzt ja auch die „neue Sachlichkeit". — Was man bei den großen Namen der Zeit nicht fand, konnte man natürlich von den diis minorum gentium erst recht nicht erwarten, und so ist die Lessing-Überschätzung bei den Durchschnitts-Literaturgeschichtsschreibern gang und gäbe geblieben. Eduard Engel — doch der ist Jude und hätte also eigentlich in der Reihe Börne usw. auftreten müssen — Eduard Engel hat die Kühnheit zu sagen: „An Lessing scheiden sich die Geister; wer für schrankenlose Erforschung der Wahrheit ist, steht auf der einen, — wer irgendwelche Vorbehalte macht, auf der andern Seite." Heute stimmt es vielleicht in dem umgekehrten Sinne, den Engel annimmt: Wer die Lessing-Überschätzung mitmacht, will nicht die Wahrheit. Natürlich erkennt man den Juden Engel überall in seiner Ausführung: Bei dem Judenstück „Die Juden" redet er von „Pflichten" gegen die jüdischen Mitbewohner des Landes, bei der „Emilia" spricht er vom „ersten fernen Donnergrollen der Empörung gegen Fürstenwillkür, noch vor der französischen Revolution", und gesteht Lessing mit Goethe den Titel des Genies zu, obgleich Goethe gerade die „Emilia" für überwunden erklärt hat, beim „Nathan" erzählt er die rührende Geschichte von der Aufführung in Konstantinopel, die auch Guhrauer bringt, will aber im übrigen Nathan nicht als Vertreter des Judentums gelten lassen und streicht den Klosterbruder als eine der edelsten Verkörperungen demütig gläubigen, Menschenliebe übenden Christentums heraus. Ja, wenn man nicht bei Lessing — und bei Engel zu sehr die Absicht merkte! Übrigens wagt Engel den „Nathan" doch nicht mehr als eines unserer allergrößten reindichterischen Werke hinzustellen, es ist ihm nur eine der edelsten deutschen Geistestaten: „Mit Lessings ‚Nathan' fiel an Deutschland die Führerschaft unter den Völkern zum höheren Menschentum." Da sind wir aber, wie der Weltkrieg zeigte, schlechte Führer gewesen! Selbstverständlich ist Lessing für Engel „der erste Kritiker Europas", und daß Lessing nicht religionsfeindlich oder ein Gegner des Christentums gewesen, liegt für ihn auch auf der Hand. Und der „Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn"? Herr Engel wird natürlich sagen, das gehe auf das Zerrbild des Christentums, das in die Welt gekommen. Zum Schluß bringt Engel noch die Behauptung, es habe lange gedauert, bis Lessings Werk sich durch den Widerstreit von Weltanschauungen bis zur Unanfechtbarkeit durchgerungen habe, heute gelte er selbst bei den grundsätzlichen Gegnern seiner Stellung zur Religion für einen der vordersten Mehrer des Reiches deutschen Ansehens und innerer Würde. Meine Darstellung in diesem Kapitel zeigt, wie es mit der Anerkennung Lessings wirklich gegangen ist; ob er heute das deutsche Ansehn noch irgendwo mehrt, ist völlig zweifelhaft. Von Lessings Unanfechtbarkeit kann, man vergleiche Schrempfs sehr vieles anfechtende Ausführungen, durchaus nicht die Rede sein, es ist eine leere Phrase, wenn Engel à la Stahr sagt: „Lessings Andenken und Werk sind mächtige Lichtquellen, gegen die zeitweilige Verfinsterungen nicht dauernd ankommen." Wir sind im Gegenteil der Überzeugung, daß nichts mehr zur Irreführung deutschen Volkstums und auch zur Verflachung und Verfinste-

rung benutzt worden ist als Lessings Andenken und Werk, und eben darum führen wir jetzt den Kampf, nicht eigentlich gegen Lessing selber, aber gegen seine Ausnutzer. Herr Engel wird mich ja wohl verstehen. — Wenn ich dann noch eine Phrase Alfred Bieses anführe, so kann ich wohl diesen Hinweis auf die Schulliteraturgeschichte abschließen. „Ein dramatisches Lehrgedicht, ein Tendenzdrama könnte man deshalb das Schauspiel [‚Nathan' natürlich] schelten", meint Biese, „wenn es nicht die außerordentlichsten dramatischen und poetischen Vorzüge aufweisen könnte. Aber es ist nicht nur in seinen Grundgedanken herrlich und unübertrefflich, sondern auch in den scharf geschnittenen Gesichtern, die uns daraus entgegenblicken, in den Charakteren, die eben mehr oder weniger die geheime Kraft des Ringes besitzen." Man wird begreifen, im Hinblick auf solche Sätze, daß und warum ich Biese seine Erfolge von ganzem Herzen gönnte. Nach Biese, dem größten Phrasenmacher unter den deutschen Literarhistorikern, ist dann noch der Ullstein-Mann Paul Wiegler gekommen, immerhin gescheiter als Biese: er behauptet zwar, daß Lessings Leben und seine geistige Spannung tragisch seien, verhält sich aber bei der Beurteilung der Werke Lessings sehr kühl und vermeidet auch die Humanitätsphrasen — die einzig richtige Taktik, Lessing noch zu halten. Immerhin hat dieser noch 32 Seiten, Klopstock nur 16. Wie ich jetzt zu Lessing stehe, zeigt das 12. Kapitel dieses Buches.

Und nun zu Erich Schmidt!

XI.

Erich Schmidts „Lessing".

Es hat eine Zeit gegeben, wo auch mir Erich Schmidts „Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften", das große zweibändige Werk von je 715 und 656 Seiten, trotzdem ich gegen seine Schwächen nie ganz blind war, Achtung einflößte — die Bemerkung in meiner „Geschichte der deutschen Literatur", daß das abschließende Werk über Lessing geschrieben sei, bezieht sich darauf. Auch heute bin ich noch der Ansicht, daß Erich Schmidt in bestimmter Hinsicht, stofflich abschließt: Es wird nicht möglich sein, noch irgendwie bemerkenswertes Neues aus Lessings Leben in Erfahrung zu bringen, und auch die Geschichte der Entstehung seiner Schriften kann schwerlich viel genauer gegeben werden. Aber freilich ist eine Lebensbeschreibung Lessings aus anderem Geiste heraus denkbar, und da würden der Mann selbst und auch die Verhältnisse, unter denen er lebte und auf die er wirkte, ein etwas anderes, jedenfalls ein bestimmteres Gesicht bekommen. — Erich Schmidt ist mir, wie ich bei dieser Gelegenheit aus naheliegenden Gründen feststellen will, persönlich bekannt gewesen, doch habe ich nur einmal, in später Nachtstunde nach einer Sitzung der Goethegesellschaft — es waren noch Adolf Stern und der Verleger Paetel dabei, und die Zeit mag etwa 1898 sein — eine Unterhaltung mit ihm gehabt. Seine „Charakteristiken" enttäuschten mich gleich und noch mehr, was ich des Neuen von ihm las, so u. a. ein Aufsatz über Schillers Balladen in „Westermanns Monatsheften", der mir ganz als hohle Mache erschien. Die Beobachtung weiterer Tagungen der Goethe-Gesellschaft ließ mir dann keinen Zweifel darüber, wo Erich Schmidt stände, und ich wunderte mich eigentlich nicht sehr, als er in der Heine-Angelegenheit so jämmerlich vor dem Judentum zusammenknickte — man vergleiche darüber den Anhang zu meinen „Heine-Genossen", „Sogenannte wissenschaftliche Kritik" betitelt, in dem ich über Erich Schmidt überhaupt schon ziemlich scharf rede. Das Schärfste, was ich gegen ihn geschrieben, ist eine Besprechung seiner Einleitung zu der billigen Goethe-Ausgabe der Goethe-Gesellschaft, die ich in der „Literarischen Beilage" der „Hamburger Nachrichten" veröffentlichte. Ob es stimmt, daß mich Schmidt darauf, wie das „Berliner Tageblatt" nach seinem Tode behauptete, als „oberflächlichen tendenziösen Vielschreiber" bezeichnet hat, weiß ich nicht, aber es scheint mir nach den Erfahrungen mit anderen Universitätsliterarhistorikern sehr glaubhaft. Und so habe ich denn allerdings keine Veranlassung, dieses Kapitel über Erich Schmidts „Lessing" nicht zu schreiben.

Schmidts „Lessing", dessen erster Band „meinem lieben Freunde Paul Heyse" gewidmet ist, geht geistig, wie schon angedeutet, unzweifelhaft von Wilhelm Scherers Lessing-Darstellung in der „Geschichte der deutschen Literatur" aus und ist vielleicht das Hauptwerk der ganzen Scherer-Schule. Die jedem ernsten Betrachter gleich in die Augen fallenden Schwächen dieser

Schule, der Wissensprunk und die „feuilletonistische" Manier der Darstellung, treten denn auch in ihm besonders deutlich hervor. Darüber wollen wir nun aber zunächst die unzweifelhaft auch vorhandene wissenschaftliche Leistung nicht vergessen. Ganz unverkennbar steckt in dem umfangreichen Buche eine ganz gewaltige Arbeit, Schmidt hat nicht bloß die Absicht gehabt, das abschließende Werk über Lessing zu schreiben, sondern er hat auch das Menschenmögliche dafür getan, und wenn ihm doch nicht ganz gelungen ist, was er erstrebte, so liegt das eben an den Schwächen der Schule, der er angehörte, und weiterhin natürlich an seinen persönlichen Schwächen, für die er zuletzt nicht verantwortlich ist. Um sein Verdienst klar ans Licht zu stellen, müßte man sein Werk zunächst ganz genau mit dem Danzels und Guhrauers vergleichen — ich überlasse diese Aufgabe, die uns hier zu weit führen würde, einem künftigen Doktoranden und gebe nur meiner Überzeugung Ausdruck, daß sich des Vorgängers Danzel Leistung dann wohl als die bedeutendere herausstellen wird und auch seine Persönlichkeit. Danzel sah, wie schon einmal erwähnt, die Probleme, bei ihm sind, so habe ich den Unterschied schlagwortartig zu fassen gesucht, Gedanken, während bei Erich Schmidt Weisheit ist. Und Danzel beschränkt sich bereits nicht auf das rein Biographische, sondern hat schon längere allgemeine Ausführungen über die Entwicklungen bis zu Lessing, und ich traue, aufrichtig gestanden, seiner Gelehrsamkeit mehr als der seines Nachfolgers, er gibt sie auch anspruchsloser, man vergleiche beispielsweise die Ausführungen über das antike Drama, im besonderen Plautus, über die Franzosen, im besonderen Marivaux, über die Engländer, im besonderen Lillo, über die ästhetische Theorie, im besonderen die des Dramas — das hat alles Hand und Fuß. Schmidt ist dann freilich die seit den Tagen Danzels bedeutend fortgeschrittene kulturhistorische und philologische Wissenschaft zu statten zu kommen, er ist im Stande, weit mehr geschichtliche Nachweise zu geben, und weiß vor allem über die Wandlungen der Stoffe und Motive besser Bescheid. Man darf sagen, daß er nichts unterlassen hat, um sowohl von dem „Milieu", in dem Lessing lebte, wie auch von den geistigen Strömungen, die ihn bestimmten, Anschauungen zu geben und die Entstehung seiner Werke restlos aus Anregungen abzuleiten, die ihm aus der ganzen Weltliteratur kamen, ein Verfahren, das ja im allgemeinen ziemlich bedenklich ist, bei Lessing aber am wenigsten. So sehen wir bei Schmidt die Lausitz und auch Dresden und Leipzig etwas deutlicher als bei Danzel, statt der der Franzosen und Holbergs einzeln erhalten wir eine Darstellung des europäischen Lustspiels, die Entstehung des bürgerlichen Dramas wird mit dem Aufstreben des Bürgertums in die geschichtliche Verbindung gebracht usw. usw. Auch größere Entwicklungen aus der Geschichte der Philosophie und Theologie (die Danzel freilich auch wohl gebracht haben würde, wenn er soweit gekommen wäre) und selbst eine kurze Geschichte der Freimaurer fehlen nicht. Die Verfolgung der Stoff- und Motivwandlung ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der neueren Literaturphilologie, und so ist denn Schmidt auf Faust- und Virginia-Stoffbehandlung und auf die Ringparabel sehr ausführlich eingegangen — mit der Darstellung der Entwicklung der letzteren verbindet er gleich noch eine der Entwicklung des Toleranzgedankens, die ihn sogar noch über Lessing hinaus zu J. H. Voß und Heinrich Heine führt. Das ist überhaupt der große Fehler Erich Schmidts, daß er zuviel gibt: Er hat sozusagen alles, was er wußte und konnte, in das Werk hineingestopft, hat stofflich wie auch

darstellerisch nicht Maß halten können, und so erhalten wir vielfach den Eindruck verschrobener Aufspielerei, die uns zuletzt über die wirklichen Verdienste hinwegsehen läßt. Dabei ist es Schmidt trotz alles Aufspielens nicht gelungen, seine Schwächen zu verdecken, sie treten nur um so deutlicher hervor.

Es ist mir hier natürlich nicht möglich, die Ergebnisse meines letzten gründlichen Studiums des Schmidtschen „Lessing“, die in Merkform ein ganzes Heft füllen, vollständig darzulegen, ich muß mich auf die Hauptsachen und deren ausreichende Begründung beschränken. Vor allem in die Augen fallend ist Schmidts Wissensprunk oder, gerade herausgesagt, Wissensprotzerei, zu der ja wohl die Forschungs- und Behandlungsweise der Scherer-schule verführte, die aber bei Schmidt doch auch eine höchst persönliche Neigung als Ursache hat. Gewiß, das Buch ist für Gebildete, zum Teil für Fachleute bestimmt, und selbstverständlich macht es diesen unter Umständen Freude, den eigenen Wissensschatz „aufgerührt“ und erweitert zu sehen, aber auch hier gilt das „Nicht zu viel“, ganz abgesehen davon, daß manches bei Schmidt eben auch nur äußerlich ist oder als Anspielung kaum verstanden wird. Man wird, um nun eine Anzahl Beispiele vorzuführen, nichts dagegen haben, daß bei der Schilderung der Lausitz als Lessings Heimat auch deren älterer berühmter Sohn Jakob Böhme genannt wird, aber muß es denn nun gerade in der folgenden Form geschehen: „In der Görlitzer Schusterwerkstatt stammelte Jakob Böhme seine tief- und unsinnige theosophische Weisheit und schaute, während die Mitlebenden grausend den blutigen Kriegskometen anstarrten, verzückt in den ahnungsvollen Glanz der göttlichen Aurora?“ Das soll natürlich Anschauung geben, ist aber durch und durch gekünstelt, und der gewöhnliche Leser versteht es einfach nicht. Der Satz ist bezeichnend für Erich Schmidts Weise, ähnliches kehrt tausendmal wieder. Manchmal fällt auch die Veranlassung zum Weisheitsprunk, die hier doch noch vorliegt, vollkommen weg. So heißt es wenige Seiten später: „Aber seine (Lessings) Kindheit verlautet wenig, und volle fließende Quellen würden doch nicht eines jener allerliebsten Stückchen melden, die von dem Frankfurter Glückssprinzen Johann Wolfgang im Schwange gehen.“ Ganz abgesehen davon, daß wir auch von Lessing das allerliebste Stückchen haben, daß der Knirps mit Büchern gemalt sein wollte, was soll hier die Vergleichung mit Goethe? Aber daß Erich Schmidt zeigen wollte, daß er auch in Goethes Leben und Dichten bewandert sei, ist fast überall in seinem Buche erkennbar. — Sehr bezeichnend ist auch die folgende Äußerung über Gottsched: „Der Gedanke, vorhandenen Trieben gemäß vom Studium des verwilderten Volksstückes und seiner englischen Vettern her ein germanisches Drama dem romanischen gegenüber zu entwickeln, kam ihm nicht, da der Gelehrte das Heil im vorläufigen Borg von der unter Aufsicht der sçavans regelrecht gezimmerten Hofbühne sah und ihre sentenziöse Rhetorik den Professor der Eloquenz mit Bewunderung erfüllte.“ Natürlich schreibt er sçavans, er muß ja zeigen, daß er auch das ältere Französisch kennt. Daß die ganze Ausführung höchst bedenklich ist, daß Gottsched der Gedanke an das germanische Drama, wie die Dinge lagen, einfach nicht kommen konnte, daß auch die Pariser Bühne nicht bloß unter gelehrter Aufsicht gezimmert worden war, da doch bei Corneille starke spanische Einflüsse zutage treten, übersieht er daneben vollständig. Ich halte es auch für vollkommen überflüssig, wenn bei Gelegenheit der Lessingschen Anakreontik gesagt wird: „Graziös erhebt sich aus dem Schwall Götzes ‚Dichtender Knabe‘,

bis Goethe diese Flur streift, und, sehr verschieden von Wilhelm Müllers anakreontischem Nachtrab, der Dolmetsch Mörike noch den allerliebsten ‚Amor als Tintenverkäufer' entsendet", wenn, trotzdem Lessing ihr vollständig fern geblieben, die Entwicklung der Schäferpoesie mit ihrem Ausgang bei Mylius berührt wird, wenn bei Samuel Henzi auf den Tell und die schweizerischen Sitten (v. Muralt, Haller, Prof. König) abgeschweift und sogar das Standbild eines Nachkommen, des Generals Hentzi in Budapest, erwähnt wird. Bei Lessings „Rettungen des Horaz" erinnert Schmidt an Welckers ritterliches Eintreten für die Lesbierin und für „Anacreons" [er steht bezeichnenderweise, man weiß warum, in Anführungszeichen] gesellige Scherze — Grund wohl: 1880 hatte Kekulé „Das Leben F. G. Welckers nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen" veröffentlicht, und Schmidt mußte zeigen, daß er davon Kenntnis genommen —, bei der „Miß Sara" wird das Doppelverhältnis Swifts zu Stella und Vanessa erörtert, obschon es doch schwerlich mit dem Mellefonts zu Sara und Marwood etwas gemein hat, und in ihrem Gefolge tauchen längst verschollene Größen wie Martini und Sprickmann, höchst charakteristisch, ohne nähere Angaben, als ob sie Erich Schmidts täglicher Umgang und noch allgemein bekannt wären, auf. An die „sçavans" gemahnt die „liberté de penser", die für Lessing und Diderot ein Hort ist — so'n bißchen Französisch ist doch wunderschön —, gemahnen die dissolving views, die er in Grillparzers „Des Lebens Schattenbild" (warum nicht der richtige Titel „Der Traum ein Leben"?) findet, gemahnt die französische Anführung aus Cherbuliez über Lessings Dramaturgie, die sich freilich schon ein Tertianer übersetzen kann, gemahnt Shakespeares „ghost", gemahnen die „Emendatio" und „Recensio" alter Texte, in denen Klotz schwach gewesen sein soll, gemahnt der „Will of all Wills" — wenn er nicht eher in das Kapitel „Manier" gehört —, gemahnt der „εὔκολος im schönsten Sinne der Alten", der Nathan sein soll, erinnert das „künstlerisch brillante phèbus", das eine deutsche Stilrichtung des 18. Jahrhunderts erstrebt haben soll. Immer ist es das eifrigste Streben des Professors Schmidt zu zeigen, daß er überall Bescheid weiß. Wie bezeichnend es ist, wenn bei der Faust-Ausführung gesagt wird: „Jedermann kannte das Zauberbuch ‚Fausts Höllenzwang', blieb es auch dem liederlichen Studiosus Bahrdt vorbehalten, in Leipzig als betrogener Betrüger ein Hokuspokus anzustellen", oder wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß noch Schillers Erzählung vom Reitertod und der Bestattung Max Piccolominis den Heldentod Ewald von Kleists vor Augen habe. Bei der Erwähnung der Besprechung Lessings von Meinhards Buch über die italienische Dichtung bekommen wir als Begründung der Bemerkung, daß die Besprechung nicht tief greife, die folgende Weisheit zu hören: „Man sieht nur, daß ihm [Lessing] Ariost nähersteht als Petrarca und Dante, dieser Urdichter [!], der einen so unscholastischen Rationalisten wie Lessing nicht durch die schauerliche Pforte seiner Hölle fortreißen kann. Die göttliche Komödie war wirklich terra incognita. So ist Lessing kein Mittelglied geworden zwischen Meinhard und seinem maßlosen Verächter W. Schlegel, der bahnbrechend die Losung ausgab, man müsse sich hineinträumen in Dantes mönchisches Zeitalter, müsse Guelfe oder Ghibelline sein, und der den Prophetenmund des Florentiners keine Bachenschwanzische [!] Jammerprosa mehr stammeln ließ." Heil Lebrecht Bachenschwanz (siehe Goedeke III, 357!)! Es ist fast unmöglich, auch nur die hervorstechendsten Wissens-

protzereien zu verzeichnen, so zahlreich sind sie: „Just war nur ‚Packknecht‘, und man merkt es ihm an (wie die Kyropädie verächtlich von σκευοφόρος spricht)“; „Freilich konnte sich Icilius [der Bräutigam der Virginia] nach Aussonderung der staatlichen Interessen nicht bloß in einen modernen jungen Pathetiker der Freiheit umwandeln, wie etwa der knabenhafte Borgognino als zweiter Heldentenor schreit: ‚Ich hab einen Tyrannen!‘ Und gegen alles hergebrachte redensartliche Typenwesen entstand schon früh Lessings Streben nach Charakteristik. Mag Heinrichs von Kleist ‚Hermannsschlacht‘, eine Scheußlichkeit des Alten Testaments brutal übernehmend, den zerstückelten Leichnam einer cheruskischen Virginia zur Aufstachelung benutzen, seine Thusnelda darf sich nicht nur mit den dichterisch wohlfeilen Ansprüchen des schlechterdings unbeirrbaren Heldenweibes abfinden“ (Kleist soll, wie es scheint, die Verwandlung des Icilius in Appiani und auch wohl die der Virginia in Emilia entschuldigen, aber man merkts über dem Schwulst gar nicht); „Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden [der Mundart]; hat doch auch in Frankreich die geistvolle Frau, die auf ihr Berrichon stolz sich daraus den üppigen Rabelais, dies atroce cochon, erklärte, George Sand die Mundart über die Schriftsprache gehoben, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenschaften, zur Emphase minder geneigt sei“ (es hätte natürlich genügt, hier Klaus Groth anzuführen, aber George Sand ist feiner) — das sind einige wenige Proben, ich könnte aber ganze Seiten anführen, denn Erich Schmidt benutzt jede Gelegenheit oder macht sie sich, ob er nun über Winckelmann zu sprechen hat oder über das Verfahren echter Dichter bei der Beschreibung oder über die Hamburger Oper (zu der Lessing ja gar keine Beziehung mehr hat) oder über Schauspielkunst oder über die Fabel im Anschluß an „Romulus und Rimicius“ oder über Herder oder über den Hanswurst oder über den Blancvers oder über die Entwicklung der deutschen Sprache. Und wenn er noch sein Wissen klar und einfach gäbe, aber er spricht in Andeutungen, er „orakelt“, er entwickelt die abscheulichste Manier. Eine Besonderheit von ihm ist noch, zu zeigen, daß er auch in der Gegenwart daheim, Weltmann und kein bloßer Bücherwurm ist. Deswegen werden neben George Sand noch Claude Tillier und George Eliot genannt, Zola, Böcklin, Meunier usw. und, wie wir später sehen werden — da spielt aber noch ein anderer Grund mit — zahlreiche Amtsbrüder, d. h. Universitätsprofessoren. Nun ist ja Wissen zweifellos eine schöne Sache und es auszubreiten verdienstlich, nur aufspielen darf man sich dabei nicht. Es bleibt aber leider auch noch nicht bei harmlosem Aufspielen, es tritt in der Wissensprotzerei ein starker Hochmut, arge Überhebung zutage, und diese wird dem Werke selber gefährlich, raubt ihm den Charakter der geschichtlichen Sachlichkeit.

Man hat mich selber sehr oft für einen ganz „subjektiven“, ja „tendenziösen“ Schriftsteller erklärt, Erich Schmidt hat das ja angeblich auch getan — ich bin mir aber bewußt, daß ich, wenn ich als Geschichtschreiber schrieb, immer das Gesetz der Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit der geschichtlichen Darstellung vor Augen gehabt habe. Das heißt, ich habe wohl über alle Erscheinungen und Persönlichkeiten, mit denen ich zu tun hatte, unter Umständen ganz „subjektiv“ und vom Standpunkte unserer Zeit aus geurteilt — die „blutlose Gerechtigkeit“, von der Erich Schmidt einmal spricht, gibt es ja auch nicht —, aber ich habe mir stets Mühe gegeben, alles

zusammen in seiner Zeit zu schauen und nicht das eine in der Zeit, das andere außer der Zeit zu betrachten, ich habe die Grad- und Wertmessung, auf die ich nie verzichten wollte, immer cum grano salis vorgenommen, mit Berücksichtigung der geschichtlichen Abtönung, darf ich wohl sagen, die mir als geschichtlichem Geiste vom eigentlichen Wesen nicht gut ablösbar erscheint. Auch Erich Schmidt nimmt das Recht der Grad- und Wertmessung in Anspruch, aber er zerstört das einheitliche Bild und verfährt nicht gleichmäßig: Lessing selbst wird geschichtlich entwickelt, aber über seine Zeitgenossen wird vom Standpunkt unserer Zeit abgeurteilt, Lessing wird immer entschuldigt, seine Vorgänger und Zeitgenossen werden immer verdammt; dann auch wieder umgekehrt: Lessings Verdienste um seine Zeit werden ungeschichtlich als ewige behandelt, die seiner Zeitgenossen geschichtlich als längst veraltet abgetan. Nun ist ja Lessing auch den meisten seiner Zeitgenossen überlegen, aber er muß doch, wenn ein richtiges Zeit- und Wesensbild entstehen soll, in dem natürlichen Zusammenhang gezeigt werden, ihm und den andern muß die gleiche rückschauende Gerechtigkeit werden, ja, es ist sogar ein bestimmtes Wohlwollen auch unbedeutenderen Erscheinungen gegenüber nötig, damit sich nicht das Ganze verschiebt. Erich Schmidt aber hat ihnen gegenüber nur hochmütige Absprecherei — und hat sich vor allem dadurch sein ganzes Werk verdorben: Man kommt bei ihm nie zu ruhigem Schauen und Genießen, man wird ewig hin und her gezerrt, und der Gesamteindruck wird ein durchaus verworrener und schiefer. Ja, wenn Erich Schmidt selber eine ganz starke, dabei im Kern wohlwollende Persönlichkeit wäre, aber man merkt nur, daß er gern etwas sein möchte. — So ist der Bildersaal älterer deutscher Dichter bei Schmidt eine wahre Zerrbilder- und Fratzensammlung, und selbst, wo einmal etwas Wohlwollen zutage tritt, nimmt es das Gepräge hochmütiger Herablassung an. Es mag ja Leute geben, die es als geistvoll empfinden, wenn Schmidt gelegentlich des Virginia-Stoffes von der dramatischen Häckselmaschine des unersättlichen Hans Sachs redet; in einem ernsthaften wissenschaftlichen Werk will ich so etwas nicht, das gehört in das „Feuilleton" des „Berliner Tageblattes". Wie kommt Schmidt ferner dazu, uns Martin Rinkhart als „Pastor" Rinkhart aufzuführen und Balthasar Schupp das schmückende Beiwort „brav" zu verleihen? Ich wüßte nicht, daß Schmidt Ursache hätte, auf diesen Mann herabzusehen. Andreas Tscherning einfach „ledern" zu nennen, ist doch auch ein bißchen stark, zumal dieser Schlesier jedenfalls einen guten natürlichen Fluß seiner Verse hat. Eher lasse ich mir das Beiwort „fanatisch" für Erdmann Neumeister gefallen, obgleich es etwas einseitig darstellt, und selbst den „genialen Lumpen" für Christian Reuter, mag auch dessen Art durch das Studentenwesen der Zeit in etwas entschuldigt werden können. Für Schmidts Geist zeugt wieder, daß er den Ratsherrn Brockes „nimmermüd als optimistischen Prediger des ‚Irdischen Vergnügens in Gott' zwischen Hamburg und Ritzebüttel hin und her schreiten" läßt — ja gewiß, man wird des trocknen Tones einmal satt, aber deswegen braucht man noch lange kein Komödiant zu werden. Daß die Hofpoesie um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts schlecht behandelt wird, kann man sich gefallen lassen, aber „geschmeidiges Gewürm" ist geschimpft und nicht ganz erschöpfend, da doch auch der unzweifelhafte, wenn auch nur kleine dichterische Fortschritt, den sie bedeutet, festzulegen wäre — es war doch wohl ein Verdienst, daß z. B. Benjamin Neukirch nach schwülstigen oder platten An-

fängen dem Boileau nachlief. Wie anders redet Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ über diese Poeten! — Sehr unzufrieden muß man im ganzen auch mit der Behandlung Gottscheds in Erich Schmidts „Lessing“ sein. Nicht, daß ich eine Rettung Gottscheds im Sinne Eugen Reichels wünschte, in gewisser Hinsicht ist Gottsched eben nicht zu retten, aber gerade in einem Lessingwerke muß ernst und würdig über diesen Mann geredet werden, der denn doch als „Kulturpolitiker“ Lessings bedeutendster Vorgänger und von diesem sehr ungerecht behandelt worden ist. Das gibt Erich Schmidt im Hinblick auf den wahrscheinlich auch noch von ihm benutzten verdienstlichen „Nötigen Vorrat“ einmal zu, aber im übrigen marschiert bei ihm Gottsched nach alter Weise als der „steifleinene Professor“ und der „Christoph“ der Frau Adelgunde auf — das übliche Gelächter ist Schmidt lieber als der Eindruck streng geschichtlicher Wahrheit. Auch die jüngeren Zeitgenossen Gottscheds, die Altersgenossen Lessings kommen bei Schmidt nicht zu ihrem Recht, obgleich dadurch vor allem das ganze Zeitbild schief wird. Es ist doch gar kein Zweifel, daß man in einer Lessing-Biographie nicht einfach von J. E. Schlegels unzulänglichen Trauerspiel-Originalen und von seinem „mit dem ermüdendsten Wortaufwand möglichst unfrischen Malen“ in den Lustspielen reden darf, daß man dieses bedeutendste, leider frühverstorbene Talent neben Lessing mit einiger Hingabe behandeln muß (wie denn auch Danzel sehr richtig sagt, daß er in mancher Beziehung „viel höher als alle diese Leute, ja höher als der damalige Lessing“ gestanden habe); es ist lächerlich, sich, wie Schmidt es tut, anstatt seine Pflicht Schlegel gegenüber zu erfüllen, über Ayrenhoff, „ein wahres Urbild selbstgefälliger Dummheit“, eine ganze Seite lang aufzuregen. Natürlich kommt auch Gellert bei Schmidt verhältnismäßig schlecht weg: er erscheint zwar einmal als „der angenehme Fabulist“, aber doch meistens als „frommer Kopfhänger“ und „sieher Moralphilosoph“. Cramer, Joh. Andreas, tritt zuerst als „journalistischer Spießgeselle“ eines Lessingschen Vetters (Mylius), später dann freilich als angesehener Hofprediger, gefeierter Homilet und berühmter religiöser Dichter, mit den nötigen Einschränkungen, auf. Lichtwer, dessen Naturbilder den jungen Hebbel entzückten, ist Erich Schmidt „urprosaisch“. und später ist noch von seinen ungehobelten Fabeln die Rede — daß er der einzige ältere Fabeldichter mit wirklichem Humor war („Die Katzen und der Hausherr“, „Die seltsamen Menschen“, „Der kleine Töffel“), scheint Schmidt gar nicht gesehen zu haben. Auch Gleim, Lessings Freund, bekommt im Lauf der Entwicklung sehr viel ab („ekelhaft getändelt“, „unglaubliche Taktlosigkeit“ usw.), wenn auch die Grenadierlieder in der üblichen Weise gelobt werden. Über Ewald von Kleist heißt es: „Neben schwachen Tändeleien und Epigrammen entstanden auch elegische Gedichte, die mit der Form ringen und ungeschickt zwischen Herzenstönen und trockener Reflexion oder metaphorischem Überschwall wechseln. Auch wo zweifellos ein echtes Gefühl sich aussprechen möchte, wie in den Versen an Wilhelmine, bleibt er meist prosaisch und matt; die antikisierenden Oden sind schwunglos; nur die Eingebungen der ins Freie trachtenden Schwermut sprechen zum Herzen, obgleich er überall mehr bildert als bildet.“ Das soll dann der Krieg und die Freundschaft mit Lessing geändert haben, aber vielleicht kams doch aus Kleist selber — man darf eine entstehende Schrifttumsentwicklung nicht so scharf anpacken, auch Schiller hat bei Kleist etwas zu viel getan. Viel schlechter noch als Kleist kommt Ramler bei Schmidt weg, obgleich solche

Geister den Herren Philologen doch eigentlich genehm sein sollten: „Es las fremde Gedichte wie ein Schulmeister, die Feder tief in rote Tinte tauchend. Dieser Korrektor verstand nichts vom Recht der dichterischen Individualität." Sehr wahr, aber doch hat ihm Lessing seinen „Nathan" zur Durchsicht gegeben, und wir können nicht wissen, ob nicht irgendeine Lessingsche Schönheit eine Ramlersche Umformung ist. Eben darum mußte Ramler in einem Lessing-Werke auch ein bißchen besser (man lese die ganze Ausführung!) behandelt werden. Christian Felix Weiße wird wenigstens der Ehre einer der beliebten „antithetischen" Vergleichungen mit Lessing gewürdigt, obwohl er gleich bei seinem Auftreten das Zeugnis, daß er sein Leben lang ein Philister war, mit auf den Weg bekommt: „Der Eine war rasch, der Andere langsam, der Eine kühn und ein selbständiger Vorkämpfer, der Andere konservativ und bis zur Feigheit verträglich; der Eine liebte die unstete Freiheit, der Andere saß als Kreissteuereinnehmer in seinem Leipzig fest, wo er über die neusüchtigen Schriftsteller lamentierte, doch den guten Kleinen ihr willkommener Kinderfreund war und am Lebensabend von Iffland öffentlich einen Lorbeerkranz empfing. Mit einem Wort; Lessing ist der flüchtige, Weiße der getreue Sachse" — man kennt die Weise schon von Scherer her, und ich bezweifle, ob je etwas bei ihr herausgekommen ist. Ja gewiß, die literarische Vergleichung hat ihren Wert, aber nur da, wo ein wertvolleres tertium comparationis vorhanden ist — die sächsische Landsmannschaft ist kein solches. — Nicht viel besser als den Dichtern der Zeit ergeht es auch den Prosaikern, so Sulzer, der durch den Satz: „Schmeichlerisch gegen Bodmer, zugleich ein Anhänger der heiligen Poesie und aufgeblasenes Organ des literarischen Klatsches, trocken, als Dichter einsilbig und schwunglos, neidisch und unaufrichtig, geneigt abzusprechen und mit dem Scharfblick persönlicher Mißgunst Männer wie Ramler von oben her zu beurteilen" [o Erich Schmidt, was tust du denn?] charakterisiert wird, so Nicolai, dessen Anfänge zwar gelobt werden, der aber im ganzen doch in der üblichen Beleuchtung des „platten Geniefeindes" erscheint (die ich für gerecht halte, aber in einer Lessingbiographie doch bedingt will). Nie empfängt man bei Schmidt so recht den schlichten Eindruck der Zeit und ihrer Männer überliefert.

Am allerschlimmsten hat er in seinem Buche Klopstock mitgespielt, der fast bei jeder Erwähnung etwas angehängt bekommt. Auch Danzel nimmt in seinem „Lessing" den Dichter des „Messias" sehr scharf her, aber er tut es als ehrlicher Feind, der die Erneuerung der Poesie durch die religiöse Empfindung nicht will, sondern verlangt, daß sie sich „mit derber Lebenslust an das wirkliche Leben anklammere". Schmidts Absprechen über Klopstock geht aus Hochmut hervor, er glaubt es nicht mehr nötig zu haben, Rücksicht auf einen alten Ruhm zu nehmen. So kündigt sich denn bei ihm Klopstock, sein eigener Johannes, sofort als der Messias der deutschen Literatur an, so wird bei Erwähnung Kästners nicht vergessen, daß ihm „der entzückte Flug der Gefühlspoesie Klopstocks trunkener Unsinn" war, so heißt es von Leipzig: „Hier bildete sich in Klopstock ein halb weltliches, halb geistliches Abbétum aus, das für religiös-poetische Rührung den Minnesold süßer Mäulchen forderte", so wird Lessings lateinisches Epigramm Ad K., „Der bei Lebzeiten geerntete Dichterruhm dauere selten übers Grab hinaus", prophetisch genannt. Weiterhin hören wir: „Nur der blinde Grimm Klopstocks konnte dann gegen das erniedernde Nach-

stammeln der Ausländertöne poltern und dem französischen Hohn, selbst nach Arouets Säuberung bleibe des Königs [Friedrichs des Großen] Lied noch tüdesk, die Schwingen seiner Odengewalt leihen.“ Natürlich wird es auch nicht verschwiegen, daß Klopstock einmal daran gedacht habe, sein frommes Gedicht den „beiden großen Freunden“ Friedrich und Voltaire in französischer Übersetzung zuzueignen. Als Schmidt die Stellung Lessings zu Klopstock darstellt, kann er sich nicht enthalten, von dem „jungen Hohenpriester“, von orakelnder Dichtersprache, von verzücktem Stil, von trunkenem Hochgefühl zu reden und Witze über das Langensalzaer Bäschen zu machen. Bei Gelegenheit des Lessingschen „Philotas“ läßt er Klopstock, bei den alten Juden herumirrend, sich Adam oder Salomo zu Helden unmöglicher Stücke nehmen. Die Neubelebung Logaus soll ein „Protest gegen dichtende Zeitgenossen, nicht zuletzt gegen den verblasenen Stil Klopstocks“ sein (Lessings Vorrede hat freilich eine dahinzielende Wendung), und mit großem Vergnügen werden auch bei Lessings Fabeln Beziehungen auf Klopstock herausgestellt. Selbst wo Schmidt Klopstock einmal loben muß, wie bei der Beurteilung der Hymnen im „Nordischen Aufseher“ und der Abhandlung „Über die Sprache der Poesie“ wird doch gleich wieder durch Ausdrücke wie „vage Erhabenheit“ und Bemerkungen wie, daß Klopstock kein geschulter Denker gewesen sei und die Sucht, das Denken in Empfindung aufzulösen, gehabt habe, Wasser in den Wein gegossen. Später ist dann noch von der verschrobenen germanistischen Pfuscherei Klopstocks, die sich in der Bardenzeit festgerannt und lange von den Heldengedichten Karls des Großen deklamiert habe, von seinem „höchst unmanierlichen dem badischen Hof Entweichen“, von seiner „abstrusen Gelehrtenrepublik“ die Rede, und es wird sein Verhalten beim Tode Metas zu dem Lessings beim Tode seiner Frau in Gegensatz gesetzt. Noch bei der Schilderung des letzten Besuchs Lessings in Hamburg heißt es: „Neidisch mochte Lessing den reisigen, wetterharten Klopstock anschauen, der sich noch immer auf dem Roß und den Flügelschuhen tummelte, so wenig ihm auch die jüngst besorgte, nunmehr jahrelang fortgesetzte Vergötterung des Sängers wie des Menschen durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambische Bände ‚Tellow an Elisa‘ und ‚Klopstock, Er und über ihn‘, die das Neueste aus Plundersweilern so köstlich verlachte, behagen konnte. ‚Er‘, im Vollgefühl seiner Dichterwürde und erhöhten Menschheit, nickte zu diesen Abdrücken, Notenschwärmen und Erinnerungen wie der Gott zum frommen Opfer.“ Wohl sehe auch ich die Schwäche Klopstocks, aber als bloße „Folie“ zu dem „Manne“ Lessing, der von Neid auf ihn durchaus nicht frei gewesen ist, ist er mir denn doch zu gut; ich halte auch Klopstock den Lyriker noch keineswegs in dem Grade für überwunden, wie es sich Erich Schmidt und Genossen eingeredet haben, glaube auch, daß sein „Teutonismus“ noch wieder besser gewürdigt werden wird. Neben dem Weltbürger und Humanisten Lessing können wir den Deutschen und Christen Klopstock, als geschichtliche Erscheinung wohlverstanden, gar nicht entbehren, und das hätte auch in Erich Schmidts Lessing-Werk irgendeinmal herauskommen müssen. — Wie für Klopstock hat Erich Schmidt auch für den als Naturschilderer unverächtlichen Geßner nichts übrig — er spricht geistreich davon, daß Maler Müller Geßners nacktes Schäfervolk mit pfälzischem Rebenmost gestärkt habe — und besonders schlecht behandelt er noch Johann Georg Jacobi, dessen lyrische Entwicklung ihm ziemlich unbekannt gewesen zu sein scheint.

Da ist zunächst bei der Behandlung Gleims eine sehr böse Stelle: „Daß er auch als ‚Vater Gleim‘ nicht reif geworden ist, beweisen die täppischen ‚Briefe von den Herren Gleim und Jacobi‘, denn der fünfzigjährige Mann und der Junge gebärden sich wie ein Liebespaar. Zehn holde Zeilen berauschen den Empfänger. Gleich einer lüsternen Matrone, die ihren Mignon tätschelt, überschüttet Gleim den lieben kleinen Jacobi, den kleinen süßen Schmeichler mit Koseworten, Seufzern und Küssen. Anakreon und Bathyll kitzeln einander mit allerlei Phantasien von badenden Mädchen.“ Ein scharfes Wort hätte da meiner Empfindung nach genügt, diese Art Darstellung streift an Klatsch. Aber Schmidt ist es damit noch nicht genug: Bei den Klotzischen Händeln wird Jacobi wieder als der gute, kleine Jacobi, dann noch als trillernder Lyriker, fader Korrespondent Gleims, Jünger Klotzens, später als Grazienpriester und zum Schluß nochmals als der sanfte Jacobi vorgeführt — daß er aus der üblichen Rokokolyrik in die echte deutsche hineinwuchs, finden wir bei Schmidt nirgends erwähnt. — Auch Matthias Claudius wird von Schmidt ziemlich von oben herab behandelt: Der „gute“ Matthias Claudius, „Tändelei“ (wiederholt), schlaffe Lebensführung! Lavater tritt als Faselant auf. Selbst Goethe bleibt nicht ungeschoren: Schmidt redet von dem „frivolen Treiben“ des Leipziger Goethe, nennt Goethes „Regeln für Schauspieler einen Kodex voll steifer Regeln, die man kaum ohne Lächeln lesen kann“, spricht bei Goethes „Götz“ „von skizzenhafter Historienfreiheit“, beim „Werther“ vom kranken Herzchen, und hält dem großen deutschen Dichter das fragwürdige Französisch seiner Briefe an Frau v. Stein vor — dabei „peroriert“ er einmal gegen den leidigen Professorenhochmut. — Natürlich ist Schmidt, wie fast alle neueren Literaturphilologen, auch auf die Romantik nicht gut zu sprechen, sie wird einmal mit den Beiwörtern dumpf und rückläufig versehen, und namentlich die beiden Schlegel kriegen allerlei ab. So heißt gleich auf der zweiten Seite des Buches Friedrich der schlaffe Romantiker, obgleich er doch in seinen jungen Jahren nicht eben schlaff war, und später wird er als der selbstische Sophist und der vorlaute Romantiker bezeichnet, und August Wilhelm soll es „gejuckt“ haben, nach Lessing noch ein übriges Molière gegenüber zu tun. Wir empfinden nun freilich sehr deutlich, daß Erich Schmidt den Schlegeln gegenüber, deren Schwächen er teilt, nur ein sehr kleines Licht war und also alle Ursache gehabt hätte, mit Achtung von ihnen zu sprechen. — Fichte liebt er selbstverständlich auch nicht, denn er hatte ja die „Anmaßung“, Mendelssohn der gleichen Oberflächlichkeit wie Nicolai zu bezichtigen, und sparte gegen diesen nach Schmidts Ausdruck nicht mit „Schimpfereien über radikale Geisteszerrüttung, extreme Dummheit, hündische Impertinenz“. Er war ja überhaupt ein Judenfeind, und das ist in Schmidts Augen natürlich unverzeihlich, so daß denn selbst des Philosophen Lob über Lessings Wahrheitsstreben als „hochtönend“ abgelehnt wird. — Von Bemerkungen über neuere Dichter sei nur die, daß Stifter aus einem guten Stil nur zu oft in eine schlechte Manier verfällt, erwähnt. Ausländische Dichter werden nach guter deutscher Weise natürlich im allgemeinen besser behandelt als die deutschen, doch wird Owen wenigstens der „matte Führer des Epigramms im siebzehnten Jahrhundert“ genannt —, Voltaire und Rousseau bekommen auch allerlei ab, und die Redensart, daß Ducis sein „Spülicht“ in Shakespearische Stücke gegossen habe, erinnert sogar an die den deutschen Dichtern erwiesene Grob-

heit. Ernsthaft: es wäre gut gewesen, Erich Schmidt hätte Voltaire, mit dem Lessing seiner Natur wie seinem Lebenswerke nach unbedingt verglichen werden muß, einmal großzügig dargestellt, statt ihn hie und da ein wenig zu loben, ihm aber meist etwas anzuhängen — mit Ausdrücken wie „zweideutiger Praktikenschreiber“ usw. kommt man bei ihm nicht durch. Aber wirkliche geschichtliche Großzügigkeit fehlt bei Erich Schmidt leider, während er andererseits, wie schon gesagt, sogar dem Klatsche nicht ausweicht. Oder besteht wirklich die Notwendigkeit, dem Lessing erfassen wollenden Leser mitzuteilen, daß „den armen Tropf“ Schönaich eine gestrenge Mama in der Amtizer Flur am Schürzenbande führte, daß Lessings Berliner Jugendgenosse Agricola noch als alter Herr gern von gemeinsamen Abstechern ins Reich der niederen Minne geschwatzt habe, daß der Schauspieldirektor Seyler der Kunst und — den Künstlerinnen ergeben, daß das Treiben mancher Klotzeaner schamlos und wüst gewesen sei? Die böse Stelle über Gleim und Jacobi ward bereits angeführt — neben sie möchte ich fast die andere, daß Schiller jahrelang an einem durchaus männischen, ja sogar männisch-erotischen Malteserstück gesonnen und gearbeitet habe, stellen. Die Anmerkung, daß die Braunschweiger Welfen ihre Begierden selten gezügelt hätten, mag als geschichtlich durchgehen — Schmidt nimmt ja sonst die Höfe auch wieder in Schutz und weiß ihnen sehr schöne Lobsprüche zu sagen, vor allem Weimar. Auch Friedrich der Große kommt doch in seinem Buche sehr gut weg, nur daß er sich zur Strafe, weil er nichts von Lessing hat wissen wollen, nun „antithetisch“ mit Lessing vergleichen lassen muß. Überhaupt war Erich Schmidt ein kluger Herr, und fürstliche Gnade hat ihm ja mannigfach geleuchtet, während er andererseits doch auch die Huld der demokratischen Kreise nicht verloren hat. Da erschallt bei ihm immer wieder das Lob Preußens und Berlins, als dessen erste literarische Großtat die Literaturbriefe gepriesen werden, aber andererseits erhalten doch auch Wien und Wiener ihren Preis — warum soll man sich auch seine Stellung verderben, wenn man Professor in Wien ist und Professor in Berlin zu werden hofft? Der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen als Übersetzer der „Emilia Galotti“ ins Neugriechische darf keinesfalls vergessen werden, aber das mächtige Haus Mendelssohn-Bartholdy, das die erste Nathanskizze wie „einen urväterlichen Ehrenbrief“ hütet, kommt selbstverständlich auch zu seinem Recht. Dann die Amtsbrüder! Wie freute ich mich, als ich schon im ersten Bande Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff als meisterlichen Beleuchter der großartigen, tiefsinnigen Disharmonien des Euripideischen „Herakles“ fand, Wilamowitz, der mir in R. M. Meyers Schriften so oft begegnet war! Und Jacob Bernays und Minor und Baumgart und Seuffert und Kuno Fischer und Harnack und Roethe und Schlenther — alle, alle! Dazu der Dichter Paul Heyse und Marie von Ebner-Eschenbach (mit einem Aphorismus als Motto) und die Bühnenleiter Maurice und L'Arronge (nein, nur das Deutsche Theater!) und die Mimen Bernhard Baumeister und Hedwig Niemann und selbstverständlich, the last, not least, Joseph Kainz. Ja, Schmidt war immer auf der Höhe der Gelegenheit, war immer ein „moderner“ Mensch. Nur Richard M. Meyer habe ich, wenigstens in der zweiten Auflage, noch nicht gefunden — schade, man hätte ihn doch so schön „antithetisch“ mit Mendelssohn vergleichen können. Aber dafür erhält wenigstens der Journalistenberuf sein Lob: „Der Beruf des Journalisten heischt viel und gibt wenig; denn unter seinen

Geboten ist Entsagung nicht das kleinste." Man lese die schöne Ausführung nach — sie hat mich ordentlich gerührt; denn ich bin selbst sechs Jahre lang Zeitungsschreiber gewesen.

Leider zwingt uns die Wahrheitsliebe, von den glänzenden Seiten Erich Schmidts doch wieder zu den Schattenseiten überzugehen. Sagt der große Naturforscher Buffon „Le style c'est l'homme", so könnte man fortfahren — ich will auch einmal geistreich sein —, „et le maniérisme c'est Erich Schmidt." In der Tat, ich glaube, daß Erich Schmidt der größte Manierist des 19. Jahrhunderts ist, und daß ihn ein neuer Molière mit Recht in ein neues Hotel de Rambouillet, das ja wohl irgendwo in Berlin W liegen würde, versetzen könnte. Schon in unsern bisherigen Anführungen haben wir manches schöne und bezeichnende Beispiel Schmidtscher Manier mitgeteilt; hier Vollständiges zu geben ist unmöglich, ja es hält schon schwer, nur alle Arten der Manier aufzuzeigen. Ohne Zweifel ist es das von Haus aus berechtigte Streben Schmidts gewesen, anschaulich und besonders zu schreiben, was ihn zur Manier geführt hat; man muß aber eben wirklich etwas sein, es genügt nicht etwas scheinen zu wollen, wenn man ein glänzender Schriftsteller werden soll. So führte das Streben Schmidts nach Anschaulichkeit denn sehr rasch zu falscher Bildlichkeit, zu Übertreibung, Gesuchtheit, Unklarheit, Geschmacklosigkeit, zu Wortprunk und unechter Redekunst, zu Aufspielerei und Vornehmtuerei — wir haben ja allerlei Proben dieser letzteren Dinge schon kennengelernt. Im allgemeinen darf man sagen, daß Erich Schmidts Schreibweise das genaue Hingucken nicht verträgt; man muß sich von ihm „imponieren" oder betrunken machen lassen, wenn man ihn ertragen soll. Da findet sich gleich auf der ersten Seite des „Lessing" der folgende Satz über Wieland: „Die Fülle der gebundenen und ungebundenen Schöpfungen Wielands, die sich meist um die Achse von Platonismus und Sinnlichkeit drehen und deren blankes Gepräge den Stempel einer fremden Münze nicht verleugnen kann, schrumpft im Gedächtnis weiter Kreise mehr und mehr zusammen" — ich muß gestehen, der Satz macht mich, wenn ich nicht flüchtig über ihn hinsehe, geradezu schwindlich: Erst sind die Dichtungen und Prosawerke Wielands Weltkörper, die sich um eine Achse drehen, dann sind sie plötzlich neue Münzen mit fremdem Stempel, obgleich der Stempel beim Kunstwerk doch immer der eigene des Schöpfers ist, nur das Metall entliehen und meinetwegen auch noch die Art des Stempels nachgeahmt sein kann, und schließlich sollen wir Weltkörper und Münzen im Gedächtnis weiterer Kreise zusammenschrumpfen sehen, obgleich sie ja gar nicht mehr hineingelangen. Man wird nun vielleicht sagen, ein so genaues Nachprüfen von Sätzen, deren Sinn klar erscheine, sei kleinlich, aber ich glaube doch, daß Erich Schmidts Anmaßung es notwendig macht. Den Satz, in dem er Jacob Böhme in seiner Schusterwerkstatt einsam seine tief- und unsinnige theosophische Weisheit stammeln läßt, habe ich schon angeführt — er mag noch angehen, aber manieriert ist er doch auch und der weniger gebildete Leser kann nichts damit anfangen. Daß Schmidt wenige Seiten später das Wort Atavismus, das wir stets im Sinne von Rückschlag zum Ahnentypus gebrauchen, im Sinne geistigen Fortschritts verwendet, wollen wir ihm noch hingehen lassen; im Kerne toll unlogisch erscheint uns aber wieder der folgende Satz: „Jene stete Fortpflanzung theologischen und philosophischen Eifers, ein segensreiches Pfund, mit dem die Gründung des protestantischen Pfarrhauses unser geistiges Leben wuchern ließ, ergriff auch

den Sohn des Mannes, der usw. usw.“ — die Fortpflanzung wird ein Pfund, mit dem Pfunde läßt eine Gründung das geistige Leben eines Volkes wuchern, Fortpflanzung und Pfund ergreifen ... ich kann da mit dem besten Willen nicht mit. Eher lasse ich es mir gefallen, wenn bei Schmidt „die Gotik schon den Täufling Gotthold Ephraim begrüßt und den Spröden an vielen Stätten seines Lebens in anziehenden Schaustellungen (!) umwirbt“, obgleich auch da die Gesuchtheit nicht zu verkennen ist, wenn er Lessing sein Rezeptionsexamen wacker bestehen läßt, „ohne übrigens ein kindliches Präludium zum ‚Nathan‘ zu klimpern“, obgleich mir das Bild ziemlich geschmacklos erscheint, wie auch wenige Seiten später die Bezeichnung des Horaz als „gefälligen Mentors“ Lafontaines und Hagedorns, die auch sachlich zu tadeln wäre; schlimm ist aber wieder der Satz: „Er las ihn [den Homer] weder jetzt noch künftig betend wie Winckelmann, dithyrambisch forschend wie Herder, liebevoll erglühend wie Goethe und Stolberg, behaglich dolmetschend wie Voß, obwohl er tief genug in die Technik der epischen Kunst eindrang“ — gesuchter kann man sich wohl nicht gut ausdrücken. Eine merkwürdige Auffassung legen Wendungen wie, daß die Händel des zweiten Schlesischen Krieges in und um Meißen den niedrigsten Niederschlag gefunden hätten, und daß der Kronprinz Friedrich von Preußen zum „Nachrichter“ der August und Brühl erwachsen sollte, dar. Auch daß Rousseau nach Schmidt einen schweizerischen Gießbach über die abgezirkelten Pariser Marken fluten gelassen haben soll, finde ich so wenig schön, wie ich die Behauptung, daß Lessing mit Entzücken die Gebirgsluft und den ländlichen Morgenwind der Rousseauschen Sprache geatmet habe, wahr finde (die Kritiken der ersten Rousseauschen Schriften verraten jedenfalls nichts davon). — Daß Schmidt Huartes von Lessing übersetztes Buch später in Sternes „Tristram Shandy“ „eine frohe Urstend feiern“ läßt, mag durchgehen, auch die „blanke“ Form des „siècle de Louis XIV.“, obgleich ich mir dabei nichts denken kann, aber daß Weiße in der Gottsched-Gellert-Weißischen Wasserflut, also in seinem eigenen Wasser ertrunken sein und Menschenverachtung auf den Saiten des weichen Herzens von Ewald von Kleist „wühlen“ soll, erscheint mir doch ein bißchen übertrieben. Völlige Unlogik ist der Satz: „Seine (Ramlers) Muse Teutonida schmäht die verbuhlte Gallinette um so grundloser, als Ramler, der Bearbeiter der Batteux, in der Ästhetik fast durchaus Nachtreter eines unkritischen Franzosen ist, über den er nur fürs Drama ein wenig hinausstrebt“ — ich denke, die ästhetischen Theorien eines einzelnen Franzosen und die französische Sittenlosigkeit haben doch wohl nichts miteinander zu tun. Eine Unart Schmidts ist, daß er bei der Inhaltsangabe von Stücken Schein und Wirklichkeit mit Vorliebe durcheinander bringt, so schon bei der „Miß Sara“: „Sie [Sir Sampson und der Bediente] eröffnen das Stück, nur von besorgter Liebe gespornt, ohne jeden Vorwurf“ — gegen den Verfasser oder das Publikum? — Auch die Art der contradictio in adjecto, die Schmidt häufig anwendet, möchte ich eine Unart nennen: „Bei diesem (Gellert) sprach er nur vor, um durch eine niemals warme Verbindung journalistische Pläne zu fördern“ — ich pflege in solchen Fällen wenigstens Klammern anzubringen oder lieber einen Satz anzufügen. Geradezu Unklarheit ist der Satz: „Nur späte mittelbare Spiegelungen gelten der niederländischen Kunst, dem schiefgewürdigten Rembrandt“ — soll das nun heißen, daß Rembrandt überhaupt schiefgewürdigt ist oder damals schief gewürdigt war und Lessing das Urteil bes-

serte, oder daß er den Maler selbst schief würdigte? Bei der Inhaltsangabe des „Kleonnis“ haben wir wieder das Durcheinanderwerfen von Bühne und Leben: „Es ist gewiß, daß Demarat fiel, ebenso gewiß, daß er die Bühne gar nicht betrat.“ An die fröhliche Urstend des Huarte erinnert der „Landstörzer“ Lessing, Friedrich Matthisson wird als der „Kaum Würdige“ bezeichnet, aber nicht genannt (es sind ja alles Professoren, die Erich Schmidt lesen), ebenso tritt auch wohl Goethe ohne Namen als Dichter und Naturforscher Weimars auf — es ist das doch alles Manier. Die alte Unlogik ist dann wieder der Satz: Schiller „zieht überwältigend alle politischen Konsequenzen der ‚Emilia Galotti‘, die nur [?] Ifflands feige Persönlichkeit abschwächte [beim Spiel oder einer Bearbeitung? Nein], um in der ‚Elise v. Valberg‘ mit stumpfen und schartigen Messern zu spielen und den guten Ausgang zu gewinnen.“ Das ist doch ganz unleidlich. Auch die Wendung „Goethe betete nicht nur zu dem Gotiker Erwin, sondern auch zu Winckelmann“ ertrage ich schwer. Den Schwulst Schmidts mögen noch die folgenden Sätze veranschaulichen: „Das Pariser Alamode überflutete ein höfisches Gebiet, dessen Herrscher ja stets auf prunkende selbstbewußte Repräsentation großen Wert gelegt und ihre Begierden selten gezügelt hatten. Anton Ulrich lustwandelte als rätselnder Dichter weitschweifiger Romane, die gleich seinen geistlichen Liedern lange beliebt blieben, auf schäferlichen und pseudohistorischen Pfaden, indem er die Phantasie seines Publikums durch eine wirre Handlungsfülle sättigte und von zart ausgemalten christlichen Leiden zu überladenen Ohrenschmäusen und blendenden Augenweiden fortsprang.“ Auch der folgende Satz ist Schwulst: „Ihm, Herder, folgt Goethe [als Epigrammatiker] zunächst, bis er in Venedig das Tuch voll reiner und unreiner Tiere entfaltet und dann mit Schiller neben ‚fromme‘ Votivtafeln die unartige Rügepoesie der ‚Xenien‘ stellt.“ Mangel an Anschauung verrät wieder der spätere: „Zwei Wege, den blassen Schimmer der pfälzischen Bildung mit diesem Namen [dem Lessings] vollends zu vergolden, boten sich also dar“ — man sehe nur genau hin! Auch die Wendung, daß eine gesund erstarkte Freude an Staat und Volk leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des klassischen Weltbürgertums *vordringt*, und die andere, daß Goethe in Liedern und Hymnen jede Falte des Labyrinths der Brust ahndevoll berührt, wird man nicht gerade loben können. Doch, ich sehe, ich muß allmählich zum Schlusse kommen. So stehe hier denn nur noch einer der künstlich komprimierten Sätze Schmidts, die den Eindruck machen, als hätten sie eine ganze Tagesarbeit erfordert: „Darum hatte Lessing mit herber Scheu vor allem Überflüssigen den schweren lakonischen Panzer angelegt, der Fabel die äußerste Präzision Aesops befohlen und sparsam seinen lyrischen Hauch hineingedämpft, Entwürfe zu Dramen gepreßt und gespitzt, bis in den ‚Literaturbriefen‘ das stolze Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritischen Vorübungen zog und dem französischen Maut wie dem Schlagbaum Klopstocks ein Freipaß entgegengehalten wurde.“ Man begreift, daß diese Art Wortsucherei nach und nach zur Wortmacherei und zuletzt zur vollkommenen Hohlheit führen mußte. Übrigens finden sich auch schon im Lessingbuche leere Phrasen genug. Es ist doch wohl eine, wenn Schmidt über des Großvaters Lessing Toleranzschrift schreibt: „So bleiben die vergilbten Blätter denn doch eine warnende Ausgeburt des verheerenden Krieges und der folgenden langersehnten Jahre des Friedens, in dessen Geläut sich milde Mahnungen zur Toleranz misch-

ten. Sie bleiben ein ernstes Wort der Aufklärung, das die großen Botschaften des künftigen Jahrhunderts bescheiden ahnen läßt; ein großväterliches Vermächtnis, aus dessen eingeschränkter Fassung der Enkel eine allgemeine Losung für die gesittete Menschheit folgern konnte.“ Und auch die folgende Äußerung hat für mich Phrasencharakter: „Wie konnte Kleist das nie mit zärtlicher Angst gehütete Leben schöner beschließen, als wenn er es als Blutzeuge des preußischen Ruhms in die Schanze schlug? Das Schicksal ließ ihn auf die purpurbeströmten Lorbeern warten, damit er noch einen kurzen Lebensrest mit Lessing genieße.“ Übertreibung wenigstens ist die Bemerkung zu Lessings „Faust“: „Der Vertreter der freien Aufklärung hat dem Faustproblem eine neue Lösung gegeben: Hölle, wo ist dein Sieg? Und auf diese große Neuerung zuvörderst kommt es an, wenn Lessing und Goethe beisammen als Faustdichter genannt werden sollen.“ Welcher vernünftige Mensch nennt sie denn als solche beisammen? — Von den Neudrucken der Logauschen Sinngedichte heißt es: „Der erste schmückt seit Lachmann unsere großen Lessingausgaben [das ist doch selbstverständlich], und unter seinen Verdiensten ist nicht das geringste, daß Gottfried Keller hier ein allerliebstes Rahmenmotiv für sein ‚Sinngedicht‘ aufgelesen hat [das ist toll].“ Die Phrase von der treudienenden Philologie, gegen Ramler losgelassen, mag doch auch verzeichnet sein — von „Berlins Großtat“ (Literaturbriefe) und dem „Urdichter“ Dante haben wir wohl schon gesprochen. Nicht fehlen dürfen hier die Schlußphrasen über „Nathan“ und „Ernst und Falk“: „Die weimarischen Bundesgenossen haben Lessings ‚Nathan‘ auf die rechte Kanzel geführt und seiner längst im stillen geübten edel ergötzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beschert, wo dies starke Gedicht unser Jahrhundert hindurch Tausende und Abertausende im Kultus des Schönen [?] und Guten befestigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen [?], menschenfreundlichen Gedanken ans Leben entlassen hat“ und „Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und tätigen, geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den notwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun geöffnet. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers ‚ästhetische Erziehung‘ mit dem idealen Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unserer Natur wieder herzustellen und so den Staat der Not in den Staat der Vernunft zu verwandeln.“ Die Angaben stimmen hier ja annähernd, aber es ist der Ton, der die Musik macht — wir haben diese freisinnigen Phrasen schon lange schwer ertragen und können es nach dem Weltkriege gar nicht mehr.

Man wird mir nun vielleicht sagen: Ja, gewiß, Erich Schmidt hat seine Schwächen, vor allem sein Manierismus ist nicht zu leugnen, aber er war trotzdem eine in seiner Art bedeutende Persönlichkeit. Das eben bestreite ich aber: Seine Manier ist der Mantel, mit dem er seine Schwächen zudeckt — wohl hatte er schrecklich viel gelesen und auch manches gelernt, aber er war sehr wenig, sonst hätte er mehr lernen müssen, sonst wäre er nicht meist im Herkömmlichen stecken geblieben oder doch allem Neuen gegenüber schwankend gewesen. Ich habe schon im Verlauf meiner bisherigen Darstellung manche Irrtümer und Widersprüche Schmidts aufgedeckt, es stecken ihrer

aber noch weit mehr in dem Werke, obgleich es denn doch nichts weniger als eine Schöpfung aus dem Nichts ist, sondern in dem Danzel-Guhrauers einen wertvollen Vorgänger und in vielen Einzelforschungen eine Stütze hatte. Selbstverständlich muß ich mir, da dies Kapitel schon ziemlich lang geworden ist, von jetzt an einige Beschränkung auferlegen und kann nicht immer gründlich zeigen, warum Erich Schmidts Irrtümer Irrtümer sind. Aber noch gibt es ja wohl Deutsche, die selbständig weiterdenken können — und wollen. Da ist gleich auf der zweiten Seite des 1. Bandes die Behauptung, daß Lessings gewappnetes Selbstgefühl im Halbschlummer ruhende Volkskräfte mächtig aufgerüttelt habe. Ich halte die Behauptung für durchaus falsch, bin der Ansicht, daß Lessing an die eigentlichen Volkskräfte kaum herangekommen ist, zumal sein ganzes Schaffen vom Volkstum gewissermaßen abführt, aber ich kann diese meine Ansicht hier natürlich nicht im einzelnen belegen. Vom Dreißigjährigen Krieg bringt Erich Schmidt die übliche Anschauung, daß er unseren Wohlstand und unsere Kultur zerstört und verroht habe — ich behaupte, daß der Krieg nur eine Folge der Entartung unserer Kultur gewesen sei, so gut wie der Weltkrieg eine Folge unserer eigenen Sünden (die die Gemeinheit unserer Gegner freilich nicht entschuldigen) war. Um dann zur Literatur überzugehen: „Gottsched war leider kein Reformator", sagt Erich Schmidt, „Ihm war bestimmt, abzuschließen, nicht zu eröffnen; er ist unter Hohngelächter vom Schauplatz getreten und erscheint trotz unparteiischen Würdigungen, die zu Wanieks gediegenem Werk hinanführen, noch heute den Laien als ein lächerlicher Popanz." Nun, auf die Laien kommt es hier ja wohl nicht an, die Behauptung Schmidts ist aber durchaus nicht haltbar: Gottsched eröffnet das regelmäßige deutsche Theater, mag er auch im Banne der Franzosen sein, Gottsched bringt uns den Begriff der Gesamtliteratur, Gottsched schafft literarhistorische Arbeiten, die noch heute unentbehrlich sind. Man darf ruhig sagen (wie ich es auch schon getan habe): Gottsched ist der notwendige Vorgänger Lessings, mag ihm dieser auch noch so überlegen sein. Auch im einzelnen wird Schmidt, wie erwähnt, Gottsched nicht gerecht: War es wirklich eine irrige Meinung des Leipziger Professors (ich habe die Frage wohl schon einmal gestellt), daß die deutsche Kraft, wie in andern Künsten und Wissenschaften, so auch in der Bühnendichtkunst unsern Nachbarn gewachsen, ja überlegen sein würde? Allerdings haben wir keinen Shakespeare, aber an die neuere Entwicklung unseres Dramas von Lessing über Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer bis zu Hebbel reicht die keines anderen Volkes heran. — Den Satz „Als Ganzes ein Ruf nach Freiheit, sind Lessings Lyrika im einzelnen zunächst Übungen nach bekannten Vorlagen" brauche ich ja wohl nicht zu beleuchten — wahre Freiheitssehnsucht spielt in den Anacreonticis, wie jeder Kenner weiß, schwerlich jemals mit. — Ist es ferner so ausgemacht, daß die französische Kolonie in Berlin sich der neuen Heimat angepaßt und ihr zum Dank freiere Bildung, gefälligere Lebensart zugebracht habe? Behauptet wird es ja immer, aber Beweise dafür habe ich noch nie entdeckt. — Wenn Schmidt von dem halb aristokratischen, halb schulmeisterlichem Dünkel der alten Poetik redet, die mit Gottsched zu Rüste ging, so habe ich auch meine starken Bedenken, jedenfalls aber war ein starkes Selbstgefühl der alten gelehrten Dichtung nötig, wenn sie sich ihren Platz im Kulturleben erobern sollte. — Ist Lillos „Kaufmann von London" wirklich eine Schicksalstragödie? Sind Weißes „Scherzhafte Lieder", die

Leipzig 1758, gleichzeitig mit Gleims dritten Teil erschienen und meiner Ansicht nach die Überleitung zu Goethes Jugendlyrik bilden, wirklich hinter der Mode? Warum werden bei der Darstellung der Einführung des Blankverses die Verdienste der beiden älteren Schlegel, Johann Elias' und vor allem Johann Heinrichs, der 1758 Thomsons „Sophonisbe“ in fünffüßigen Jamben gab, verschwiegen? Hat die Zeit in Addison, dem „weltklug lächelnden Journalisten des Bürgertums“, wirklich ihren Sokrates verehrt? Hat Lessing beim Logau daran gedacht, der deutschen Poesie durch den Hinweis auf die schlichte Kraft unserer Altvordern Vorschub zu leisten? In der Vorrede Lessings steht nicht ein Wort davon, und auch die zum Schluß erfolgende Anspielung auf Klopstock läßt sich nicht so deuten. Geht es nicht zu weit, zu sagen, daß die vergleichende Forschung Meister Reinekes Geschichtchen in den Schakalfabeln der Hottentotten wiedergefunden hat? Hat uns wirklich erst Schiller als Geschichtsschreiber die darstellende Kunst und das sittliche Richteramt der Geschichte gebracht, darf man, wie Schmidt es tut, Männer wie Schlözer, Spittler und Johannes von Müller, als Darsteller auch Archenholz einfach übergehen? Ist „Minna von Barnhelm“ wirklich ein sowohl rührendes als lächerndes Lustspiel zwischen der Comédie larmoyante und der Posse? Stimmt es, daß Tellheims düstere, hartnäckige Resignation das Lustspiel bis zur Grenze des Tragischen zieht? Ich denke, da spielt bei Schmidt die Erinnerung an Goethes Wort über Molières „Misanthrop“ mit. Gegen die Behauptung, daß Lessing bei der „Emilia Galotti“ Ort und Zeit „mit sicherer Hand“ gewählt habe, ist schon Dühring aufgetreten. Die Anschauung, die dem Satz „Kunstvoll war das Drama einem Fürstenmord ausgebogen, wie die deutschen Zustände und Stimmungen im 18. Jahrhundert wirklich ein grollendes Ducken unter das verhaßte Joch dem freien Aufbäumen, ein ingrimmiges Verbluten dem rächenden Gegenschlag vorzogen“ zugrunde liegt, scheint mir in ihrer Allgemeinheit nicht haltbar, demokratische Übereinkunft. Übrigens könnte man ihn, wie mir folgerichtig denkende Leser zugeben werden, als Empfehlung des Fürstenmordes auffassen. Daß der Darsteller, der Zuschauer, der Leser bei der „Emilia Galotti“ nicht auslernt, leugne ich, und die Vergleichung dieses Dramas mit Goethes „Götz“ lehne ich als ganz zwecklos ab. Sollte die Ähnlichkeit der Claudia in der „Emilia“ und der Frau Miller in Schillers „Kabale und Liebe“ nicht doch zufällig sein, da Schiller doch zweifellos manche Frau Miller auch im Leben kennengelernt hatte? Hatte Reimarus vielleicht nicht Recht, wenn er den Erfolg der Judenmissionen bestritt, und kann man sein Vorgehen gegen das Alte Testament wirklich eine Verquikkung von moralisch-politischer Aberweisheit und ausschweifendem Judenhaß nennen, lag ihm nicht ein gesunder deutscher Instinkt zugrunde? Nun, ich verlange nicht, daß Juden und Judengenossen dies letztere zugeben. Es ist doch schon viel, daß Erich Schmidt die Judenfeindschaft des Reimarus nicht in beliebter Weise einfach unterschlagen hat. Die Bedeutung der „Antigoeze“ für die politische Ermannung leugne ich entschieden; sie sind schwerlich vor der französischen Revolution in „politische“ Kreise gedrungen, und nach derselben bedeuteten sie in dieser Hinsicht nichts mehr. Sehr bezeichnend ist es auch für Erich Schmidt, daß er den Streit zwischen den christlichen „Konfessionen“ und den Gegensatz der Religionen bei der „Nathan“-Behandlung durcheinanderbringt, genau wie die Durchschnittsfreisinnigen gestriger Tage, die selbst im Reichstage von jüdischer „Konfession“

zu reden pflegten, obgleich das Judentum wohlweislich nie eine Konfession, d. h. eine Erklärung über die bei ihm geltende Lehre gegeben hat. — Ist es nicht doch ein bißchen kühn, unmittelbar nach dem christlichen Evangelium von dem freien dritten Evangelium, dem humanen „Nathan"-Evangelium zu reden? Da wird doch Lessing gewissermaßen über Christus, den Schmidt einmal das größte religiöse Genie der Menschheit nennt, erhoben. Lessings Kurd von Stauffen einfach mit den Staufern, den Hohenstaufen zusammenzubringen, erscheint mir doch auch etwas leichtsinnig. „Shakespeares Dramen sind ein Höhenzug, auf dem die protestantische Bildung Englands lagert" — Und das Puritanertum? Ludwig Tieck war etwas anderer Anschauung. „Es ist Lessings gutes Recht, in seiner nach einem bestimmten Ziel steuernden Skizze [‚Erziehung des Menschengeschlechts'] die Unsterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die andern großen positiven und negativen Tendenzen des Urchristentums, seinen Altruismus, seine Leidenslehre, seine Welt- und Kulturfeindschaft zu übergehn, weil sich alles im urchristlichen Gegensatz von Hüben und Drüben, Fleisch und Geist, diesseitiger Resignation und jenseitiger Erfüllung, irdischem Sterben und himmlischer Wiedergeburt umfassen läßt" — ich würde sagen, es ist Lessings Enge: fast nirgends tritt in Lessings Schriften, wie auch Schrempf zugibt, zutage, daß er den vollen Gehalt des Christentums erfaßt habe. Damit mag es hier genug sein. Ich bin weit entfernt, für alle meine Anschauungen die absolute Richtigkeit in Anspruch zu nehmen, aber daß die Erich Schmidts oft sehr einseitig und nicht durchaus haltbar sind, habe ich doch durch diese meine Aufstellung wohl erwiesen. Selbstverständlich fehlen auch die vollkommenen Widersprüche bei dem Lessing-Biographen nicht. Wenn Gellerts Fabeln als hochwillkommenes echtes Hausbuch den Ehrenplatz zwischen Bibel und Postille erhalten, dann muß Gellert auch mehr als ein bloßer Hauslehrer, Informator sein; wenn die Poetik aus Lessings Abhandlung über die Fabel keinen Gewinn zieht, dann behauptet „die strenge Maieutik der Abhandlungen und die Gedanken erweckende Kraft der Beispiele" auch mit Unrecht in den oberen Klassen einen festen Platz; wenn Schmidt Lessings großes Gericht über die Landplage der deutschen Übersetzer lobt, so mußte er immerhin wieder erwähnen, daß auch Lessing einst die tollsten Schnitzer gemacht hatte; wenn Schmidt bei der „Minna" an der einen Stelle von seinem Anknüpfen an abgeleierte Weise, an der anderen von Freiheit von veralteten Typenschablonen redet, so bleibt da immer noch ein Widerspruch; wenn der „Laokoon" anfänglich „eines der wenigen Grundbücher der Ästhetik, die sich in weiten Kreisen nicht nur ein klassisches, sondern fast ein kanonisches Ansehen erobert haben", heißt und später davon geredet wird, daß doch einige seiner Feststellungen noch als Bausteine Wert hätten, so ist das ein vollkommener Widerspruch, und wenn er zuerst die rationalistische Blindheit Lessings gegen das Mittelalter leugnet, dann aber doch zugibt, daß Lessings Gesichtspunkte für die historische Grundlage seiner mittelalterlichen Untersuchungen falsch gewählt, seine Deutungen der Personen im „Heldenbuch" mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched gewesen seien, so ist das wohl auch einer. Damit sind wir bereits zu der Hauptschwäche des Erich Schmidtschen Werkes, zu dem eigentümlich Schwankenden seiner Auffassung und Darstellung auch in der Hauptsache, der Auffassung und Darstellung Lessings selbst gelangt. Ehe wir auf diesen Punkt näher eingehen, wollen wir noch eigens darauf hinweisen (wenn es noch

nötig ist), daß sich auch die üblichen allgemeinen Schwächen der Literaturphilologie, im besondern der Scherer-Schule bei Erich Schmidt finden. Man vergleiche die Ausführung über Lessings Anacreontica, in der nach hergebrachter Weise mehr als nötig aus Anregungen erklärt und die Vergleichung ein wenig weit getrieben ist; man beachte den Leichtsinn, mit dem die Hypothese von der Mitverfasserschaft der Gottschedin an den „Briefen die Einführung des englischen Geschmackes in Schauspielen betreffend“ aufgestellt oder vielmehr von Danzel übernommen und die Russenhypothese („Vielleicht hat Lessing als namhafter Journalist das Augenmerk der Russen auf sich gelenkt oder seiner Empörung unvorsichtig Luft gemacht“) begründet wird! Obgleich er sich einmal gegen die Motivjagd ausspricht, hat Schmidt sie doch bei allen Dramen Lessings geübt. Dem philologischen Aberglauben, daß die Kunstentwicklung eines modernen Dichters aus den verschiedenen Lesarten seines Textes herauszulesen sei, huldigt er auch — wie aber, wenn nun gar keine verschiedenen Lesarten da sind? Ob Leibnizens nachgelassene „Nouveaux essais sur l'entendement humain“, wie Schmidt nach Kettner will, in der Tat Lessings dramatische Psychologie verfeinert und die „Emilia Galotti“ innerlich fortbilden geholfen haben, ist mir sehr zweifelhaft; ich nehme hier, wie bei der Vermutung Schmidts, daß Odoardo von allen Gestalten der zweiten Entwicklungsphase des Virginia-Stoffes zuerst fertig gewesen sei, und ähnlichen Dingen, den angeborenen Mangel an Verständnis für den dichterischen Werdegang an, der bei unseren Literaturphilologen so häufig ist. Gegen die „Romulus“-Ausführung Schmidts habe ich im allgemeinen nichts einzuwenden, aber sie zeigt doch auch bei ihm die Gefahr, die alle Philologen gehen, Unwichtiges für Wichtiges zu halten. „Es wäre anziehend, seine (Lessings) Stellung zu Christ und nicht sowohl dem Fabeldichter, als dem Fabelforscher Gellert zu beobachten oder beim ‚Reineke Fuchs‘ die Kluft zwischen Lessing und J. Grimm zu messen.“ Hoffentlich finden sich noch die jungen Leute, die die gewünschten beiden Dissertationen schreiben — aber ob nicht die Literaturwissenschaft auch ohne sie fertig werden kann, möchte ich doch denkenden Köpfen zur Erwägung stellen. Im übrigen habe ich das Kapitel Erich Schmidts über Lessings Sprache ja bereits gelobt: ob auch darin viel Wissensprotzerei steckt und die Notwendigkeit kleinlicher Feststellungen nicht einzusehen ist, die Hauptsache, daß sich der Mensch in seinem Stil spiegelt und im Spiegel des Stils zu erfassen ist, leugne ich natürlich nicht. Jedenfalls kommt man hier weiter, als wenn man die üblichen antithetischen Vergleichungen vorbringt, die, wie schon öfter gesagt, ein Kennzeichen der Scherer-Schule und auch bei Erich Schmidt häufig sind. Wir werden uns zum Schlusse eingehender mit ihnen zu befassen haben.

Das eigentümlich Schwankende Erich Schmidts erwächst außer aus seiner Persönlichkeit, seinem (höheren, nicht gemeinen) Strebertum, das es mit keiner Macht verderben möchte, und seiner nicht genügenden geschichtlichen und ästhetischen Begabung natürlich auch aus der Zeit. 1853 geboren, gehört er jenem Geschlechte an, das zwischen dem alten humanen und dem neuen völkischen Deutschland in der Mitte steht, und das wir am besten als das liberale, meinetwegen auch nationalliberale bezeichnen: ganz spurlos sind die Romantiker und die konservativen Realisten des 19. Jahrhunderts an ihm nicht vorübergegangen, aber im allgemeinen hat er sich doch nicht von der breiten liberalen Heerstraße weglocken lassen und hält auch die

alten Beziehungen zur Aufklärung immer noch aufrecht. Charakteristisch sind für Schmidt und seinesgleichen denn auch der Philosemitismus, die Judenfreundschaft, und das Schimpfen auf die Teutomanie, Deutschtümelei, unter die sie natürlich unter Umständen auch ihnen unbequeme sehr berechtigte völkische Bestrebungen stecken. Natürlich würde Schmidt bestritten haben, „Philosemit“ zu sein, behauptet haben, über den Dingen zu stehen, wie er denn auch zu Anfang seines Buches von dem leidigen Rassenhader spricht, der den „Nathan“ von rechts und links vergewaltige. Aber wer in dem nämlichen Vorwort den „Spötter“ Heine mit dem pathetischen Ausruf, Luther und Lessing seien unser Stolz, also doch gewissermaßen als Autorität anführt, wer weiterhin desselben Dichters Lyrik mit der Goethes in einem Atem nennt, wer, wie schon erwähnt, Moses Mendelssohn Deutschlands Ehre fühlen lernen läßt (ich bezweifle natürlich nicht, daß irgendeine patriotische Äußerung bei Mendelssohn zu finden ist, wie ja auch Heine deutschpatriotisch gedichtet hat), wer für die wahren Freimaurer alter und neuer Zeit die Stellung Lessings zum Judentum in Anspruch nimmt, wer einen Daveson (s. o.) retten kann, wer die „hoffnungsvolle Religion der Erzväter“ mit Herder und Goethe gegen Reimarus und wohl auch gegen neuere Angreifer decken will, der muß doch wohl ein „Philosemit“ heißen, zumal wenn er sich außerdem auch noch „voll und ganz“ zum „Nathan“ bekennt. Deutlicher wird Schmidts Philosemitismus noch durch seinen fortwährenden Kampf gegen den Teutonismus. „Friedrichs Beifall war die Sehnsucht aller deutschen Schriftsteller, auch derer, die sich scheinbar so stolz in ihre christlich-germanische Tugend hüllten“, „(„Minna“), ein vaterländisches Stück, das zwischen blutlosem Frost und hitzigem Chauvinismus [wie kommt der Begriff ins 18. Jahrhundert?] seinen Weg nimmt“, „Trotz einer solchen wohl erklärlichen Wallung patriotischer Satire [Riccaut] blieb jede Deutschtümelei oder nur preußische Prahlerei fern“, „Er schämt sich, weit entfernt, dem aufflammenden Nationalgefühl Frankreichs einen engen Teutonismus entgegenzusetzen, der eingerosteten deutschen Spießbürgerlichkeit“, „(Campe) war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, die seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten“, „(Lessing), der nie aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschtümelei den großen Einsiedler [Friedrich den Großen] geschmäht hat“ — die kleine Blütenlese genügt wohl. Bezeichnend ist es auch, daß Schmidt Reimarus, Fichte, Schopenhauer ihre Judenfeindschaft ziemlich dick anstreicht und Dühring nur andeutungsweise zu erwähnen wagt. Daß er im Banne des Liberalismus verblieben, leuchtet aus seinem ganzen Werke hervor, mag er auch gelegentlich über die gewöhnliche Aufklärung, die Beschränktheit Nicolais und des „täppischen“ Basedows leichtfertige Umsturztheologie losziehen, mag er auch das Staatsgefühl des neunzehnten Jahrhunderts hie und da dem Humanismus des achtzehnten entgegenstellen. Man erkennt ganz deutlich, wie sein Herz bei der „freien Republikanertugend“ einer Reihe Lessingscher Entwürfe ist, und spürt das demokratische Pathos in dem Ausruf: „Auch im Bürgerhause wohnen echte Menschen“, man zweifelt auch nicht, daß die edelste Internationale, die er in Goethes „Wanderjahren“ findet, sein eigenes Ideal war. Aber ein echter Liberaler kann leider nie ganz, wie er soll, und so muß Schmidt denn freilich mit den Aufklärern selber das Volk gelegentlich für Pöbel erklären und doch mit Rührung hervorheben, daß auch ein paar Männer

aus dem Volke dem Lessingschen Begräbnis beigewohnt hätten, muß das dritte Evangelium mitpredigen helfen und doch mit Elise Reimarus auf die „heiligen Esel“ schelten, obgleich doch auch diese bei Annahme der Metempsychose Aussicht haben, noch einmal so aufgeklärte Köpfe wie Erich Schmidt und seine Kollegen zu werden. Es ist etwas Tragisches um die allein seligmachende Halbheit des Liberalismus.

Nach diesem allem brauche ich nun kaum noch des Näheren nachzuweisen, daß Schmidt kein klares und festes Bild Lessings gelungen ist, daß auch hier alles schwankt. Ich lege auf die Widersprüche im einzelnen nicht allzuviel Gewicht, obgleich es immerhin merkwürdig erscheint, daß der junge Lessing als ungestümes Talent und faustisch angeekelt hingestellt und dem ältern die Faustnatur abgesprochen, daß auf seine Vornehmheit großes Gewicht gelegt und er dann doch wieder als fahrig bezeichnet, daß er unter die großen Herrschernaturen gerechnet und ihm dann doch wieder Unehrlichkeit, Fintenmacherei nachgewiesen, daß seine Unversöhnlichkeit hervorgehoben und er dann doch wieder der Caritas ergeben genannt wird. Im ganzen strebt Schmidt, wie wir schon gesehen haben, Lessing immer zu entschuldigen, so beim Voltaire-Handel, so im Fall Jöcher, so bei den Streitigkeiten mit Klotz, bei den Ungerechtigkeiten gegen Goethe, ja auch in Kleinigkeiten, wie bei einem Irrtum in der „Rettung des Cardanus“ und, was schon mehr sagen will, wenn er die Grenadierlieder Gleims als echte Volkspoesie preist. Neben den Entschuldigungen stehen dann wieder die Überhebungen, die großen Worte: die „große Herrschernatur“ ward schon genannt; auch das „journalistische Genie“ gehört wohl hierher, dann der „stärkste Mann unserer Literatur“ und der „große Feldherr“ bei den religiösen Kämpfen. Um Lessings Eigenart deutlicher herauszubringen, bedient sich Schmidt — nun kommen wir zur Hauptsache — der „antithetischen“ Vergleichung: Lessing und Friedrich der Große, Lessing und Diderot, Lessing und Herder, sogar Lessing und Weiße, Lessing und Ekhof werden nebeneinandergestellt und das Stimmende und Nichtstimmende herausgehoben. Ich habe schon öfter meine Geringschätzung dieser besonders von Scherer ausgebildeten Methode ausgesprochen. Bei Friedrich dem Großen und Lessing heißt es zunächst „Unbeirrt ging der Königsproß seinen eigenen sichern Weg wie der Sohn des Kamenzer Pastors“ und dann weiter: „Sie haben gar manches gemein, was im folgenden eingeschränkten Versuch einer Charakteristik nicht hin- und her ausgedeutet zu werden braucht.“ Da ist also noch Vorsicht, obschon man das Hinweisende auf Lessing fast überall erkennt. Typisch dagegen, auch im Stil, ist die Vergleichung Lessings und Diderots, die zehn Seiten füllt — man vermißt eigentlich nur noch die Bemerkung, daß sie beide einen Kopf und zwei Beine hatten, aber daß ihre Nasen verschieden waren. Ich leugne selbstverständlich nicht, daß Diderot und Lessing verwandte Naturen sind und würde den Anfangssatz Schmidts: „Emporringen aus kargen Verhältnissen, Heldentum der Feder, unverdrossenes Streben, ehrliche Arbeit an der Bildung des Charakters, Ablehnung jeder Gunstbuhlerei, persönliche Freiheit ohne goldene Fesseln, Güte, weltmännisches Wesen, Unruhe — darin gibt keiner dem andern etwas nach; aber Diderot ist zugänglicher, stürmischer, empfindsamer, manchmal auch in seiner Gutmütigkeit leichtsinniger und im Leben wie in der Schriftstellerei taktloser als der feste Lessing“ mit einigen Einschränkungen unterschreiben. Aber alles, was

dann folgt, halte ich für geistreichelndes Spiel, das auf den ruhigen Betrachter zum Teil fast komisch wirkt. „Lessing ist zwar nie ins Gefängnis geworfen worden, dafür war Diderots späteres Leben um vieles genußreicher", „Keiner von beiden konnte seine Bücherschätze festhalten, aber keiner büßte das starke Pflichtgefühl des Talents ein" — das ist die Antithese in ihrer schönsten Blüte, beinahe schon R. M. Meyer, und erinnert mich an eine erlebte Katheder-blüte: „Was nun das Klima von Afrika anbetrifft, so ist Madagaskar die größte Insel." Die Vergleichung zwischen Lessing und Herder bezieht sich wesentlich nur auf beider Verhältnis zum Sinngedicht, aber selbst hier erkennt man die Schwächen der antithetischen Manier, so wenn man den Satz liest: „Herder würde in Catull den größten lateinischen Dichter, den Lyriker Roms feiern, Lessing hat ein rasches Lob für die „schöne Nänie", die Sperlingselegie und für — Freund Ramlers Nachbildungen, um sich vornehmlich mit einem auf die Wiederentdeckung des Catull bezüglichen Humanistenepigramm zu befassen." Es ist, außer der Neigung zum Wissensprunk, wohl auch das Gefühl der Unsicherheit, das der dem dichterischen Schaffen und der bestimmten psychologischen Erfassung nicht gewachsene Literaturphilologe hat, was zu der antithetischen Manier führte — natürlich weiß man aber der Sache ein anderes Gesicht zu geben, man vergleiche bei Schmidt den Satz: „Lessings Stärke als Analytiker ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und die allerregste Lust am Sichten hat: daher übertreibt er nicht selten wahrgenommene Differenzen oder Gegensätze, arbeitet sie mindestens oft einseitig heraus, weil er sich nicht genug um die Ergründung des Mechanismus bemüht, durch den solche Antithesen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in demselben Gegenstand vereinigt werden." Unsere Herren Professoren mit den naturwissenschaftlichen Idealen haben nun den „Mechanismus" ergründet und wissen alle Antithesen vorzüglich zu vermitteln, nämlich durch Redensarten. — Zum Schluß muß freilich Schmidt doch an die direkte Charakteristik heran, und es ist nicht zu leugnen, daß er, der gescheite Mensch, der er immerhin war, wenn auch nicht die großen Zeitprobleme, doch wenigstens das Problem Lessing einigermaßen erkannt hat. Ich gebe den Anfang seiner Ausführungen und den Schluß: „Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjektivität unmöglich. Tiefe innere Gründe kamen zum Reiz des eigentümlichen Vortrags. Kontraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome unsicheren Schwankens in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Tatsache der Literaturgeschichte, der sich wenige gleich befremdend an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs heftigste befehdeten, den aber die Masse der Nation als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands zu verehren gewohnt ist, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen [?], von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann [na, na!]; daß, während Tausende in ihm das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste und gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen [!] verwandte Gesinnung begrüßen, dort mit gleicher Auffassung, aber entgegengesetztem Urteil andere über zwar gebildete und tolerante, aber scholastische Denk-

weise zur Tagesordnung übergehen. Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als konservativ oder reaktionär [!] erscheint, wird von einem gemischten Chor [sehr gut!] zum Reformator, zum Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie“ sich diesen Vorläufer wohl gefallen lassen; denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen“ waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands klassischen Schriftstellern zu erringen, zielt gewiß in erster Linie auf die Nachbarschaft Lessings. Anderseits steht ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unserer Tage [Dühring] doch nicht allein, sondern hat sehr verschiedene miteifernde Gehilfen, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn reißen und in den Staub treten möchte, als gälte es nur einen Kampf gegen Juden, Halbtheologen und flache Fortschrittler. Woher der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschar [Scherer & Comp.] gegenüber die Möglichkeit so klaffender Widersprüche? Hat Lessings Geistesanlage Eigentümlichkeiten, die eine Art zweideutiger Gedankenentwicklung oder Darstellung begründen, eine Quelle von Mißverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnen? In der Tat, Lessing gerecht zu werden, muß man die Natur seines Intellektes begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obskurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, der gerät unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche und mutet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken“ einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmut gegeben hat. Die Zeit verlangte eine gewisse Taktik, die behende Unternehmungslust seines Geistes förderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwertung sich Lessing vor allen auszeichnet.“ Wer meiner Darstellung bisher gefolgt ist, der erkennt das Übertreibende und auch das Schielende und Schiefe in Schmidts Darstellung, vor allem das Bedenkliche der Annahme einer von der Zeit geforderten „Taktik“, aber es wird ihm auch klar, daß Schmidt, wie gesagt, das Problem Lessing einigermaßen deutlich sah. Er macht es sich leider nur zu leicht es zu lösen; denn damit, daß er nun auf Lessings spekulative Begabung wie seine ungemeine Denkschärfe hinweist, eine ihm eigentümliche Distinktionsgabe und daneben Eigenwilligkeit annimmt, dann über Lessings Vorliebe für Mathematik und über seine Taktik redet und endlich noch den Unterschied von exoterisch und esoterisch einführt, kommt er im Grunde nicht weiter. Und das Schlußergebnis? „Es dürfte wenige Denker geben, deren subjektive Eigenart von innen und außen unser Augenmerk so fesselte, wie das bei Lessing der Fall ist. Zum Teil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Entwürfe und Anläufe als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und daß, je unbedeutender, skizzenhafter, unsystematischer eine Untersuchung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein,

daß auch der minder Scharfsinnige nun auf eigene Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken gibt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran, mit der Frage: Wo will dies hinaus? Wie ist jenes gemeint? — Lessing war in erster Linie Schriftsteller, der nicht sowohl bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte... Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjektivität des Urhebers zu vollerem charakteristischen Ausdruck... Je fester die Haltung des Autors, je einheitlicher und geschlossener sein Wesen, je ursprünglicher und selbständiger dem Durchschnitt gegenüber sein Stil ist, desto leichter und lockender erscheint die Charakteristik, desto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen." Und so gipfelt denn Erich Schmidts Charakteristik in dem Kapitel über die Sprache — Wer sähe aber nicht, daß dies alles bloß ein sich Drehen im Kreise ist? „Journalistisches Genie", das ist das bezeichnendste und eigentlich auch das letzte Wort, das der Berliner Literaturhistoriker über Lessing gesprochen, und es will nicht viel sagen, daß er später noch das „ein ganzer deutscher Mann" hinzufügt. Ich habe schon ausgeführt, daß sich mir die Begriffe Journalismus und Genie nicht vereinen, aber der ausgesprochene Schöngeist, der Erich Schmidt im Guten und Bösen war, der Blender, der er trotz seiner Gescheitheit und mancher nützlichen Arbeit zuletzt ist, konnte zu wahrhaft scharfer Anschauung nicht gelangen.

Mit einem lobenden Hinweis auf Erich Schmidt beginnt das letzte größere Werk über Lessing, Hans Leisegangs „Lessings Weltanschauung", Leipzig 1931. „Die Arbeit", heißt es im Vorwort, „ist aus einem sich über viele Jahre erstreckenden und immer wieder neu aufgenommenen Studium Lessings entstanden. Den äußeren Anlaß zu ihrer Abfassung gab das vom Herrn Reichspräsidenten [Hindenburg] im Lessingjahr 1929 angeregte Preisausschreiben, in dem es heißt: ‚Der Preis ist bestimmt für die beste, wissenschaftlich begründete und gemeinverständlich gefaßte Darstellung von Lessings Weltanschauung. Auf Grund einer quellenmäßigen Untersuchung und entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung soll eine systematisch-kritische Darstellung der Weltanschauung Lessings in ihren geistesgeschichtlichen Zusammenhängen geboten werden. Das Ergebnis des Preisausschreibens wird bei der von der Stadt Braunschweig an Lessings 150. Todestag veranstalteten Feier bekanntgegeben.' **Von 21 eingereichten Arbeiten wurde dieser der Preis zuerkannt.**" Da ich, wie gesagt, keine gründliche philosophische Bildung habe, will ich Leisegangs Werk hier nicht näher betrachten und beurteilen, sondern nur ein paar Stellen anführen. „Hat Lessing", fragt Leisegang in seinem letzten Kapitel, „eigentlich den garstigen breiten Graben zwischen Geschichte und Vernunft übersprungen, ist er von der Geschichte zur Vernunft gekommen? Sehen wir genau zu, so erkennen wir bald, daß ihm die Lösung nicht dadurch gelang, daß er von der Geschichte einen Weg zur Vernunft fand, sondern dadurch, daß er das Problem umkehrte und von der Vernunft aus die Geschichte rechtfertigte. Die metaphysischen und moralischen Wahrheiten sind ihm das erste, und nach ihnen deutet er die Geschichte, gibt er ihr einen Sinn; aber er gibt diesen

Sinn nicht, wie die Aufklärungstheologen der bereits theologisch aufgefaßten Geschichte, der ‚Offenbarung‘, sondern der wissenschaftlich erforschten Geschichte, in der alles ‚natürlich‘ zugegangen ist, in der sich Gott durch die Irrtümer den Menschen hindurch offenbart.“ An anderer Stelle werden die Einzelheiten dieser Weltanschauung erwähnt: „Die persönliche Gottheit als Seele des Alls, die Auffassung des Ganzen als eines Organismus nach Analogie eines organischen Körpers, die Zurückziehung des Ganzen von Zeit zu Zeit in sich selbst, seine Kontraktion, die Vereinigung von Tod und Auferstehung im ganzen Lebensprozeß, die innere Ökonomie dieses Weltorganismus, die Ablehnung eines außerweltlichen Gottes als einer Vorstellung von ‚unendlicher Langeweile‘ und schließlich die Seelenwanderung.“ „Mendelssohn hatte recht“, heißt es dann, „wenn er gegen die Abstempelung Lessings als Spinozisten protestierte. Das war er ebenso wenig wie ein Vertreter der natürlichen Religion im Sinne der Aufklärung, wozu ihn Mendelssohn machen wollte“, sein Credo war nach Leisegang „etwas viel Tieferes, Eigenes, das in die Zukunft wies.“ Zuletzt wird er in die Reihe der „tiefen deutschen Geister“ eingeordnet, „die sich zu der heimlichen Religion der Deutschen bekannten.“ Ich glaube doch nicht, daß das stimmt; für mich bleibt Lessing, um es drastisch auszudrücken, der Freimaurer.

Nun meinerseits eine ausführliche Charakteristik Lessings zu versuchen ist hier nicht der Ort und habe ich auch keine Lust. Ich verweise auf die Ausführungen in meiner „Geschichte der deutschen Literatur“ und meiner „Einführung in die Weltliteratur“, von denen die erste, noch unter Erich Schmidts Einfluß geschrieben, obgleich sie doch die „sachliche“ Überwindung Lessings bereits feststellt, einer gründlichen Durchsicht bedarf, während die zweite doch schon die bestimmten Grenzen zieht: „Es ist richtig, Lessing ist der erste große deutsche Schriftsteller [zeitlich] nach Luther, freilich als Persönlichkeit dieser durchaus dämonischen Erscheinung keineswegs vergleichbar, nur ein ausgezeichneter Kopf, der auf fast allen Gebieten des Kulturlebens von Einfluß wird, daneben ein Charakter im Strom der Zeit. Man hat ihn auch als großen Befreier hingestellt; das ist er wohl nicht, mehr nur Bekenner, Sucher und Anreger, aber als solcher sicherlich respektabel, da er, so gut er konnte, der Wahrheit diente, mag er auch den schweren Gang eines Luther nie gegangen sein.“ Der große Fehler fast aller bisherigen Lessingbeurteiler ist, daß sie ihn als „Genie“ behandeln; er ist aber, um es à la Johannes Scherr auszudrücken, kein Nummer Eins-Mann wie Goethe, auch kein Nummer Zwei-Mann wie Schiller, höchstens ein Nummer Drei-Mann, ein ausgezeichneter Kopf gewiß, aber schon kein ästhetischer Geist ersten Ranges, wie er denn ja auch weder starkes Naturgefühl noch ein ganz tiefes Kunstempfinden besaß. Über sich als Dichter hat er sich selber völlig klar ausgesprochen, dem Dichter entspricht aber natürlich der Kritiker, man kann nicht als der eine ein kluger Arbeiter und als der andere ein überschwängliches Genie sein, mag auch die Aufnahmefähigkeit unter Umständen etwas weiter gehen als die Schöpfungskraft, ja hie und da auch ohne Schöpfungsvermögen vorkommen. Aber konnte Lessing, wird man einwenden, wenn er auch weder ein großer Dichter noch ein Kritiker ersten Ranges war, nicht doch noch ein großer Schriftsteller sein, macht diesen nicht die Persönlichkeit? Den wahrhaft großen Schriftsteller machen meiner Ansicht nach seine Ideen, macht seine Schöpfergabe, die eine andere ist als die dichterische, und daß Lessing auch hier nicht mit an erster Stelle steht, daß

er weder als Ästhetiker noch als Philosoph und Theolog hervorragend Neues in die Welt gebracht, scheint mir trotz Leisegang doch zu stimmen. So bleibt außer einem im ganzen achtungswerten, männlichen Charakter und einer scharfen „Intelligenz" eine nicht unbedeutende schriftstellerische Fähigkeit bestehen, die aber doch, und da hat Erich Schmidt recht, mehr an die des Journalisten als an die eines großen Erziehers oder auch nur Befreiers der Nation erinnert, die auch, wie Grillparzer hervorgehoben, ihre bedenklichen Seiten hat. So ist denn Lessing heute allerdings „historisch" geworden, unsere Entwicklung ist, wie ich schon in meiner „Geschichte der deutschen Literatur" sagte, „über ihn, den Schriftsteller, den Philologen und Archäologen, den Theologen und Philosophen, ja, trotz der Unvergänglichkeit der „Hamburgischen Dramaturgie" auch über den Kritiker und Ästhetiker hinaus". Aber doch liest man Lessing noch Lessings wegen, eine menschliche Wirkung geht immer noch von ihm aus, und dann dauerte, als ich die erste Auflage dieses Buches herausbrachte, noch der Dichter, der Dramatiker, ganz genau gesagt, der Bühnendichter, „und der wird leben, bis das deutsche Volk seinen dramatischen Stil, zu dem Lessing die ersten Ansätze gab, gefunden hat, bis der deutsche Shakespeare da ist". „In der Tat, wir können zwar den ‚Nathan' und im Notfall auch die ‚Emilia Galotti', ganz sicher aber nicht ‚Minna von Barnhelm' entbehren", wie ich vor dem Weltkriege schrieb. Da stellte ich mich in den schroffsten Gegensatz zu Dühring, dessen Anschauung von der jüdischen Herkunft Lessings oder von seiner Judenhaftigkeit ich, um es noch einmal bestimmt auszusprechen, auch heute noch nicht annehme. Nein, Lessing war ein Deutscher und würde das für mich selbst dann noch bleiben, wenn nachgewiesen würde, daß er von mütterlicher oder großmütterlicher Seite her einen Zuschuß Judenblut gehabt — zum Donnerwetter, ein Achtel oder Sechzehntel Judenblut bringt das deutsche Wesen noch nicht um, wenn es es vielleicht auch schon etwas verändert. Im übrigen glaube ich aber, daß man zur rassischen Erklärung Lessings auch mit der Annahme deutsch-slawischer Mischung reicht. Schon Treitschke hat von dem Obersachsentum Lessings geredet, und da er selber Obersachse war, setze ich seine Ausführung hierher: „Kraft und Wahrhaftigkeit spricht [schon] aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Sein Puls schlug bei voller Gesundheit so schnell wie der Puls anderer im Fieber, er besaß im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor anderen Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er fand den Mut, also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: le stile c'est l'homme. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verraten unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle." Ich weiß nicht, ob das alles stimmt. — Erich Schmidt hat dann zweierlei Sachsen unterschieden: „Die meist geruhig daheim bleibenden, sanften, artigen, wortreichen, maßvollen, verträglichen, geduldigen und die rastlosen, heftigen, eigenrichtigen, wuchtigen, kampfbereiten" und Lessing

natürlich nicht zu den Leibniz, Gellert, Ludwig Richter, sondern zu den Pufendorf, Fichte, Moritz Haupt, Richard Wagner, Treitschke gezählt. Ganz so einfach ist die Sache, glaub' ich, nicht, man müßte, wenn man hier Bestimmtes aussagen wollte — der Rassenforscher Günther bringt Lessing merkwürdigerweise nirgends — wohl die Artung der verschiedenen deutschen und slawischen Stämme, die die Obersachsen ergeben haben, noch genauer kennen und dürfte schwerlich Erzgebirgler und Lausitzer zusammenwerfen. Die Lessinge haben ihr Gepräge, wie mich dünkt, in der Schkeuditzer Gegend erhalten, wo sie Landwirte waren, und nicht allzufern von dieser ist der Obersachse zu Hause, mit dem ich Lessing am ersten vergleichen möchte, Friedrich Nietzsche. Ja, man staune nicht allzusehr: Lessing ist das im aufsteigenden neuen Deutschland, was Friedrich Nietzsche im sinkenden ist, der Widersprüchler, der alles anpackt und aufregt, Positives aber zuletzt nicht gibt, weil er eben vor allem Verstandesnatur ist. Ich will den Vergleich nicht antithetisch tothetzen, wie Erich Schmidt es mit dem zwischen Lessing und Diderot getan, ich überlasse ihn gern einem Jüngeren zur gründlichen Durchführung. Daß Lessing gesund, Nietzsche krank, Lessing ein echter Kämpfer, Nietzsche vom Messiaswahn besessen ist, sehe ich natürlich und bleibe deswegen dem Alten getreu. Aber eine gewaltige Überschätzung hat auch er erfahren, und wir wissen, warum. Ihr wollen wir nun kräftig entgegentreten, aber uns doch nicht einbilden, daß der Mann mit Lessing = Le singe oder M. Lessing = Messing abzutun sei.

XII.

Die Lessingfeier 1929.

Zu Lessings 200. Geburtstag im Jahre 1929 gab ich in meinem „Deutschen Schrifttum" den nachfolgenden Aufsatz, der meine inzwischen stärker gewordenen Bedenken gegen Lessing verrät: „Gotthold Ephraim Lessing, dessen 200. Geburtstag wir Deutsche am 22. Januar 1929 feiern können, ist der am meisten veraltete unter den deutschen Klassikern, aber die lieben Juden werden das — sie wissen wohl, warum — niemals zugeben, und selbstverständlich fallen auch noch viele gute Deutsche auf die Mär von dem großen deutschen Dichter Lessing hinein. Lessing selber war sich über sein Talent vollkommen klar. Zum Schlusse der ‚Hamburgischen Dramaturgie' schrieb er: ‚Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farbe verquastet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt.' Das stimmt ganz genau: Lessings Werke *wurden* nicht, er *machte* sie. Aber natürlich besaß er doch ein bestimmtes Schau- und Aufnahmetalent, dann noch das literarische Aneignungsvermögen, und indem er darauf sein Material scharf kritisch zusammenfügte, entstand etwas, was wie Lebenskunst aussah. Wie hätten Lessings Hauptwerke sonst volle 150 Jahre von der Bühne herab wirken können! Mit der Weltkriegszeit hat das freilich, wie ich glaube, aufgehört: Man empfindet nun das Gemachte auch in breiteren Kreisen. Auch sind die sachlichen und gedanklichen Elemente, aus denen sich Lessings Hauptdramen zusammensetzen, erledigt.

Das gilt gleichmäßig für ‚Minna von Barnhelm', für ‚Emilia Galotti', für ‚Nathan den Weisen'. Die Schwächen dieser Dramen hat man auch früher schon erkannt, beispielsweise hat bereits Herder an der ‚Minna' allerlei auszusetzen gehabt, hat Hebbel die ‚Emilia' ziemlich scharf beurteilt und ist der ‚Nathan' als Kunstwerk von einer ganzen Anzahl ernster Literarhisto-

riker, von Vilmar, Wackernagel, Gelzer, abgelehnt worden, von Eugen Dührings vernichten wollender Kritik ganz abgesehen. Aber erst jetzt hat sich die ablehnende Grundempfindung diesen Dramen gegenüber ausgebildet: Die ‚Minna' erscheint dem heutigen urteilsfähigen Publikum nicht mehr als wirkliches Lebensbild, die ‚Emilia' als reines politisches Tendenzstück mit sehr viel künstlicher Mache, der ‚Nathan' eben als reiner Theater-Philosemitismus, ohne jede tiefere menschliche Unterlage. Ich habe mich in meinem Buche ‚Lessing und die Juden' (1917) mit allen Werken Lessings ziemlich eingehend beschäftigt und sie gerecht zu beurteilen gesucht — die heutigen völkischen Kreise, ja, das große Publikum (von dem völlig jüdisch beeinflußten abgesehen) stehen, wie ich aus manchen Äußerungen schließe, dem Dichter Lessing noch sehr viel schärfer ablehnend gegenüber als ich. Und das mußte wohl kommen. Freilich, die historische Erscheinung des Dichters bleibt, und die lernenden Deutschen müssen wohl alle noch durch sie hindurch. Jedoch, das geschieht in jüngeren Jahren, in reiferen kehrt man schwerlich wieder zu Lessing zurück: er steht zwar noch als Klassiker auf dem Bücherbrett, aber niemand kümmert sich mehr um ihn, während selbst Klopstock mit einer Anzahl seiner Oden noch künstlerisch genossen wird. Der Dichter siegt immer über den Schriftsteller.

Das war Lessing ja vor allem, man könnte vielleicht sogar Journalist sagen: Kein Geringerer als Grillparzer hat bekanntlich festgestellt, daß er nur Wert habe als ‚der höchste einer nichts weniger als wünschenswerten Gattung'; der nächste nach ihm sei schon ‚ein Klopffechter und ein poetisierender Prosaiker'. Immerhin, Kritik ist auch notwendig, und Lessing ist der Begründer der deutschen Kritik und sein Hauptverdienst, daß er uns von dem uns schädlichen französischen Einflusse freimachte, uns Shakespeare als Ideal hinstellte, in Hinblick auf den wir dann wirklich zu einem echt deutschen, germanisch bestimmten Drama gelangt sind. Er selber ist als Schaffender ja noch nicht ganz frei geworden, die ‚Minna' hat noch Französierendes, auch ‚Emilia' — man muß da nicht an die französische Klassik, sondern an das französische bürgerliche Drama denken — und vor allem der ‚Nathan', der sich seiner Art nach doch nicht allzuviel von den orientalischen Dramen Voltaires unterscheidet. Aber mit der ‚Hamburgischen Dramaturgie' war der Weg zu den deutschen Dramen Goethes, Schillers, Kleists nun doch gegeben. — Gründlich zu lesen braucht man die ‚Dramaturgie' Lessings heute übrigens auch nicht mehr, mit den Proben, die man auf der Schule von ihr kennenlernt, hat man für sein Leben genug. — Noch weniger Bedeutung als die literarischen haben die Kunstschriften Lessings für die heutigen Deutschen, weder die ‚Antiquarischen Briefe' noch der ‚Laokoon' gehen das große gebildete Publikum noch etwas an, ob auch der Fachmann um ihr Studium noch nicht herumkommt. Und im Grunde kann man jetzt auch die theologischen Händel Lessings im Dunkeln lassen, wenn gleich der Kampf zwischen Orthodoxie und Toleranz und Aufklärung noch immer weiter geht. Lessing war der typische deistische Aufklärer oder — Freimaurer, und das sind heute doch überwundene Formen. Es ist ganz interessant, des Dichters Verhältnis zur Freimaurerei des Näheren festzustellen. Der ihm befreundete Buchhändler und Übersetzer Johann Joachim Christoph Bode, einer der führenden Freimaurer der Zeit, wollte ihn nicht in die Hamburger Loge Absalom (der strikten Observanz) aufnehmen, da trat er 1771 der Loge ‚Zu den drei Rosen' (nach dem System Zinnendorfs) bei, obgleich er

schon früher erklärt hatte, das Geheimnis des Ordens zu kennen. Er hat ja dann 1778—1780 ‚Ernst und Falk, fünf Gespräche über Freimaurerei' veröffentlicht, zum Teil gegen den Willen seines Gönners, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der der Großmeister aller deutschen Maurer war. Die Gespräche sind der zwingendste Beweis für Lessings beschränktes Aufklärertum. ‚Am interessantesten', so heißt es in meinem Buche ‚Lessing und die Juden', ‚ist das zweite Gespräch, in dem Lessings politische Anschauungen deutlich hervortreten. Von Volkstum und Rasse weiß er gar nichts, das Klima ergibt nach ihm die verschiedenen Bedürfnisse und ihre Befriedigungen, ‚folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich verschiedene Religionen'. Staat, Vaterland ‚und dergleichen' sind ihm abgezogene Begriffe, die Stände nur durch Reichtum und etwa noch verschiedenen Anteil an der Gesetzgebung verschieden, kurz, von Organismen hat er keinen Begriff. Die Freimaurerforderungen heißen dann: ‚Recht sehr zu wünschen wäre es, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört; recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die den Vorurteilen ihrer angeborenen (!) Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles gut und wahr sein müsse, was sie hier gut und wahr erkennen; recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet.' Man kann ja die hier ausgesprochene (soziale) Gesinnung immer noch lobenswert finden, ernsthaft reden kann man mit ihr in unserer Zeit nicht mehr.' Aus ihr ist dann auch der ‚Nathan' hervorgegangen, der 1779 erschien und alles in allem als echtes Freimaurerdrama, d a s Freimaurerdrama zu bezeichnen ist. Gegner der Freimaurer haben neuerdings bemerkt, ‚daß Lessing in ‚Nathan der Weise' keine Judenverherrlichung beabsichtigte, sondern sein Volk von dem gänzlich undeutschen (und auch für die Juden so ungefährlichen) Glaubenskampf heilen wollte und wohl auch geheilt hat.' Nun, wir wollen doch nicht vergessen, daß der ‚Nathan' ein Jahrhundert lang die beste Waffe der Juden gewesen ist, um ihre Geltung, vielleicht sogar ihre Überlegenheit durchzusetzen. Der alte Wolfgang Menzel sagt ganz richtig: ‚Das frevelhafteste des Stücks liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm verworfenen Christus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in seinem preziös frisierten Nathan entgegensetzt.' Zweifellos, die Humanität der Aufklärer und Freimaurer wurde über das Christentum erhoben. Heute lachen wir freilich, wenn der Klosterbruder im ‚Nathan' predigt:

‚Und ist denn nicht das ganze Christentum
Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Tränen g'nug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.'

Bekanntlich hat Eugen Dühring die Vermutung aufgestellt, daß Lessing wohl auch ein Jude war. Ich habe in meinem Buche diese Anschauung scharf bekämpft: Nein, Lessing war kein Jude, er war ein guter Deutscher (allerdings wohl mit ziemlich viel Slawenblut), einer der häufigen deut-

schen Widersprüchler, in mancher Beziehung Vorgänger seines engeren Landsmannes Nietzsche. Dabei kam er doch aus der Pastorenatmosphäre, der er entstammte, und in der er aufgewachsen war, nicht heraus. Aber wir Deutschen konnten ihn seiner Zeit, als noch der Absolutismus und die Orthodoxie herrschten, schon gebrauchen, und Herder und Goethe, die bereits wußten, was Volkstum sei und geistig viel höher standen, haben ihn denn auch nach Gebühr gelobt. Heute aber ist er ganz ‚historisch' geworden, und es wäre kein großes Unglück, wenn seine Werke aus unseren Klassikerbibliotheken verschwänden." Es ist wohl kaum zu bestreiten, daß in einem neuen Lessing-Werke die Behandlung der Freimaurerei eingehender sein müßte als in den früheren. In meinem Buche „Freimaurerei und Deutschliteratur" (München 1929) erhält Lessing denn auch schon 13 Seiten.

Im „Deutschen Schrifttum" von 1929, Märznummer, habe ich dann auch noch einen Bericht über die Lessing-Feier des Jahres gegeben: „Es war natürlich wesentlich eine Judenfeier, wie man das ja auch nicht anders erwarten konnte. Möglicherweise wäre es dem wackern Gotthold Ephraim aber auch ein bißchen viel geworden, und er hätte im Gegensatz zu Theodor Fontane gesagt: ‚Gehen Sie, Cohn!' Also, um mit der Hauptsache zu beginnen, die C. V. Zeitung (wohlverstanden: die Central-Verein-Zeitung, Blätter für Deutschtum (!) und Judentum, Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischer Rasse, Pardon, jüdischen Glaubens) brachte schon am 18. Januar eine Lessing-Gedächtnisnummer mit Beiträgen von Julius Bab, Fritz Engel, Hanns Martin Elster, Herbert Eulenberg, Leopold Jeßner, Heinz Dietrich Kenter, Isidor Landau, J. Levy, Ernst Lissauer, Heinrich Meyer-Benfey, Franz Rosenzweig, Frau Margarete Susmann. Herbert Eulenberg und nochmals Hanns Martin Elster — die meisten von diesen Autoren sind ja Juden. Den Reigen der Aufsätze eröffnete Prof. Heinrich Meyer-Benfey, Hamburg, mit dem Aufsatze ‚Gotthold Ephraim Lessing als Verkünder der Toleranz'. Ich führe den Schluß an: ‚Das Ideal der allgemeinen Menschenbrüderschaft, das sich in der Freimaurerei einen, wenn auch unvollkommenen, praktischen Ausdruck geschaffen hat — Lessings Dialog ‚Ernst und Falk' 1778 sucht sowohl die Größe der Idee wie die Mangelhaftigkeit der Ausführung ins Licht zu stellen —, ist wohl das köstlichste Erbe, das uns das 18. Jahrhundert hinterlassen hat. Je mehr sein Glanz im letzten Jahrhundert, mehr durch nationale Leidenschaft als durch religiöses Vorurteil [das habe ich unterstrichen], getrübt ist, um so mehr ist es not, daß wir unsere Seelen von neuem damit erfüllen. Und so lange ist auch Lessings Sendung als Vorkämpfer und Vorbild der Toleranz nicht zu Ende. Von ihm können wir lernen, wie man das Bekenntnis zum Christen- oder Judentum mit jener Allmenschheitsreligion [vom Verfasser unterstrichen] vereinigen, und wie man zugleich Deutscher und Weltbürger sein kann.' Heil! — Auf Meyer-Benfey folgt Margarete Susmann mit ‚Was bedeutet Lessing dem deutschen Juden?' Das geht uns ja eigentlich nichts an, aber den ersten Satz des Elaborats will ich doch anführen: ‚Der moderne Jude hat an der deutschen Geistesentwicklung nicht weniger intensiv als irgendein Stammesdeutscher teil.' I, wie meenen Sie denn das? — Darauf kommt J. Landau, ich nehme an Isidor, Berlin W: ‚Lessing und Mendelssohn' — es genügt, wenn ich den Satz ‚Die Verehrung für Lessing verband Goethe mit besonderer Sympathie für Mendelssohn' zitiere. Soviel ich weiß, hat Goethe nach Lesung der ‚Morgenstunden'

Mendelssohns am 1. Dezember 1785, also als 36jähriger, an Jacobi geschrieben: ‚Was hast Du zu den ‚Morgenstunden' gesagt? und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht?' — Nach Isidor Landau schreitet Dr. jur. J. Levy — ich nehme an: Rechtsanwalt zu Berlin — königlich einher und kauft sich Eugen Dühring und Sebastian Brunner, um dann über meinen ‚dicken, aus endlosen Zitaten zusammen geschnittenen Wälzer' ‚Lessing und die Juden' herzufallen. Er zitiert meine Äußerung: ‚Ich bin auch, um das gleich auszusprechen, der Auffassung Dührings, daß man aus dem Schriftencharakter eines Mannes auf seine Rassezugehörigkeit schließen kann' und fügt hinzu: ‚worauf zweideutiges Augenzwinkern die endgültige Entscheidung dem geneigten Leser anheim gibt.' Das ist reine Entstellung. Ich gebe in meinem Buche eine genauere Untersuchung über die Herkunft Lessings und komme zu dem Ergebnis: ‚Lessing bleibt, bei dem Wissen über seine Abstammung, auf alle Fälle ein so guter Deutscher wie die meisten von uns.' Überhaupt bin ich kein Gegner Lessings — das hat mir u. a. der Kulturhistoriker Professor Dr. Heinrich Wolf bestätigt, indem er über mein Buch schrieb: ‚Dabei muß betont werden, daß Bartels als ernster Forscher und aufrichtiger Wahrheitssucher nicht nur die Überschätzung Lessings bekämpft, sondern auch die Unterschätzung. Er weist nach, daß Dühring entschieden zu weit geht, wenn er Lessing einen Judenstämmling nennt und alles, was er getan und geschrieben hat, in Grund und Boden verdammt; gegen Dühring erscheint Bartels' Buch geradezu wie eine Rettung Lessings... Bartels darf für sich größere Duldsamkeit beanspruchen, als sie seine Gegner jemals aufbringen, wenn sie auch immerfort das Wort Toleranz im Munde führen.' So, da haben Sie's, Herr Dr. Levy! — Auf diesen folgt dann Fritz Engel vom ‚Berliner Tageblatt' mit ‚Vorbild Lessing. Der Kritiker und Dramatiker'. Manches, was er sagt, stimmt schon, aber übertreiben muß er natürlich auch: ‚Wir wollen nicht vergessen ... daß er als Dramatiker einiges Unauslöschliche geschaffen, überflutet von der Sonne der im Grunde allein echten Poesie, nämlich der, die in das irdische Gewühl von Ungerechtigkeit und Haß die Idee der Gerechtigkeit und die Liebe pflanzt.' Das ist eben der jüdische Kohl. Echte Poesie ist wahrhafte Gestaltung (die hat sich Lessing selber abgesprochen) und hat mit der Humanitätsidee direkt gar nichts zu tun. In ‚Minna von Barnhelm' findet Engel ‚den besonderen Humor, den wir ohne alle Überhebung echt deutsch nennen dürfen' — ich finde ihn nicht, aber einen ganz netten Ersatz dafür. — Über ‚Nathan den Weisen' reden dann Julius Bab, Hanns Martin Elster, der Mannheimer Oberspielleiter Heinz Dietrich Kenter. Babs Aufsatz ist ‚Nathan der Jude' überschrieben und gibt zunächst zu, daß ‚Nathan' in ‚Wirklichkeit' kein Jude, ‚weil er überhaupt nichts Wirkliches, sondern ein dichterisches Geschöpf ist, und das heißt vor allen Dingen Ausdruck und Gleichnis des Mannes, der ihn geschaffen hat.' Dann aber entdeckt er das Spinozistische in Nathan und daß die Art, wie er spricht, im ganzen doch jüdisch ist. Nun, das haben Gutzkow und David Friedrich Strauß auch schon festgestellt. Den Schlußsatz Babs: ‚Bestimmte und mächtige Elemente seines Innern hatte der große Mann als kongenial jüdischer Art erkannt, und daher war es für ihn möglich und wirksam, ein Stück seines besten Wesens in jüdischer Gestalt zu verkörpern', lehne ich als jüdische Sophisterei entschieden ab; es genügt am Ende zu sagen, wie ich es meistens tue, daß Lessing aus der Atmosphäre des evangelischen Pfarrhau-

ses, die ja auch mit vom Alten Testament bestimmt ist, nicht heraus gekommen sei. Bab gibt dann auch noch ein Gedicht ‚Lessing' — es macht mir sehr viel Vergnügen, daß es neben einer Empfehlung der — Röl-Handschuhe steht: trotz der hohen Aufgabe der Lessing-Nummer sind die üblichen Anzeigen selbstverständlich nicht weggeblieben. — Über Hanns Martin Elster, der über ‚Lessings Nathan im Lichte der zeitgenössischen Kritik' und Heinz Dietrich Kenter, der über ‚die großen Darsteller des Nathan' schreibt — ich habe übrigens Sonnenthal und Lewinsky als Nathan gesehen — brauche ich hier nichts zu sagen. Ernst Lissauer stellt in einer kurzen Ausführung Lessing als ‚den großen Sachlichen' hin — ja, war er denn in seinem Kampfe gegen Goeze wirklich sachlich? Selbst Erich Schmidt hat zugeben müssen, daß Lessing ‚des positiven Glaubens bar, ein dezidierter Nichtchrist' war, und daraus folgt ohne weiteres, daß er oft kein sachlicher Kämpfer, sondern so etwas wie ein Sophist war. Gottfried Fittbogen hat sogar behauptet, Lessing hätte täuschen, nicht bloß verdecken wollen. — Herbert Eulenberg schreibt über das Thema: ‚Ist Freundschaft zwischen Christen und Juden möglich?' Bejaht im ‚Klosterbruder' und berichtet: ‚Zu meinem Glück hab' ich in meinem Leben zu viele Freundschaftsbündnisse zwischen Juden und Christen gesehen, bin ich selber mit mehreren Juden so rückhaltlos und fest und schön befreundet, daß mir niemals Zweifel an der Möglichkeit eines unbedingten, restlosen Vertrauens und einer völligen Innigkeit zwischen den beiden Menschenarten kommen können.' Sicherlich, wir gönnen ihm die völlige Innigkeit. — Zum Schluß der Nummer erfolgt dann noch der Aufsatz: ‚Freund Lessing. Aus den Briefen der Familie Mendelssohn', in dem die alte, doch nicht bloß von Antisemiten bestrittene Behauptung aufgestellt wird, daß ‚die edle, maßvolle, milde und ruhige Person des Nathan selbst das getreue Bild Moses Mendelssohns sei'. Wie sagte doch Goethe?

Im allgemeinen ist die C. V. Zeitung vorbildlich für die meisten deutschen Zeitungen geworden, ja, manche sind noch über sie hinausgegangen. So brachte das Unterhaltungsblatt der ‚Vossischen Zeitung' vom 23. Januar einen Aufsatz ‚Rettung des Alexander Davesohn' von Dr. Bertha Badt-Strauß, in dem dieser Daveson, der an Lessings Sterbebett saß, zwar ein ‚dunkler Ehrenmann' genannt, aber völlig verschwiegen wird, daß er später, 1806, in Berlin im französischen Solde den berüchtigten ‚Telegraphen' herausgab, die preußischen Staatsmänner und Feldherrn höhnte und unwürdige Schmähungen gegen die Königin Luise wiederholte. Völlig im Banne der üblichen ‚Lessingiasis und Nathanologie' standen natürlich die sozialdemokratischen Zeitungen — man schickte mir die Magdeburger ‚Volksstimme', in der kühn behauptet wird, daß Lessing heute ‚auf der Seite des für seine ökonomische und geistige Befreiung kämpfenden Proletariats' stehen würde. ‚Er ging zugrunde an der Misere der deutschen Verhältnisse seiner Zeit', heißt es dann weiter. ‚Acht Jahre nach seinem Tode erst leuchtete von Frankreich das Morgenrot einer neuen Zeit nach Deutschland herüber, doch erst nach weit über 100 Jahren rollten auch in Deutschland die Kronen aufs Pflaster, besann sich das deutsche Volk, daß es auch ohne Fürsten von Gottes Gnaden auskommen könne.' Und wie! Es folgt dann noch ein Aufsatz ‚Lessings Humanitätsideal', in dem auch der Freimaurerei rühmend gedacht wird. In den bürgerlichen Blättern klang es auch nicht viel anders — ein Bekannter berichtet mir von 30 Ausschnitten, die er erhalten habe: ‚Fast überall redeten und schrieben Juden.' So denn

auch in unserer verbreitetsten Weimarer Zeitung der jüdische Literaturprofessor Georg Witkowski, während in unserem ‚Deutschen Nationaltheater' Julius Bab die Festrede (‚Der lebendige Lessing') hielt. Witkowski beginnt: ‚Auf ewigen Sitzen, erhaben über das Getriebe der Nachwelt, thronen Göttern gleich die Großen unserer klassischen Zeit. Noch immer wenden wir, dankbar bewundernd, Hilfe und Erhebung suchend, unsere Blicke zu ihnen; aber wollen wir ihnen nahen, so müssen wir uns aus der ruhelosen Gegenwart in ihre stille, hohe Welt der Ideale hinaufschwingen. Nur einer läßt sich noch jetzt bewegen, unter uns zu treten, die Schlachten für die Freiheit der Wissenschaft, der Kunst, des Glaubens mitzuschlagen: Lessing der Kämpfer, Lessing der Befreier.' Das ist wüster Phrasenkram. Gerade Lessing ist vollkommen erledigt, um die Freiheit der Wissenschaft, der Kunst, des Glaubens geht es heute überhaupt nicht mehr, sondern auf der einen Seite um die fetten Posten [Zur Zeit der Herrschaft der Sozialdemokratie geschrieben!], auf der anderen um die Erhaltung unseres Volkstums, und bei dieser letzteren können uns zwar Klopstock, Herder, Goethe und Schiller, dann die Jüngeren, wie Grillparzer und Hebbel helfen, aber nicht mehr Lessing. Er ist ganz historisch geworden. Aber selbst entschieden nationale Zeitungen schwätzten den dummen Judenblech mit, und kaum eine wagte es, die Schwächen Lessings und seine Zeitbegrenzung deutlich aufzuzeigen. Zwar sagte ein bekanntes Blatt ‚Politischer Patriotismus gilt Lessing als ‚heroische Schwäche'... stark dagegen ausgebildet ist sein deutscher Kulturpatriotismus', aber in demselben Aufsatz steht dann: ‚Neben dem ‚Nathan' ist die ‚Minna' dasjenige Werk Lessings, das heute noch ob seiner Lebenswahrheit und Lebensfülle am stärksten auf Leser wie Zuschauer wirkt.' Freilich, neben dem ‚Nathan'! In einem anderen Aufsatze derselben Zeitung ‚Friedrich und Lessing' steht zwar: ‚Das Judentum hat es gegenüber der großen Masse leicht, sich an das Wort zu halten. Um Nathans und Mendelssohns willen drängt es sich allzu heftig um Lessing.' Aber auch hier steht ‚Nathan ist kein Jude. Er ist der edle Mensch schlechthin. Der Philosoph und Weise, nicht der Händler, der Traum Lessings und Friedrichs'. Man sollte sich doch, statt über Lessing und Friedrich zu reden, endlich einmal den Brief zu Gemüte führen, den Lessing am 25. August 1769, also vierzig Jahre alt, an Nicolai schrieb ‚Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels [der Jude ausgerechnet!] in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Europas ist'. Das genügt wohl zur Kennzeichnung des echten Freimaurers Lessing.

Ich will noch einige Tatsachen der Lessingfeiern zur späteren Erinnerung für uns Völkische festlegen. ‚Nicht weniger als 15 Juden bemerkten wir in dem Ehrenausschuß und unter den Rednern der von der preu-

ßischen Staatsbibliothek eingeleiteten Lessingfeiern in Berlin', berichtet der Verfasser des Aufsatzes ‚Friedrich und Lessing'. Im Berliner Staatstheater sprachen der Münchner jüdische Universitätsprofessor Fritz Strich und der gleichfalls jüdische Intendant Leopold Jeßner, in der Berliner Lessinghochschule Prof. Dr. Friedrich Gundolf (Gundelfinger), im Schutzverband Deutscher Schriftsteller Arnold Zweig. Über die Feier der Akademie der Künste lautet es: ‚Nach einem Musikvortrag sprach Präsident Professor Dr. Max Liebermann einleitende Worte, in denen er sagte, frische freie Luft ströme noch heute aus Lessings kritischen Schriften. Der Geist, der diese Schriften schuf, sei unsterblich. Wir könnten nur wünschen, daß uns heute, 200 Jahre nach Lessing, ein neuer Lessing geboren werde. Prof. Dr. Julius Petersen [wenigstens kein Jude] gab darauf einen Rückblick über zwei Jahrhunderte Lessing. Niemand habe ursprünglicher deutsch geschrieben als Luther und Lessing.' Es ist übrigens nicht wahr, daß Lessing ursprünglich deutsch geschrieben habe. Sein Stil ist sehr stark vom Französischen beeinflußt (wie übrigens ja auch noch seine Dichtung). Im Hamburger Stadttheater hat Alfred Kerr (Brrr!) die Festrede gehalten. Der Lessing-Tag der Eröffnungsfeierlichkeiten des Goethe-Lessing-Jahres wurde in Braunschweig durch eine Morgenfeier im Landestheater eingeleitet. Die Eröffnungsansprache hielt Walter von Molo, der Präsident der Dichterakademie und Mitarbeiter des ‚Berliner Tageblattes'. Den Festvortrag über Goethe und Lessing hielt der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Universitätsprofessor Dr. Julius Petersen. Auch der Herr Reichsminister des Innern, Severing, nahm hier das Wort: ‚Gerade wir Deutschen brauchten Beherzigung des Nathanwortes: ‚Tolerant zu sein gegenüber der Geistesrichtung, gegenüber der Weltanschauung der anderen.' Himmelkreuzdonnerwetter! Herr Gustav Stresemann — mit dem wollen wir schließen — hat sich im ‚Berliner Tageblatt' über Lessing ausgesprochen: ‚Vielleicht ist die Leuchtkraft von Lessings Werk etwas verblaßt. Uns Heutigen ist die gütige Lehre ‚Nathans des Weisen' nicht mehr Offenbarung und ‚Emilia Galottis' trauervolles Schicksal wühlt unser Herz nicht mehr mit Urgewalt auf. Eines aber bleibt von Lessing: das erhabene Beispiel eines Menschen, der, in der Enge geboren und Zeit seines Lebens in die Enge gebannt, an Geist und Seele über den schmalen Bezirk, in dem sein äußeres Leben dahinfloß, riesengroß hinauswuchs, ein Kämpfer für die Wahrheit, ein Fackelträger edlen Menschentums.' Schade, daß er nicht ‚Humanität' gesagt hat!"

Als Nationalsozialist könnte ich noch einen gründlicheren „Kommentar" zu diesen „Ereignissen" geben, aber ich will darauf verzichten.

XIII.

Der neue Lessing.

Goethe sagte am 25. Oktober 1825 zu Eckermann: „Ein Mann wie Lessing täte uns not, denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter! — Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse, allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu und ist ihnen nichts heilig. — Die Frau von Genlis hat daher vollkommen recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nichts damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja, es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt. — Und dann, was wissen wir denn, und wie weit reichen wir mit all unserm Witze! Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. — Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft der Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. — Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes getan; denn sobald die Gottheit weiß, was ich tun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie sie es weiß. — Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist. — Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu gute kommen. Andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten.“ Ich habe die ganze schöne Ausführung abgeschrieben, um zu zeigen, in welchem Zusammenhang das oft angeführte Wort: „Ein Lessing täte uns not“ erfolgt ist. Also nicht etwa, um die Notwendigkeit eines rücksichtslosen Kämpfens zu betonen, sondern die des Maßhaltens. Ob nicht Goethe aber hier ein bißchen zu viel von seinem eigenen Wesen in Lessing hineingetragen, der denn doch Voltaire als Kämpfer näher stand, als seine Freunde es Wort haben wollen, der auch von dem Erziehungsplan Gottes allerlei zu wissen glaubte und gern in das Weltall Vernunft gebracht hätte, der jedenfalls auch manche Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt genommen hat, das wäre gründlicher zu überlegen; daß jedoch Lessing, wenn man, soweit es immer nötig ist, vom Menschlichen-Allzumenschlichen absieht, ein Charakter war und trotz der schlimmen Folgen seines „Nathan“ einen guten Kampf gekämpft hat, das glauben auch wir noch und verstehen so auch die immer wiederkehrenden Rufe nach einem Lessing beim deutschen Volke. Selbstverständlich aber nehmen wir an, daß der

neue Lessing (Friedrich Nietzsche, den Kranken, wollen wir nun beiseite lassen) jedenfalls etwas anders aussehen und wohl auch auf anderer Seite stehen würde als der alte, und es gereicht uns zu hoher Genugtuung, daß auch Karl Busse, ja, wirklich Karl Busse dieser Anschauung war. In seiner „Geschichte der Weltliteratur" sagt er: „Wer ihn und sich auf ein für allemal bestimmte Formeln festnageln, oder sich aus seinen Schriften Programme schneiden oder ihn gar zum Parteiführer stempeln will, der hat das Beste in ihm nie verstanden ... Unter den Einflüssen und Erfordernissen einer andern Zeit würde sein bester Schüler, sein wahrer Nachfolger im Geist vielleicht gerade gegen ihn am schärfsten vorgehen müssen." Übrigens sind Busse und ich nicht die ersten, die einen vollkommenen Stellungswechsel bei dem neuen Lessing annehmen — ich habe ja schon im ersten und vierten Kapitel Otto Glagau angeführt, der in seinem Aufsatz „Lessings Vermächtnis" („Kulturkämpfer" 1880, 2) gerade heraus sagt: „Lessing würde heute der Herrschsucht und maßlosen Überhebung der Juden unzweifelhaft entgegen treten", und dies auch als meine Überzeugung erklärt. Ja, der neue Lessing würde, wenn er unter uns lebte, unbedingt Judenfeind sein, und ich schreibe dieses letzte Kapitel meines Buches, um das zu beweisen und die notwendige Arbeit des neuen Lessing etwas genauer zu umschreiben.

Aber wäre es nicht das Einfachste, wenn ich mich selber kurzer Hand für den neuen Lessing erklärte? Ich habe, seitdem ich den Kampf für das Deutschtum, gegen das Judentum in der deutschen Literatur aufgenommen, so viel ertragen müssen, daß mich das Hohngelächter meiner Feinde über diese Behauptung auch nicht sonderlich mehr aufregen und mir noch groß schaden könnte. Leider habe ich nur zu wenig Selbstgefühl und zu viel Selbstkritik, um mir einzubilden, daß ich als Dichter eine „Minna von Barnhelm" geben und als Schriftsteller und Gelehrter eine so vielseitige und einflußreiche Tätigkeit entfalten könnte wie Lessing. Aber der bescheidene Vorläufer des neuen Lessing bin ich vielleicht, und die feste Überzeugung, daß sein Lebenswerk in der Richtung des meinigen verlaufen wird, habe ich. Und es braucht das jetzt nicht mehr bloß „subjektive" Überzeugung zu sein: Während des Weltkriegs haben ja sogar meine schlimmsten Gegner die Anschauungen, die ich seit langen Jahren vertreten, übernommen und in meinem Tone von der notwendigen geistigen und sittlichen Erneuerung Deutschlands geredet, die ich so lange gepredigt. Daß sie dabei meinen Namen nicht erwähnten und meine zum Teil schon sehr bestimmten Ideen zu einem allgemeinen Idealismus verbliesen, war freilich nicht anders zu erwarten; auch taten sie natürlich den lieben Juden nichts — weil sie zum guten Teile selber welche waren. Selbstverständlich ließen wir Deutschvölkischen uns durch die „Umkehr" aber keineswegs irre machen, wir wußten ganz genau, daß sie bei den meisten „Neudeutschen" doch nur Schein war, und daß es nach dem Kriege sofort wieder versucht werden würde, die Entwicklung auf die alten gefährlichen Bahnen zu leiten. Es kam dann schon während des Kriegs noch viel schlimmer, als wir gefürchtet. Und so halten wir auch an der Hoffnung auf den antisemitischen Lessing fest. Die Macht des Judentums hatte durch den Krieg ganz gewaltig zugenommen, und der Tag war gekommen, wo ein neuer Moritz Goldstein oder noch der alte mit vollem Recht sprechen konnte: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz des deutschen Volkes, und wehe dem Deutschen, der uns

daran hindert!" Judophile Gründungen wie der „Kulturbund deutscher Gelehrter und Künstler", die „Deutsche Gesellschaft 1914" und der „Schutzverband deutscher Schriftsteller" kamen schon während des Krieges, und wie es dann stand, verriet ausreichend die preußische Dichterakademie.

Lessings, des alten, Lebensarbeit ging in drei Richtungen: Er suchte die deutsche Literatur, im besonderen das Drama vom Einfluß des Auslands zu befreien, er gab die kritischen und ästhetischen Grundsätze, die zur Unterscheidung des Wertvollen und Wertlosen damals nötig waren, und tat die unberufenen Dichter und Gelehrten ab, er strebte nach Entfernung des Unhaltbaren in der christlichen Religion (um das Mildeste anzunehmen). In allen drei Richtungen würde der neue Lessing heute auf das Judentum treffen und seine schwersten Kämpfe gerade mit ihm zu bestehen haben; kein ehrlicher Deutscher kann bestreiten, daß noch heute, trotz des jetzt mächtigen Nationalsozialismus, eine jüdische Literaturherrschaft in Deutschland besteht, daß es auch Juden und Judengenossen sind, die die Scheidung des Wertvollen und Wertlosen in unserer Zeit verhindern und die Wissenschaft auf Abwege führen, daß endlich die Lösung der religiösen Fragen dadurch so schwierig erscheint, daß das Christentum immer noch als auf dem Judentum errichtet und damit das jüdische Volk als das auserwählte hingestellt, der jüdische Geist in unserer Religion erhalten wird. Noch in einer vierten Beziehung aber ist das Judentum heute eine Macht, auf einem Gebiete, das Lessing im allgemeinen noch nicht betrat, auf dem wirtschaftlichen und politischen, und hier ist ihm am schwersten beizukommen, da die „materiellen" Interessen in unserer Zeit die ausschlaggebenden geworden sind und das Judentum überall mit den regierenden Gewalten eng verbunden, außer in Deutschland die leitende Macht ist. Ich kann hier nicht einmal einen kurzen Abriß der Entwicklung des Judentums seit den Tagen Moses Mendelssohns und Lessings geben; aber, unzweifelhaft, der jüdische Geschichtschreiber Graetz hat recht, wenn er das Ergebnis dieser Entwicklung folgendermaßen zieht: „Wirft man einen Rückblick auf das abgelaufene Jahrhundert, seitdem Dohm [noch zu Mendelssohns und Lessings Zeit], Mirabeau und Grégoire ihre Stimme für die Entfesselung des jüdischen Stammes erhoben haben, so erscheint der Aufschwung desselben wahrhaft wunderbar. In allen zivilisierten und auch halbzivilisierten Ländern auf dem Erdenrunde haben die Juden ihre Knechtsgestalt abgestreift, tragen den Kopf hoch und lassen sich nicht mehr von dem ‚Hepp-Hepp-Geschrei' der Wichte einschüchtern. Die Versuche, welche in Deutschland und Österreich hin und wieder gemacht wurden, sie wieder in das Ghetto einzusperren, konnten nicht durchgeführt werden. In Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark und in Nordamerika ist ihre Ebenbürtigkeit bis in die letzten Konsequenzen so vollständig durchgedrungen, daß eine übelwollende Stimme, sie aufzuheben oder auch nur zu schmälern, kein Echo findet. In England hat sich zwar die Gesetzgebung für ihre vollständige Gleichstellung fast dreißig Jahre hingezogen (1829—1858), aber nicht, weil ihre Würdigkeit angefochten wurde, sondern weil zur Übernahme von Ehrenämtern eine Eidesformel mit christlichem Bekenntnis vorgeschrieben war, welche Juden nicht aussprechen konnten. Sie standen vielmehr so hoch in der allgemeinen Achtung, daß das Unterhaus immer und immer ihre Gleichheit zum Gesetz erhoben hat, und das Haus der Lords hat lediglich aus seiner Abneigung gegen jede Neuerung die Zustimmung ver-

sagt. Nach langem Sträuben gab endlich auch dieser gesetzgebende Faktor nach, die Eidesformel zugunsten der Juden abzuändern. Seitdem wurden hervorragenden Personen des jüdischen Bekenntnisses in England die höchsten Ehrenämter übertragen, welche hier noch eine ganz andere Bedeutung haben als im übrigen Europa, da sie ihre Inhaber fast zum Fürstenrang erheben. — In dem neu entstandenen Königreich Sardinien und in dem zum Erstaunen der Staatsmänner und Machthaber durch Garibaldis ‚Rothemden' zum Königreich Neu-Italien erweiterten Staate — für dessen Zustandekommen Juden tapfer gekämpft haben — ist die Ebenbürtigkeit derselben ebenfalls eine unanfechtbare Tatsache geworden, welche nur die wütenden Feinde Italiens erschüttern möchten." Soweit Graetz über die „Emanzipation", und es läßt tief blicken, wenn er dann fortfährt: „Wollte man den Judenfressern Glauben schenken, so müßte man annehmen, daß die Judenheit neben den pantarchischen Großmächten und neben der sechsten Großmacht, welche mit den gegossenen Buchstaben des Alphabets bewaffnet ist und die öffentliche Meinung beherrscht, daß sie neben diesen eine siebente Großmacht bilden, welche die Christenheit mit Haut und Haar zu verschlingen drohe und auch im Stande wäre, sie aufzureiben, wenn nicht Vorkehrungen getroffen würden, diese Macht zu brechen. Diejenigen, welche jenes Schreckgespenst spuken lassen, fürchten sich zwar am allerwenigsten davor und benutzen es nur als neue Kampfesart; aber ein Korn Wahrheit ist in diesem übertreibenden Warnungsrufe vorhanden. Die Judenheit in den zivilisierten Ländern ist allerdings erstarkt und gewappnet, nicht zum Angriff, aber zur Abwehr. Die bange Furcht, welche die Judenheit seit den bösen Tagen der Kreuzzüge erschreckt hat, wenn ein übermütiger Christenknabe sie angefahren hat — was die Drohung des größten aller Propheten bewahrheitet hat: ‚Das Rauschen eines verscheuchten Blattes wird Euch erschrecken' — diese Furcht ist von Jakobs Haus gewichen. Die Geldmacht, welche infolge der veränderten Weltlage jüdische Kapitalisten erreicht, und die Geistesmacht, welche hervorragende Persönlichkeiten jüdischen Stammes als Staatsmänner, als Künstler, als Pfleger und Förderer der Wissenschaft und als Wortführer der öffentlichen Meinung in der Presse errungen haben, dienen ihren Stammesgenossen lediglich als Schild vor Gewalt und Unglimpf. So wenig wie die Rothschilds, die Sasoons, die Günzburgs, Hirsch und eine Reihe jüdischer Kapitalsinhaber auf Eroberungen ausgehen, ebensowenig dachten und denken an so etwas die jüdischen Staatsmänner [d' Israeli-Beaconsfield ist vorher ausführlich behandelt] Crémieux, Johann Jacoby, Eduard Lasker, Ignaz Kuranda und andere jüdische Parlamentsmitglieder und Inhaber von Ministerposten oder hohen Ämtern und Würden in England, Frankreich, Italien und Holland. Die jüdischen Künstler ersten Ranges Meyerbeer, Fromental Halevy, Moscheles, die Rachel in Frankreich und die noch lebenden Bühnenhelden, der Romankünstler Berthold Auerbach [Börne und Heine sind vorher in übertriebenster Weise gepriesen worden*)] und andere, sowie die große Reihe jüdi-

*) „Mehr als die Juden hat Deutschland diesen seinen strengen Erziehern zu verdanken. Sie haben ein wahres Füllhorn von Gedanken über Deutschland ausgeschüttet wie zwei Könige, die auf ihrer Fahrt Goldmünzen mit vollen Händen ausstreuen. Sie haben dem deutschen Michel eine elegante, gedankenhelle und formenglatte Sprache geschaffen und ihm den Tempel der Freiheit geöffnet."

scher Akademiker und Universitätslehrer, seit dem Sturmjahre 1848 aufgetaucht, haben nur bewußt oder unbewußt von den Juden die Schmach der Stumpfheit für Kunst und Wissenschaft getilgt, mit welcher ihre Todfeinde sie verlästert haben." Ja, man braucht nur den Rabbi Graetz einmal gründlich zu lesen, um das ganze Maß jüdischer Unehrlichkeit und Anmaßung zu ermessen. Wie würde er erst geschrieben haben, wenn er die jüngste Entwicklung (er ist 1891 gestorben) noch erlebt hätte, die Ära Ballin-Rathenau-Dernburg in Deutschland, Luzzati-Sonnino-Nathan in Italien und so ähnlich in fast allen Kulturländern, den Weltkrieg, den selbst der Jude Benjamin Segel darauf zurückführte, daß die Revenuen der [stark verjudeten] englischen Plutokratie nicht vermindert werden, den ganz „international" gewordenen Kunst- und Literaturbetrieb, der uns zu unsern einheimischen Judengrößen noch Ausländer wie den „Italiener" d' Annunzio, den „Iren" Shaw, den „Holländer" Heijermans, den „französischen" Philosophen Bergson und wie sie alle hießen, brachte. Glücklicherweise ist auch die Erkenntnis des Judentums immer fortgeschritten, zu den alten „Judenfressern" Luther, Voltaire, Goethe, Fichte, Arndt, Schopenhauer sind bis zu Heinrich von Treitschke, Lagarde, Dühring, Theodor Fritsch, H. St. Chamberlain, meiner Wenigkeit und Schickedanz herab immer neue getreten, und die neue Rassenlehre hat auf dem Gebiete der Judenkennerschaft so gearbeitet, daß hier wirklich nicht allzuviel zu tun mehr übrig bleibt: die Abneigung aller Völker gegen die Juden ist als vollkommen berechtigt und ihre Abschließung vom Leben ihrer Gastvölker als notwendig erkannt worden; kein wahrhaft denkender ehrlicher Mensch zweifelt jetzt, nachdem wir drei Geschlechterfolgen der Juden in verhältnismäßiger und zwei weitere in vollständiger Freiheit unter uns „schaffen" gesehen haben, mehr daran, daß, wie u. a. Friedrich Hebbel vorausgesagt, die Judenemanzipation eine große Torheit war. Die Frage ist jetzt, ob wir uns noch wieder von den Juden „emanzipieren" können, nachdem sie in dem Weltkriege und nachher noch eine ungeheure Vermehrung ihrer Geldmacht und auch eine Verbesserung ihrer politisch-sozialen Stellung errungen haben. [Auf die nationalsozialistische Entwicklung gehe ich einstweilen nicht ein.] Dühring warnt vor „Illusionen" oder gar falschen Parteiversprechungen bezüglich einer allzuleicht oder bald und obenein mit den gemeinen Mitteln herbeizuführenden Brechung der Judenmacht: „Der vulgäre und reaktionäre Antisemitismus ergeht sich hier oft in einer analogen Täuschung oder gar Täuscherei wie der Sozialismus, der ja auch in falschen Versprechungen und Vorwegnahmen luxuriiert und sich den Anschein gibt, von tatsächlich unzureichenden Mitteln alles Mögliche und Unmögliche zu gewärtigen. Die Judenfrage und die universelle soziale Frage haben das gemein, daß sie nur personalistisch beantwortet und nur unter Anwendung äußerst energischer Mittel endgültig gelöst werden können. — In beiden Fällen ist es eine Art Ausbeutungsbarbarei, verbunden mit politischen Vergewaltigungen, wohin alles weist und was teilweise [jetzt erst recht] besteht. Steigert sich nun die Beschaffenheit der Zustände zu vollständiger Barbarei [was nach dem Kriege sehr wohl möglich war, da der Kapitalismus die errungene Macht mißbrauchen und das Judentum die Sozialdemokratie zu immer neuen politischen Forderungen hetzen konnte], so muß naturnotwendig ein antibarbarischer Rückschlag erfolgen, der sich drastisch, aber darum nicht selbst barbarisch gestaltet. Wie Antihebraismus nicht Hebraismus, sondern das Gegenteil davon, so ist

auch Antibarbarei nicht Barbarei, sondern ein entsprechend strenges Ausgreifen gegen diese. Die Juden werden sich demgemäß in der Barbarei, die sie selbst heraufführen helfen [aber sie stellen sich immer als die Intellektuellen hin und uns, schon Moses Mendelssohn, als die Barbaren], schließlich selber begraben, indem gerade die ungerechten und wüsten Zustände auch eine Ära starken Reagierens und starker Gegenmittel mit sich bringen mußten." Als ein solches Gegenmittel nennt Dühring eine Art ausschließender und fernhaltender Achtung, faßt dann aber auch noch ein „terroristisches" Zugreifen ins Auge. Ich habe wohl, wenn ich auf diesen Punkt kam, von „reinlicher Scheidung" gesprochen, und ich bin immer noch der Ansicht, daß eine solche möglich ist. Dabei stelle ich mich freilich auf einen Boden, den Dühring längst hinter sich gelassen hat. In der neuesten Zeit ist ja dann der Gedanke, alle Juden nach Madagaskar zu schaffen — Palästina, das sie schon haben, genügt nicht — aufgetaucht, wird aber meist noch „humoristisch" genommen.

Daß ein neuer Lessing die notwendige Arbeit nicht mit Theaterkritiken und „antiquarischen" oder ähnlichen Briefen leisten könnte, brauche ich wohl kaum auseinanderzusetzen. Gewiß, auch in seiner unberechtigten und daher zuletzt auch auf schwachen Füßen stehenden Herrschaft über Kunst und Wissenschaft seiner Gastvölker kann und muß das Judentum bekämpft werden, aber freilich sind hier die Erfolge sehr schwer zu erringen, da es über gewaltige Mittel verfügt und diese auch zu ganz folgerechter, nie aussetzender Suggestionsübung auf die breiten Massen der Gebildeten und Ungebildeten benutzt. Wer kann die in jüdischem Besitz befindlichen Bühnen und Zeitungen, Professuren und sonstigen Machtstellungen für sein Volkstum zurückerwerben, wer kann nur die eine oder die andere öffentliche Einrichtung schaffen, durch das dieses wenigstens in etwas zu seinem Recht kommt? Versucht werden muß es natürlich immer wieder, aber es ist ganz außerordentlich schwierig, etwas zu erreichen. Genau so wie auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, vielleicht noch schlimmer steht es auf dem der Politik und des Wirtschaftslebens: hier ist fast alles jüdisch durchsetzt, die Suggestionswirkung noch größer, die Geldmacht noch wirksamer — was der Nationalsozialismus dagegen leisten wird, muß abgewartet werden. Mit großer Meisterschaft befolgen hier die Juden die alte Regel, stets zwei Eisen im Feuer zu haben: sie machen sich Liebkind bei den höchsten Staatsgewalten und sind zugleich die Führer der revolutionären Parteien. Ist es nicht eigentlich urkomisch (freilich auch wieder zum Haarausraufen), daß für die Sozialdemokratie, die ärgste Feindin des Kapitalismus, die Träger eben dieses Kapitalismus, die Juden, einfach tabu waren? Natürlich, faule Ausreden gibt es genug, aber es sind nur das jüdische Geld und die jüdische Suggestionswirkung, die es verhindern, daß die Konsequenzen der Sombartschen Feststellungen gezogen werden. Der neue Lessing als Politiker würde also wahrscheinlich auch einen sehr schweren Weg haben, zumal ihm sich hier noch der alte Lessing mit seiner Humanitätsreligion und immer noch zahlreichen Anhängern unter den eigenen Volksgenossen in den Weg stellen würde. Wie wäre es nun aber mit dem neuen Lessing als Theologen? Wir entsinnen uns, daß der alte Lessing den halben Reimarus mit seinem „Die ganze jüdische Rasse taugt nicht" einfach liegen ließ — und es ist doch keine Wahrheit in der Welt, die nicht, wenn ihre Zeit gekommen, wieder auftauchte. Wir entsinnen uns auch, daß Goethe in den Anmerkungen zum

„West-Östlichen Diwan", Abteilung „Israel in der Wüste", davon spricht, wie ihm „die Art, wie in diesen Büchern (Mosis) Gott erscheint, als durchaus grauenvoll und schrecklich, drückend gewesen, der Gott Mosis ihn eine Zeitlang [auf die Zeit in der Bibel, nicht Goethes Lebenszeit bezüglich] mit Grauen und Abscheu erfüllt". Und wir haben auch nicht vergessen, daß Johann Heinrich Voß in seinem Gedichte „Deutschland" (an Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg 1772) nicht nur Karls des Großen Kampf für Rom verdammte, sondern auch deutlich sagte: „Vertilgt auf ewig seist du, o Schauernacht, da ich Jehovas Dienste die Harfe schwur." Wir lesen dann Schopenhauers Ausführungen über die jüdische Religion („Parerga und Paralipomena, Fragmente zur Geschichte der Philosophie", Anmerkung zu: „Noch einige Erläuterungen zur Kantischen Philosophie"): „Das eigentlich Wesentliche einer Religion als solcher besteht in der Überzeugung, die sie uns gibt, daß unser eigentliches Dasein nicht auf unser Leben beschränkt, sondern unendlich ist. Solches nun leistet diese erbärmliche Judenreligion durchaus nicht, ja unternimmt es nicht. Darum ist sie die roheste und schlechteste unter allen Religionen, besteht bloß in einem absurden und empörenden Theismus und läuft darauf hinaus, daß der κύριος [Herr], der die Welt geschaffen hat, verehrt sein will; daher er vor allen Dingen eifersüchtig (eifrig), neidisch ist auf seine Kameraden, die übrigen Götter; wird denen geopfert, so ergrimmt er, und seinen Juden gehts schlecht. Alle diese andern Religionen und ihre Götter, werden in der Septuaginta βδέλυγμα [Ekel] geschimpft; aber das unsterblichkeitslose Judentum verdient eigentlich diesen Namen. Daß dasselbe die Grundlage der in Europa herrschenden Religion geworden ist, ist höchst beklagenswert. Denn es ist eine Religion ohne alle metaphysische Tendenz. Während alle anderen Religionen die metaphysische Bedeutung des Lebens dem Volke in Bild und Gleichnis beizubringen suchen, ist die Judenreligion ganz immanent und liefert nichts als ein bloßes Kriegsgeschrei bei Bekämpfung anderer Völker. Lessings ‚Erziehung des Menschengeschlechtes' [diese Stelle ward schon zitiert] sollte heißen: ‚Erziehung des Judengeschlechts': denn das ganze Menschengeschlecht war von jener Wahrheit überzeugt, mit Ausnahme dieser Auserwählten. Sind doch eben die Juden das auserwählte Volk ihres Gottes, und er ist der auserwählte Gott seines Volkes. Und das hat weiter niemanden zu kümmern ... Wenn ich aber bemerke, daß die gegenwärtigen europäischen Völker sich gewissermaßen als die Erben jenes auserwählten Volkes Gottes ansehen, so kann ich mein Bedauern nicht verhehlen." Es lag natürlich im Interesse des Judentums, das Christentum, so sehr sie es haßten, doch als im Judentum begründet hinzustellen, und so sehen wir denn alle ihre Wortführer, von Mendelssohn bis Graetz und Konstantin Brunner [eigentlich Leo Wertheimer], bestrebt, in dieser Beziehung die auserwählte Stellung festzuhalten. In seinem „Jerusalem" sagt Mendelssohn: „Jesus von Nazareth hat sich nie verlauten lassen, daß er gekommen sei, das Haus Jacob von dem Gesetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegenteil getan. Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses, sondern auch die Satzungen der Rabbiner beobachtet, und was in dem von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu sein scheint, hat doch in der Tat nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein [oh, weiser Jude!]. Genau untersucht, stimmt alles nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Überlieferung völlig überein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen

Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben und ein Gesetz durch Beispiel autorisiert haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte. Aus seinem ganzen Betragen, sowie aus dem Betragen seiner Jünger in der ersten Zeit leuchtet vielmehr der rabbinische Grundsatz augenscheinlich hervor: Wer nicht im Gesetze geboren ist, darf sich an das Gesetz nicht binden; wer aber im Gesetz geboren ist, muß nach dem Gesetze leben und nach dem Gesetze sterben. Haben seine Nachfolger in späteren Zeiten anders gedacht und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen." Aus dieser Stelle leuchtet ja auch noch sehr deutlich hervor, daß nach Mendelssohns Ansicht auch der getaufte Jude Jude bleibt, daß also Religion und Rasse untrennbar verbunden sind. Es muß in der Tat etwas daran sein; denn selbst der zu einem christlichen Theologieprofessor und protestantischen Kirchenlicht gewordene Jude Neander, eigentlich Mendel, behauptet in seiner „Allgemeinen Geschichte der christlichen Religion", die Erscheinung Christi bilde den Mittelpunkt des religiösen Lebens der Juden, sie sei in dem ganzen Organismus dieser Religion und Volksgeschichte mit innerer Notwendigkeit angelegt worden, und der nach neuerer Anschauung ebenfalls dem Judentum entsprungene Katholik Renan meint: „Le christianisme est le chef d'oeuvre du judaisme, sa gloire, le résumé de son évolution ... Jésus est tout entier dans Isaie", was H. St. Chamberlain, dem ich diese Anführung entnehme, allerdings für „oratorische Floskeln" erklärt. Wer wundert sich da, wenn der alte ehrliche Graetz die Entstehung des Christentums folgendermaßen darstellt: „Es war nun die Zeit gekommen, in welcher die Grundwahrheiten des Judentums, bisher gebunden und nur von Tieferdenkenden in ihrem wahren Werte erkannt, sich der Fessel entschlagen und frei hinaustreten sollten, die Völker der Erde zu durchdringen. Die Fülle hehrer Gedanken von Gott und einem heiligen Leben für den Einzelnen wie für den Staat sollte in die Leerheit anderer Völker [z. B. der Griechen und Römer — diese jüdische Anmaßung!] überströmen und ihnen einen reichen Inhalt bringen. Israel sollte seine Aufgabe, Lehrer der Völker zu werden, ernstlich zu verwirklichen anfangen [bei Graetz hervorgehoben!]. Diese uralte Lehre, sollte sie in die gottentfremdete und entsittlichte Heidenwelt Eingang finden, mußte aber neue Namen und neue Formen annehmen, wenn die Gemüter und Geister dafür empfänglich werden sollten, weil das Judentum in seinem ausgeprägten Wesen mit seinem alten Namen im allgemeinen unter den Heiden nicht beliebt war. Die neue Erscheinung, welche unter Pilatus' Landpflegerschaft auftauchte, war es nun, welche eine größere, innigere Teilnahme der Heidenwelt an der Lehre des Judentums anbahnte." Leider, so sieht sich Rabbi Graetz dann aber doch genötigt festzustellen, nahm das Christentum später fremde Elemente auf und besorgte nicht die Geschäfte des Judentums unter anderem Namen, Jesus jedoch „rüttelte keineswegs an dem bestehenden Judentum, er dachte gar nicht daran, Verbesserer der jüdischen Lehre zu werden oder überhaupt etwas Neues zu stiften, sondern lediglich die Sünder für Gerechtigkeit und Lebensheiligkeit zu erziehen, um sie für die messianische Zeit würdig zu machen." Er wandte sich überhaupt gar nicht an das ganze jüdische Volk, sondern nur an eine bestimmte Klasse, die Zöllner und Sünder, den Pöbel. „Der judäische Mittelstand, die Bewohner kleinerer und größerer Städte, war größtenteils derart von Gott-

ergebenheit, Frömmigkeit und leidlicher Sittlichkeit durchdrungen, daß die Aufforderung, die Sünden zu bereuen und fahren zu lassen, für sie gar keinen Sinn hatte. Die Äußerung, die jener junge Mann, der das ewige Leben suchte, gegen Jesus getan haben soll: ‚Von Jugend auf habe ich die Gebote Gottes beobachtet, habe nicht gemordet, nicht Ehebruch getrieben, nicht gestohlen, nicht falsches Zeugnis abgelegt, habe Vater und Mutter geehrt, meinen Nächsten [das bedeutet aber immer nur den Mitjuden] wie mich selbst geliebt', diese Äußerung kann für die durchschnittliche Haltung des judäischen Mittelstandes in jener Zeit gelten. Die Jünger Schammais und Hillels, die Anhänger des Eiferers Juda, die erbitterten Feinde der Herodianer und Römer waren nicht sittlich krank und bedurften allerdings des Arztes nicht. Mit Recht dachte Jesus gar nicht daran, diese bessern zu wollen." Was sagen Sie dazu, meine Herren Pastoren? Glauben Sie immer noch, daß Juden Christen oder Deutsche werden können? Wahrlich, man sollte die Studiosen der christlichen Theologie den Rabbi Graetz, den typischen Juden, studieren lassen, dann würden sie vielleicht ein wenig gescheiter von den Universitäten kommen. Konstantin Brunner erklärt Jesus Christus dann sogar für den „jüdischesten aller Juden"!

Im übrigen dämmerts doch jetzt allmählich, auch bei denen, die nicht durch die „antisemitische" Schule hindurchgegangen sind. Da ist im Jahre 1893 im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig eine Schrift „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismuß von einem christlichen Theologen" erschienen — man kennt jetzt den Namen des Verfassers, er tut aber nichts zur Sache. Die Schrift ist durchaus pädagogisch, durchaus Fachschrift, ohne eine eigentlich antisemitische Wendung, wenn man nicht eine Bemerkung über den immer weiter um sich greifenden jüdisch-liberalen Einfluß für eine solche erklären will, aber wer sie gelesen hat, weiß Bescheid und läßt sich nicht mehr irre machen. Ich hebe einiges aus dem geschichtlichen Überblick heraus: „Die Gnosis gab die Identität des Christen- und des Judengottes auf. Cerdon und Marcion nahmen Anstoß an den Anthropopathismen und Anthropomorphismen des Alten Testaments. Der Gott des Christentums und der des Alten Testaments sind als verschiedene Götter anzusehen. Der Marcionismus, der einen bedeutenden Einfluß auf die Kirche des 2. Jahrhunderts ausübte, verwarf auch den allegorischen Gebrauch des Alten Testaments und mit ihm das Alte Testament überhaupt." Dann weiter: „Gegen das Alte Testament sprechen sich die häretischen Richtungen aus. Den Manichäern ist der Gott der Juden der Fürst der Finsternis. Er hat eine durchaus unwürdige Art, er ist eifersüchtig, neidisch, begierig auf das Blut der Opfer, zornig, bald auf die Seinen, bald auf die Fremden. Anstößig war den Manichäern ferner die Beschneidung, der Sabbath, die Unterscheidung von Reinem und Unreinem, die blutigen Opfer, die Feste, und sie machten darauf aufmerksam, daß die hierauf zielenden Gebote entweder vom wahren Gott herrührten und dann auch von den Christen gehalten werden müßten, oder daß sie nicht verpflichtend seien und dann nur von einem andern als dem wahren Gott stammen könnten. Auch die Verheißung sinnlichen Glücks erschien ihnen als der christlichen Gesinnung widersprechend. Vorzüglich finden sie Mißfallen an den schlechten Taten der Patriarchen und Propheten, wie Abrahams Notlüge und Geiz (bei Abimelech und Pharao), Jakobs Doppelehe, Davids Ehebruch, Salomos Weibermenge. Diese Anschauungen zogen sich bis tief

in das Mittelalter hinein und lebten in der Reformationszeit wieder auf." Reimarus und Lessing (Verheißung sinnlichen Glücks) hatten also sehr frühe Vorläufer. Wer sieht übrigens nicht, daß in den Anschauungen der Gnostiker und Manichäer (die Gnostiker waren meist Griechen, Mani war ein Perser) die Opposition der arischen Rasse gegen das Judentum durchbricht? — Ferner lesen wir: „Gegen das Alte Testament waren die Katharer, die lehrten, daß das mosaische Gesetz nicht von Gott, sondern vom Teufel sei. Auch die Albigenser verwarfen das Alte Testament mit Ausnahme der daraus im Neuen Testament zitierten Stellen ... Der Reformation war die Schrift die alleinige theologische Autorität, das einzige Erkenntnisprinzip gegenüber der Tradition. Das Alte Testament wird vom Neuen unterschieden als das Gesetz von dem Evangelium, als Vorstufe von der Erfüllung. Zugleich begann man zu fühlen, daß die Urkunden einer andern Religion nicht denselben Wert beanspruchen können als die christlichen. Nach Luther ist das Alte Testament der Buchstabe und das Gesetz, das Neue Testament aber Geist und Leben. Die Christen haben mit dem gesamten Mosaismus nichts zu schaffen. Luthern stehen in bezug auf das Moralgesetz Moses und die Heiden auf völlig gleicher Stufe, und er führt das allgemeine Sittengesetz [das natürliche Gesetz, das jedem Menschen anerschaffen ist] ebenso auf einen göttlichen Ursprung zurück wie das mosaische. Er erkennt dem Alten Testament eine zeitliche, dem Neuen eine ewige Geltung zu. Die Lehren des Alten Testaments verhalten sich zu denen des Neuen wie der Mond zur Sonne. Das Gesetz tötet, weil es noch im Buchstaben ist und niemand fromm macht, noch in das Herz kommt. Moses geht die Christen nichts an, er ist allein dem jüdischen Volke gegeben und durch Christum erledigt." Das wird dann durch Zitate belegt, aus denen nur folgendes hier stehe: „Wenn dir einer Mosen nacheilt mit seinen Geboten und will dich drängen, die zu halten, so sprich: Gehe hin zu den Juden mit deinem Mose, ich bin kein Jude, laß mich unverworren mit Mose ... Es ist alles Gottes Wort, wahr ist es. Aber Gottes Wort hin, Gottes Wort her, ich muß acht geben, zu wem das Gottes Wort geredet wird." Leider hat die sehr deutliche Absage an das Judentum keine Folge gehabt, schon Melanchthon schwankt zwischen Trennung und Gleichsetzung der beiden Testamente, und die Orthodoxie der dann kommenden Zeit verleiht beiden die gleiche kanonische Geltung. Wiederum aber stellten sich die Sozinianer dem kirchlichen Standpunkte der Heilsoffenbarung im Alten Testamente entgegen. „Sie faßten mehr das israelitische Volk ins Auge, anstatt nur, wie die Kirche tat, dessen erleuchtete Geister. Der alte Bund ist durch den neuen aufgehoben und der Dekalog durch das Gesetz Christi ersetzt. Ist das mosaische Gesetz auch passend für das israelitische Volk, so doch nicht für andere Völker, noch weniger für die ganze Menschheit." Auch beim Pietismus tritt das Alte Testament entschieden in den Hintergrund, und wenn der Deismus, wie wir gesehen haben, vielleicht auch im Kern Judaismus ist, er bestreitet doch nicht, daß die natürliche Gotteserkenntnis auch in den Religionen der Heiden durchschimmert, und es gibt noch außer Reimarus manche Judenfeinde unter den Aufklärern, wie ja dann auch Lessing das Christentum immerhin als eine höhere Form dem Judentum gegenüber ansieht. Schleiermacher stellte wie Kant Judentum und Heidentum dem Christentum gegenüber auf die gleiche Stufe. „Der Glaube an die Offenbarung Gottes in Christo", sagt er [„Aber seine Glaubenslehre an Herrn

Dr. Lücke"], „ist auf keine Weise von dem Glauben des jüdischen Volkes irgendwie abhängig ... Die Überzeugung, daß das lebendige Christentum in seinem Fortgange gar keines Stützpunktes in dem Judentum bedürfe, ist eine so alte, als mein religiöses Bewußtsein überhaupt. Für ein freudiges Werk kann ich dieses Bestreben, Christum aus den Weissagungen zu beweisen, niemals erklären; und es tut mir leid, daß sich noch immer so viele würdige Männer damit abquälen. Eben deshalb kann ich aber auch nicht umhin, zu vermuten, daß immer etwas Falsches dabei mit zum Grunde liegt, und daß es wenigstens dem Mangel an frischer Zuversicht zu der inneren Kraft des Christentums zuzuschreiben ist, wenn man auf diese äußern Beweise einen großen Wert legt. Oft jedoch ist diese Theorie auch nur ein Zweig einer allgemeinen Anhänglichkeit an das unvollkommene Wesen und die dürftigen Elemente des alten Bundes, der wir uns billig entschlagen sollten, wir, die wir im Besitz des Vollkommeneren sind." Das ist deutlich, und der Verfasser der Schrift zieht dann auch, nachdem er festgestellt hat, daß eine förmlich kirchlich proklamierte Lehre in bezug auf die Geltung des Alten Testaments überhaupt nicht besteht, und daß der monotheistische Gottesglaube keineswegs, wie noch Schopenhauer annahm, einzig und allein bei den Juden zu finden gewesen sei (Zarathustra, der Grieche Xenokrates usw.), die weiteren Folgerungen daraus: „Was Jesus gebracht hat, ist nicht ein messiasgläubiges Judentum, sondern ein Allgemeinmenschliches, noch genauer, ein Gottmenschliches, ein prinzipiell Neues: einen neuen Gottesglauben, eine neue Gottesverehrung, eine neue Sittlichkeit, alles im innersten Wesen von dem Alten, sowohl vom Heidentum, wie von dem Judentum, völlig verschieden. Wäre es nicht so, was sollte das Christentum sein? ... Jesus ist mehr als der jüdische Messias. Er gehört allen Menschen an, ist Menschen- und Gottessohn. — Lebte und lehrte er aber unter den Juden, so mußte er natürlich auch an die Religion und Ethik dieses Volkes anknüpfen, d. h. aber immer an Anschauungen, die in ihren bessern und verständnisvollern Vertretern bereits aufgehört hatten, sich in engen Grenzen abzuschließen und manches edle Element anderswoher [das unterstreiche ich] in sich bargen. Das aber in der jüdischen Religion, was mit Beschränktheit und starrem Vorurteil verbunden war, das spezifisch Jüdische [auch hier unterstreiche ich wieder] hat er bekämpft. Dieser Kampf mußte aber in der Nation und eben wider die Art von Frömmigkeit entbrennen, die das alte Ausschließlichkeitsprinzip auf die Spitze trieb. Die alles umfassende Religion des Menschensohnes mußte die genaue Umkehr des damaligen jüdischen Wesens sein." Daher: „Handelt es sich um wissenschaftliche Erkenntnis des Judentums, um Exegese zu theologischen Zwekken, um die Entwicklungsgeschichte der religiösen Idee, dann ist natürlich Kenntnis des Judentums erforderlich, aber ganz gewiß auch des Heidentums, wenn nicht ganz mangelhafte Resultate zutage gefördert werden sollen. Aber Wissenschaft und Glaube, Theologie und christliche Religion sind sehr verschiedene Dinge. Um ein Christ zu werden, um den Heiland und Erlöser in das Herz zu nehmen, dazu ist das Alte Testament ganz und gar entbehrlich." Zu seiner pädagogischen Aufgabe zurückkehrend, sagt der Anonymus dann: „Die Bibel ist kein Schulbuch, am allerwenigsten ihr jüdischer Teil", und er rückt den biblischen Geschichten des Alten Testaments gehörig auf den Leib („Vielweiberei, Ungehorsam, Lüge, Betrug, die hier

nicht unter die Ausnahmen gehören, kann doch nicht dazu dienen, das Kind ein Familienleben kennen zu lehren, wie es sein soll" usw.) und will auch von den zehn Geboten, die doch nicht christliche Ethik sind, nicht viel wissen. „Ein deutsches Christenkind gehört der christlich-germanischen Gemeinschaft an, soll aus dieser seine Nahrung ziehen und für sie gebildet werden. Daher ist es ein Gewaltakt gegen seine Individualität, wenn es eine Zeitlang [Jahre lang] und überdem noch in dem zartesten und empfänglichsten Alter in die jüdisch-mosaische Gemeinschaft versetzt wird. Ist Individualisieren eine Hauptaufgabe der Pädagogik, dann darf es für Christenkinder keinen alttestamentlichen Religionsunterricht geben." Ich halte die Schrift, die die ganze neuere erzieherische Literatur heranzieht und u. a. auch auf die sogenannte Kulturstufentheorie eingeht und sie mit Recht auf das eigene Volk einschränkt, für einfach unwiderleglich. Ob sie irgendwelche Wirkung gehabt hat, weiß ich nicht; man wird sie in theologischen wie pädagogischen Kreisen wohl totgeschwiegen oder in der üblichen oberflächlichen Manier abgetan haben. Später ist dann ja freilich eine deutschchristliche Entwicklung gekommen.

Fünf Jahre nach der Schrift über das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung, 1898 erschienen Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", und die hat man nun freilich nicht totschweigen oder oberflächlich ablehnen können, so gern man es auch getan hätte. In einen etwas schlechten Ruf haben sie Juden und Judengenossen (zu denen ja leider auch viele evangelische Pastoren gehören) freilich doch allmählich versetzt, aber doch nur beim Bildungspöbel, die selbständigeren deutschen Geister schätzen das Werk immer noch, und man darf wohl sagen, daß sehr viel aus ihm in die heutige deutsche Weltanschauung übergegangen ist. Für uns kommt hier nur seine Stellung zum Judentum und zu Christus in Betracht, und da ist denn nun vor allem die Tatsache hervorzuheben, daß Chamberlain Christus nicht als Rassejuden ansieht. Ich weiß nicht, ob Chamberlain der überhaupt erste gewesen ist, der diese — sagen wir einstweilen: Hypothese aufgestellt hat; daß es einmal dazu kommen mußte, lehrt schon die flüchtige Entwicklung, die ich hier gegeben habe, und jedenfalls hat Chamberlains Anschauung in den breitesten Kreisen, überall, wo man nicht mehr unter jüdischer Suggestion steht, Glauben gefunden. Die Theologie freilich, weder die orthodoxe noch die liberale (welche letztere ja meist im Kern noch jüdischer als die erstere ist), will, soviel ich sehe, nicht recht heran, aber die Möglichkeit, daß Jesus kein Judenblut hatte, wird auch sie auf die Dauer kaum bestreiten können, zumal sie aus der Bibel selbst zu belegen ist (s. o. S. 151), und wir Deutschchristen sind bescheiden genug, uns mit der Möglichkeit zufrieden zu geben. Doch hören wir erst Chamberlain! Er hat bekanntlich der religiösen Entwicklung in seinem Buche einen sehr breiten Raum eingeräumt — was uns hier angeht, verteilt sich auf die drei Kapitel „Die Erscheinung Christi", „Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte" und „Religion". Als die ursprüngliche und eigentlich ansässige Einwohnerschaft Kanaans nimmt Chamberlain ein Gemisch von Hethitern (Homo syriacus) und indoeuropäischen Amoritern an; die Israeliten, die diese unterwarfen, sind ihm auch keine reinen Semiten. Das neue israelitische Volk entsteht, da der Unterschied der Typen zu groß ist, nicht durch einfache Mischung, sondern durch Bastardierung, die Juden aus den Israeliten durch unter dem Einfluß des intoleranten, zunächst polytheistischen Jahve-

Glaubens eingeführte bewußte Rassenzucht. Aber die jüdische monotheistische Religion, wie sie sich dann herausbildet, führt Chamberlain einen Satz Ludwig Philippsons und einen Renans an: „Die israelitische Religion hat und kennt keine Geheimnisse, keine Mysterien" und „Der semitische Gottesglaube (Monotheismus) ist in Wirklichkeit die Frucht einer Menschenrasse, deren religiöse Bedürfnisse sehr gering sind. Er bedeutet ein Minimum an Religion." Er selber braucht das Wort Materialismus, glaubt, wie Lessing, daß die Idee des einen Weltgottes den Juden von den Persern gekommen sei, und legt mit Mendelssohn den Schwerpunkt auf das Gesetz. „Wir sind gewohnt, das jüdische Volk als das religiöse Volk par excellence zu betrachten", heißt es dann, „in Wahrheit ist es ein (im Verhältnis zu den indoeuropäischen Rassen) religiös durchaus verkümmertes." Die Anschauung, als sei Christus der Vollender des Judentums, die religiösen Ideen der Juden lehnt er als Irrtum ab, nennt sie sogar eine angeerbte Wahnvorstellung. Christus war zwar der Religion und der Erziehung nach, aber schwerlich der Rasse nach ein Jude: „Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus als Galiläer kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit fast gleichkommt." Er konnte gar nicht an die jüdische Religion anknüpfen, „das religiöse Genie der Menschheit fand hier tabula rasa. Den historischen Jahve brauchte Christus ebensowenig zu vernichten, wie das jüdische Gesetz, weder der eine noch das andere haben einen unmittelbaren Bezug auf echte Religion; ebenso aber wie er durch jene innere ‚Umkehr' [die Überwindung der Furcht vor Gott durch das Gemüt] das sogenannte Gesetz in der Tat von Grund und Boden aus zu einem neuen Gesetz umbaute, ebenso benutzte er die konkrete Abstraktion des jüdischen Gottes, um der Welt eine durchaus neue Vorstellung von Gott zu geben." Allerdings nimmt Chamberlain an, daß das neue Ideal an keinem anderen Orte hätte aufgestellt werden können „als an jenem einzigen, wo der Gottesglaube fanatisch festgehalten und zugleich gänzlich unausgebildet geblieben war", allerdings ist ihm Christus Jude, insofern er die jüdische Freiheit des Willens (im Gegensatz zu der bei Buddha vorhandenen arischen Verneinung des Willens — ich teile diese Anschauung jedoch nicht) übernimmt: „Was er um sich erblickt, ist der unersättliche, ewig gierige, ewig beide Hände nach außen ausstreckende jüdische Wille; er erkennt die Macht dieses Willens und gebietet ihm — nicht Schweigen, sondern eine andere neue Richtung." Der Moralismus (nicht die Moral) des Christentums ist also jüdischer Herkunft. Das Urteil Chamberlains über das Judentum selbst wird dadurch nicht weiter berührt, er spricht über den Talmud in der schärfsten Weise ab („Die gesamte Weltliteratur weist nichts so trostlos Ödes, so kindisch Langweiliges, so gründlich von dem Wüstenstaub absolutester Sterilität Zugeschüttetes auf, wie diese Sammlung der weisesten Diskussionen, die Jahrhunderte lang über die Thora unter Juden gepflegt wurden") und hebt bei der Darstellung des Eintritts der Juden in die abendländische Geschichte hervor, daß er ohne Frage den Eintritt eines bestimmten, von allen europäischen Völkern durchaus verschiedenen, ihnen gewissermaßen gegensätzlichen Elementes bedeute, „eines Elements, welches, während die Nationen Europas die verschiedensten Phasen durchmachten, sich wesentlich gleichblieb; welches im Verlaufe einer [durch seine Schuld] oft harten und grausamen Geschichte niemals die Schwäche hatte, auf Verbrüderungsvorschläge einzugehen, sondern im Besitze

seiner nationalen Idee, seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Berührung mit anderen Menschen wie eine Verunreinigung empfand und noch heute empfindet; welches dank der Sicherheit des Instinktes, die aus strenger Einheitlichkeit des Nationalempfindens entspringt, es stets vermochte, auf andere tiefgreifenden Einfluß auszuüben, wogegen die Juden selber von unserer geistigen und kulturellen Entwicklung nur hauttief berührt wurden." Auch bei seiner Darstellung der Entwicklung des Christentums wiederholt Chamberlain, daß es kein bloß der jüdischen Religion zu Ehren erbauter Tempel, sondern ein wesentlich indoeuropäischer Bau sei, nur das Knochengerüst habe die werdende christliche Kirche freilich dem Judentum entlehnt; das Christentum ruhe, wie es an anderer Stelle heißt, als religiöses Gebäude auf zwei grundverschiedenen, meist direkt feindlichen Weltanschauungen: auf jüdischem historisch-chronistischen Glauben (was ich nicht so ohne weiteres unterschreibe) und auf indoeuropäischer symbolischer und metaphysischer Mythologie. Rom nahm dann, wie Chamberlain meint, von den Juden die Hierokratie, die Unduldsamkeit, den geschichtlichen Materialismus, hütete sich jedoch sorgsam vor den unerbittlich strengen, sittlichen Geboten [die, wie man immer wieder bemerken muß, nur für die Rasse- und Glaubensgenossen gelten] und der erhabenen Einfachheit des allem Aberglauben feindlichen [ihm aber doch nie entgehenden] Judentums; „der Grieche grübelte und ‚sublimierte' zu viel, der religiöse Germane meinte es zu ernst, Rom dagegen wich niemals vom goldenen Mittelweg ab, auf welchem die ungeheure Mehrzahl der Menschen am liebsten wandelt." Luther war nach Chamberlain wesentlich Politiker und mußte es Rom gegenüber sein. Ich bin in mancher Hinsicht anderer Ansicht, teile aber die Anschauung Chamberlains über die gegenwärtige Lage: „Findet nicht bald unter uns eine mächtige, gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung [vor allem dem Geiste des jüdischen Kapitalismus gegenüber] statt, und zwar eine spezifisch religiöse Wiedergeburt, gelingt es uns nicht bald, die fremden Fetzen, die noch an unserem Christentum wie Paniere obligatorischer Heuchelei und Unwahrhaftigkeit hängen, herunterzureißen, besitzen wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um uns aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unserer Kultur entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreißend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, daß wir uns ihr hingeben müssen, wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert, eine Religion, so genau unserm besonderen germanischen Wesen angepaßt — diesem hochbeanlagten, doch besonders zarten und leicht verfallenden Wesen — daß sie die Fähigkeit besitzt, uns im Innersten zu erfassen und zu veredeln und zu kräftigen: gelingt das nicht, so wird aus dem Schatten der Zukunft ein zweiter Innocenz III. hervortreten und eine erneute vierte Lateransynode, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd zum Himmel züngeln. Denn die Welt — und auch der Germane — wird sich immer lieber syro-ägyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften und was es dergleichen mehr gibt, erbauen. Und die Welt wird recht daran tun. Andererseits ist ein abstrakter- kasuistisch-dogmatischer, mit römischem Aberglauben infizierter Protestantismus, wie ihn uns die Reformation in

verschiedenen Abarten übermacht hat, keine lebendige Kraft. Er birgt eine Kraft, gewiß, eine große: die germanische Seele; doch bedeutet dieses Kaleidoskop vielfältiger und innerlich inkonsequenter Unduldsamkeiten [eben der Protestantismus] ein Hemmnis für diese Seele, nicht eine Förderung; daher die tiefe Gleichgültigkeit der Mehrheit seiner Bekenner und ein bejammernswertes Brachliegen der größten Herzensgewalt: der religiösen. Rom mag dagegen als dogmatische Religion schwach sein, seine Dogmatik ist wenigstens konsequent; außerdem ist gerade diese Kirche — sobald ihr nur gewisse Zugeständnisse gemacht werden — eigentümlich tolerant und weitherzig, sie ist allumfassend wie sonst einzig der Buddhismus und versteht es, allen Charaktern, allen Geistes- und Herzensanlagen eine Heimat, eine civitas Dei zu bereiten, in welchem der Skeptiker, der (gleich manchem Papste) kaum Christ zu nennen ist, Hand in Hand geht mit dem in heidnischen Superstitionen befangenen Durchschnittsgeist und mit dem innigsten Schwärmer, z. B. einem Bernard von Clairvaux, „dessen Seele sich berauscht in der Fülle des Hauses Gottes und neuen Wein mit Christo im Reiche seines Vaters trinkt". Wozu dann noch der verführerisch hinreißende Welt- und Staatsgedanke kommt, der schwer in die Waagschale fällt; denn als organisches System, als Macht der Überlieferung, als Kenner des Menschenherzens ist Rom groß und bewundernswert, mehr fast als man in Worten sagen kann. Selbst ein Luther soll erklärt haben („Tischreden"): „Was das äußerliche Regiment anbelangt, ist des Papstes Reich am besten für die Welt." Ein einzelner David — stark in der unschuldig-reinen Empörung eines echten Indoeuropäers gegen die unserm Menschenstamme angetane Schmach — könnte vielleicht solchen Goliath zu Boden strecken, doch nicht ein ganzes Heer von philosophierenden Liliputanern. Auch wäre sein Tod auf keinen Fall zu wünschen; denn unser germanisches Christentum wird und kann nicht die Religion des Völkerchaos sein; der Wahngedanke einer Weltreligion ist schon an und für sich chronistischer und sakramentaler Materialismus; er haftet der protestantischen Kirche aus ihrer römischen Vergangenheit wie ein Siechtum an; nur in der Beschränkung können wir zum Vollbesitz unserer idealisierenden Kraft erwachsen." Ich halte mehr vom germanischen Wesen als Chamberlain, sehe auch in ihm den Willen, ich schätze auch den Protestantismus, zumal den Luthers, höher ein, ich habe nichts gegen das Christentum als (herrschende arische) Weltreligion, aber ich verlange in ihm allerdings die völkischen Eigenbildungen, ich verlange für uns Deutsche ein Deutschchristentum und treffe da wieder mit Chamberlain zusammen.

Wenn ihm nun auch die Geistlichkeit in der Annahme, daß Christus rassisch kein Jude gewesen sei, bisher kaum gefolgt ist, so ist er doch auch auf sie nicht ohne Einfluß gewesen. Im Jahre 1907 veröffentlichte der Flensburger Hauptpastor Friedrich Andersen seinen „Anticlericus. Eine Laientheologie auf geschichtlicher Grundlage", die, wie er selber erklärt, auf den Einfluß Chamberlains und mit diesem auf Wellhausens *) Theorie (nach der das jüdische Gesetz das Produkt eines langwierigen Prozesses ist, der erst unter Esra mit der offiziellen Einführung eines durch die Gedanken des Propheten Ezechiel vorbereiteten Priestergesetzes im Jahre 444 vor

*) J. Wellhausen, „Prolegomena zur Geschichte Israels" und „Israelitische und jüdische Geschichte". Auch B. Stades „Geschichte des Volkes Israel" strebt nach Objektivität.

Christo, also etwa hundert Jahre nach der babylonischen Gefangenschaft der Juden, zum Abschluß kam) zurückgeht. Ich kann hier natürlich auf dieses theologische Werk nicht näher eingehen: Andersen knüpft an Fr. Paulsens Satz, daß im Wesen der Götter das Wesen des Volkes, das sie verehrt, sich widerspiegelt — es ist ja im Grunde das Goethische „Wie einer ist, so ist sein Gott" — an, charakterisiert danach den jüdischen Jahve und sieht in den Juden zwar nicht die Begründer des Monotheismus, aber die des Klerikalismus, dessen Nerv geistlicher Hochmut verbunden mit Herrschsucht ist. Gegen diesen Klerikalismus erhebt sich Jesus, der also kein Vollender, sondern ein Bestreiter des Judentums ist, in diametralem Gegensatze zu ihm steht. In der Annahme, daß Jesus kein Rassenjude gewesen sei, folgt Andersen Chamberlain nicht, und hier ist, wie mich dünkt, ein schwacher Punkt seiner Entwicklung. Andersen schreibt: „An und für sich kann es uns ja nun gänzlich gleichgültig sein, welchem Volk oder welcher Rasse Jesus angehört hat, da in der Auffassung seiner Person hierdurch nicht das Geringste geändert wird. Jesus ist in sich selber so groß, daß durch eine nationale Abstammung weder ihm etwas zugegeben noch aber hinweggenommen werden kann. Er braucht keine ethnographische Folie, um dem einen Teil der Menschheit näher zu rücken, er kann aber auch nicht durch eine Zugehörigkeit zu irgendeinem Volke uns irgendwie verkleinert werden. Vielmehr steht Jesus seinem innern Wesen nach über allen Völkern wie über allen Zeiten und spricht rein für sich selbst und durch sich selbst." Daß Jesus irgendeinem Volke angehört haben muß, gibt Andersen zu, und es ist ja, da auch unser Glaubensbekenntnis von „wahrhaftigem Menschen, von der Jungfrau Maria geboren" redet, ein wahrhaftiger Mensch ohne Volkszugehörigkeit nicht denkbar ist, selbstverständlich; er nimmt dann aber an, daß Jesus wohl einer von Judäa nach Galiläa verzogenen Judenfamilie entstammt und auch an der Abkunft der Mutter Maria von David etwas sei. David aber gilt ja heute im allgemeinen auch als indoeuropäischer Amoriter, und überhaupt scheinen mir Chamberlains Hypothesen sehr viel wahrscheinlicher. Auch Harnacks Wort: „Kaum gibt es eine Tatsache, die des Nachdenkens so würdig ist, wie die, daß die Religion Jesu auf jüdischem Boden und — worauf man mit Recht hingewiesen hat — auf semitischem Boden überhaupt keine Wurzeln hat fassen können. Es muß doch etwas in dieser Religion gelegen haben und liegen, was dem freieren griechischen Geiste verwandt ist", spricht für Chamberlain, das dem freieren griechischen Geiste Verwandte ist eben das Arische in Jesus menschlicher Natur, und Andersens Einwurf „Was die Juden bei Jesus verabscheuen, ist nicht seine Rasse, sondern sein Geist, der dem religiösen Geiste des Judentums grundsätzlich widerspricht", spricht eben für uns; denn, wie ich in einem solchen Falle immer zu sagen pflege, von nichts kommt nichts, Rasse ist Geist, geistige Tendenz. Halte ich mit Chamberlain Christus nun aber auch für einen Arier, oder um es zweckmäßiger auszudrücken, glaube ich fest an den arischen Ursprung Christi und der christlichen Religion, so will ich darum doch nicht das Dogma vom auserwähltem Volke für die Arier oder gar die Germanen wieder aufgenommen haben, vor Gott sind nach Christi Lehre die Völker gleich, die Genies gehören ihrer Wirkung nach der Menschheit, und der Gottessohn weist selbstverständlich in eine „transzendente" Welt hinüber, wo die Völkerunterschiede nichts mehr zu suchen haben. Wenn man mir aber damit kommt, daß unser Herr Christus doch

auch ein Jude war, so sage ich freilich: das glaube ich nicht, und ich beanspruche für mein deutsches Volk das Recht, Christus und das Christentum aus seinem Geist heraus aufzufassen, denn auch diesen Geist hat Gott gegeben. — Andersen stellt dann in seinem Buche das Einschlüpfen jüdischen Geistes in die apostolische Urkirche, die Ausgestaltung des jüdischen Klerikalismus in der mittelalterlich-katholischen Kirche, die Überwindung des katholischen Klerikalismus durch den Protestantismus ausführlich dar — doch auch in den Protestantismus ist nach seiner Anschauung der jüdische Geist, vor allem durch falsche Stellungnahme zum Alten Testament und Vermischung von Evangelium und Gesetz wieder eingedrungen, und im letzten Abschnitt seines Buches macht er nun Vorschläge, wie er durch Stellung auf Jesu allein wieder entfernt werden könne. Unbedingt ist er auf dem Wege zum Deutschchristentum, wenn er auch die Losung „Vom Christentum zum Deutschtum" mit Recht ablehnt. Über sein Verhältnis zur heutigen Kirche und Kirchenlehre wollen wir hier nicht sprechen; es genügt zu erwähnen, daß er vom Königlichen Konsistorium in Kiel wiederholt Rügen erhalten hat, aber doch in seinem Amte geblieben ist. Stellt sich sein Kämpfen immerhin als gegen den jüdischen Geist gerichtet dar, so ist es doch kein politischer Antisemitismus. Aus diesem ist Theodor Fritsch gekommen und hat gegen die Jahve-Religion, die seiner Anschauung nach genau dem jüdischen Rassencharakter entspricht, und also das unheilvolle Treiben der Juden unter ihren Gastvölkern mit verschuldet, die schärfsten Angriffe gerichtet. Auf Antrag des „Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" in Berlin erhob die Staatsanwaltschaft zu Leipzig wegen eines solchen Angriffs eine Anklage wegen Gotteslästerung gegen Fritsch, die am 19. Mai 1911 zu Leipzig verhandelt wurde und mit Fritschs Verurteilung zu zehn Tagen Gefängnis endete. Ich habe damals mit andern, obwohl ich die Schärfe des Ausdrucks bei Fritsch nicht billigen konnte, ein Gesuch um Begnadigung an Fritschs Landesherrn gerichtet, es ist aber abschlägig beschieden worden. Fritsch gab dann ein Buch „Mein Beweismaterial gegen Jahve" heraus, wegen dessen auf erneute Anzeigen des genannten Vereins — ich will diese und ähnliche in Deutschland sehr häufigen Anzeigen nicht „Denunziationen" nennen, obgleich mir das Verfahren der Börne und Heine gegen Wolfgang Menzel und die allgemeine Zustimmung zu diesem bei Juden und Judengenossen vielleicht das Recht dazu gäbe — neue Anklagen erfolgten. Fritsch ist aber von diesen auf das gerichtliche Gutachten des Leipziger Theologie-Professors D. Rud. Kittel freigesprochen worden, und dieses im Druck erschienene Gutachten (Leipzig 1914, bei Otto Wiegand) gibt sehr zu denken, mag es auch Fritschs Vorgehen keineswegs gut heißen. Kittel wendet sich gegen seine Mitgutachter, die Professoren Hoffmann und Schwarz, und führt ihnen zu Gemüte, daß der Gott des alten Israel Jahve keine schlechthin einheitliche Größe sei, und daß sie, indem sie ihn doch für eine solche erklärten, von der wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes keine zureichende Vorstellung gehabt hätten. Er unterscheidet zwei Hauptseiten, eine niedere, mehr volkstümliche und eine höhere, vorwiegend in den Kreisen der Propheten vertretene, an Jahve und meint, daß Judentum wie Christentum die zweite, höhere in den Vordergrund stellen, ja im Grunde als allein maßgebend ansehen, ja, daß sie den Glauben an den Gott, der in den niederen Formen der Betätigung sich äußert, abgestreift und jene Gottesvorstellung durch eine höhere ersetzt haben, so daß

materiell und für den Richter jener Gott nicht mehr ihr Gott und Fritschs Beschimpfung Jahves also eine Gotteslästerung nicht sei. Weiter führt Kittel an, daß schon Luther und zuletzt Franz Delitzsch (bekanntlich jüdischer Herkunft), „einer der größten, zugleich der strengst kirchlichen Exegeten des Alten Testaments", sehr starke abfällige Äußerungen in der Richtung auf den volkstümlichen, besonders frühisraelitischen, aber gelegentlich auch später wieder auftauchenden Jahve getan hätten, und spricht zuletzt die Überzeugung aus, daß „jener partikularistisch-nationale, sittlich noch von der antik-volkstümlichen Anschauung des Israel der Urzeit beeinflußte Gottesglaube nicht der des heutigen Judentums (geschweige denn der des heutigen Christentums) sei, sofern es sich selbst und die notwendige Konsequenz seiner Gottesanschauung richtig versteht". Tut es dies aber? Es ist doch eine sehr merkwürdige Tatsache, daß Professor D. Kittel, der christliche Theologe, der die deutschen Juden als seine deutschen Volksgenossen empfindet, in einem Schlußwort zu seinem Gutachten, „Die Juden und der gegenwärtige Krieg" betitelt, die Forderung (sogar als von einem Juden herrührend) aufstellt, „daß ein für weite Kreise der jüdischen Religionslehrer und der jüdischen Gemeinden bestimmtes Handbuch ausgearbeitet werde, das gemeinverständlich, aber auf wissenschaftlicher Grundlage alles Wissenswerte über die Bibel des Alten Testaments wie den Talmud nach Sprache, Geschichte, Inhalt und Entstehung, ferner über den jüdischen Glauben und Ritus, über Zeremonialgesetze und Gebete usw. darstelle, und das dabei klar und deutlich zum Ausdruck bringe, was von den mancherlei Satzungen in Bibel und Talmud für den heutigen Juden noch verbindlich sei, was nicht". Also, das wissen nicht einmal unsere theologischen Größen, ja, wie es scheint, die Juden selber nicht. Und dabei hat der Staat dem jüdischen Glauben die volle Berechtigung neben dem christlichen eingeräumt, und ein Theodor Fritsch wird zu Gefängnis verurteilt, weil er Anschauungen, die Lessing, Goethe, Schopenhauer, vielleicht auch Luther geteilt haben (in ungehöriger Form freilich) ausspricht, Das ist doch geradezu toll! — Aber Jahve hat später in ganz wissenschaftlicher Form Gregor von Glasenapp in der Schrift „Der Jahvismus als Gottesvorstellung" (4. Denkschrift des Deutschvölkischen Schriftstellerverbandes, Weimar 1915) geschrieben und ist zu der Anschauung gekommen, daß er, durchaus Nationalgott, den fremden Göttern und fremden Völkern nur als feindliche Macht gegenübertrete, die Israeliten und die Gojim mit zweierlei Maß messe, innerhalb Israels freilich ein strenger und gerechter Gott, die persönliche Ausgestaltung einer gewaltigen ethischen Macht sei. Im Kern sei der Jahvismus Polytheismus, während die griechisch-römische Religion und auch die germanische, weil die Götter in bezug auf die sittlichen Pflichten alle miteinander einig, also tatsächlich eines Wesens waren, eher als monotheistisch bezeichnet werden könnten. Das Zukunftsideal des Jahvismus, soweit es ausgesprochen werde, liege ganz und gar im Diesseits: „Das Höchste, das Herrlichste ist das müheloseGenießen der Früchte fremder Arbeit [s. u. a. Deut. 6, 10]. Es ist das Parasitenideal. Allein von dem blindlings zerfleischenden Wüterich unterscheidet sich der kluge Parasit dadurch, daß er zwar aussaugt, aber nicht in gar zu heftigen Zügen, um den fremden Organismus, auf dem er sitzt, und von dem er sich nährt, nicht gar zu schnell zu vernichten." Natürlich behaupteten die theologischen Kritiker der Schrift, der Hauptfehler des Verfassers beruhe darauf, daß er die

illegitimen Bewucherungen in Alt-Israel als die eigentliche Religion ansehe, dagegen die dortige legitime Religion durchaus nicht zu ihrem Rechte kommen lasse, und suchten sie als antisemitisch oder deutschvölkisch in Mißkredit zu bringen, indem sie wohl auch auf die alttestamentliche Stelle „In deinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden" hinwiesen, die man doch sehr wohl mit der Chamberlainschen Ansicht von der Mestizierung aller Völker durch die Juden zusammenbringen kann. Kurz, man erwies sich als blind oder tat blind wie immer, selbst Stade und Wellhausen fanden keine Gnade vor den Augen dieser freiwilligen und unfreiwilligen Bundesgenossen Israels. Die Anschauung vom jüdischen Parasitismus hat den Arno Schickedanz folgerecht entwickelt.

Aber unsere ganze Darstellung beweist doch wohl ziemlich klar, wohin die Entwicklung drängt, daß das Deutschchristentum, das inzwischen, im Anschluß an dies mein Buch aufgetaucht und doch schon eine ziemlich starke Bewegung geworden ist, wahrscheinlich die deutsche Zukunft ist. Der alte Lessing, der zwar auch bereits sah, daß beim jüdischen Monotheismus nicht alles in Ordnung sei, der aber doch das jüdische Volk noch als zur Erziehung der Menschheit bestimmt ansah und ihm durch seinen „Nathan" größtmöglichen Schutz und Gelegenheit zur Verdummung der andern Völker, insonderheit des deutschen, verschaffte, ist überwunden, der neue steht, wie wir hoffen, vor der Tür. Es wird seine Aufgabe vor allen Dingen sein, Klarheit zu bringen. Vielleicht kann er da anfangen, wo der alte aufhörte: Nun das Humanitätsideal des dritten Reiches durch einen grausigen Weltkrieg, der in uns Deutschen sicherlich eine kaum je zu überwindende Bitterkeit zurückgelassen hat, zusammengebrochen ist, kann er mit Bestimmtheit behaupten, daß wir uns noch im zweiten Reiche, dem das Christentums befinden (wie denn auch Chamberlain sagt: „Ich glaube, daß wir noch fern, sehr fern von dem Moment sind, wo die umbildende Macht der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die gesittete Menschheit geltend machen wird"), kann aber auch zugleich aus der nicht mehr zu umgehenden Forderung, daß die Religion dem Wesen des Volkes, das sie hat, entsprechen müsse, die notwendigen Folgerungen ableiten. In Schrempfs „Lessing als Philosoph" tauchen bei der Behandlung der „Erziehung des Menschengeschlechts" ganz deutlich schon die Gesichtspunkte auf, die auf unsern Weg weiterleiten. Bei dem Satze Lessings, daß die Zeit kommen wird, wo der Mensch das Gute um des Guten willen tun wird, fügt Schrempf hinzu: „Aber wir werden noch auf Anzeichen stoßen, daß er sich in einer Bewegung befindet, die ihn dahin führen wird, die Selbstbestimmung aus der Sittlichkeit gänzlich auszuscheiden." Und einige Seiten später heißt es: „Also hängt der sittliche Fortschritt des Menschen [nach Lessing] wesentlich daran, daß der Mensch in einem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist." Das hat Lessing zum „Determinismus" geführt, der ja übrigens auch in der christlichen Lehre seine große Rolle gespielt hat; wir gehen nicht so weit, setzen aber in Volkstum und Rasse gewisse sittlich-religiöse Entwicklungstendenzen, in deren Richtung sich auch die Entwicklung des Einzelnen, und sei er das größte Genie, bewegt. Rasse ist uns vor allem Tendenz, Aufstreben, und, so lange ein Volk in der Tendenz einer Rasse bleibt, ist es gutrassig. Selbstverständlich, wir geben auch niedere Tendenzen in den Rassen zu, aber der Wert einer Rasse besteht eben im Überwiegen der höheren über die niederen Tendenzen, und ein Volk bleibt so lange schät-

zenswert, als es dies Überwiegen festhält. Christus nun war unserm Glauben nach Arier, das Christentum ist uns eine arische Religion, wir Germanen und Deutschen sind zu dieser Religion gekommen, weil sie unserem Wesen entsprach, und wir haben nun das Recht, ja die Pflicht, den arischen Charakter der Religion zu bewahren, ihn neu herauszugestalten, wenn er durch fremde Einflüsse zu verschwinden droht. Können auch andere, nichtarische Völker im Christentum ihrem Wesen Entsprechendes finden und nehmen sie es dann an, gut, wir haben durchaus nichts dagegen, aber Einfluß auf unsere Form des Christentums werden wir ihnen selbstverständlich nicht gestatten, wir haben, da uns Gott als Volk geschaffen, sogar die volle Verantwortlichkeit dafür, daß das Christentum unserm Wesen entsprechend bleibt. Das sind die Gedankengänge, die uns Deutschchristen bestimmen, und wir lassen uns in ihnen selbstverständlich weder durch nach Rom schauende Katholiken noch durch nach Jerusalem schauende Protestanten irre machen — wissen wir doch auch recht gut, daß die gläubigen deutschen Katholiken, welchen Einfluß Rom auch auf sie ausüben mag, zuletzt Deutschchristen sind, und daß das ganze äußerlich jüdische Gewand, für das der Protestantismus eine Vorliebe hat, das deutsche Grundwesen nicht verderben kann. Mag Luther auch in „Ein feste Burg ist unser Gott" den 46. Psalm nachsingen, es ist (ganz abgesehen davon, was die Psalmen vielleicht aus nichtsemitischem Volkstum haben) in diesem Liede doch ein ganz deutsches Lied entstanden; mag Annette Freiin von Droste-Hülshoff in ihrem „Geistlichen Jahr" im geistigen Bannkreis des Katholizismus bleiben, es ist doch alles bei ihr deutsche Lyrik. Und wenn der jüdische Professor Hermann Cohen, Geh. Regierungsrat, uns zur Zeit des Weltkrieges in seiner Schrift „Deutschtum und Judentum" die allerinnigste sittliche Verwandtschaft zwischen Deutschtum und Judentum predigte und uns den „Monotheismus des Judentums als das unerschütterliche Bollwerk für alle Zukunft der sittlichen Kultur" (und damit zugleich natürlich den Lessingschen Geist des Weltbürgertums und der Humanität, unter Warnung vor den Zaubern der Mystik, aber auch den pantheistischen Illusionen des Monismus) empfahl, so sagten wir: danke schön, Herr Professor, wir kennen das Judentum und auch seine Religion genügend, wir tragen wirklich kein Verlangen mehr nach näherer Verbindung mit ihm, etwa unter Aufgabe des Christentums und sagen das jetzt erst recht. Deutschchristentum heißt unsere Zukunftshoffnung, und wir können keineswegs die Versicherung abgeben, daß es ganz ohne die Zauber der Mystik sein werde, denn der abstrakte Materialismus des Judentums liegt uns nun einmal nicht, aber mit dem Monismus wird dieses unser Zukunftschristentum schwerlich etwas zu tun haben, ob auch noch so viele Weise predigen, daß die Idee des persönlichen Gottes und auch die der Unsterblichkeit erledigt sei. Wir gehören nun einmal nicht zu den Völkern, die sich einbilden, daß sie alles Wissen hätten und eine Religion ohne Geheimnisse denkbar sei. — Wie nun aber unser Deutschchristentum, ich meine das allgemeine, das ganze Volk bezwingende, kommen wird, das wissen wir nicht. Wir können uns zwar einen neuen Lessing, einen klaren Kopf, der wieder einige Ordnung in die durch jüdische und andere Weisheit verwirrten deutschen Schädel bringt und eine bestimmte Helligkeit in bezug auf das zu erreichende Ziel verbreitet, sehr wohl denken, aber wie der neue Luther aussehen wird — und ohne einen solchen geht es doch wohl nicht —, das auch nur zu ahnen, bilden wir uns durchaus

nicht ein. Vielleicht — ich möchte es wünschen — kommt es gar nicht einmal zu einer neuen Kirche, vielleicht nur zu einer großen Laiengemeinschaft, die Protestanten und Katholiken vereint, Protestanten und Katholiken zuerst die Erfüllung der Pflichten gegen ihre Kirche anbefiehlt, ehe sie ihnen gestattet, ein religiöses und Kulturleben in deutschem Geiste zu leben. Juden freilich könnte diese Gemeinschaft nicht brauchen, und so träte im deutschen Lande denn allerdings die reinliche Scheidung zwischen Deutschen und Juden ein, die politisch und wirtschaftlich gegenwärtig noch nicht erreicht ist, aber erstrebt werden muß, wenn das deutsche Volk an dem ihm aufgezwungenen Fremdgeiste nicht zugrunde gehen soll. Man sieht, daß ich kein Judenverfolger, kein Judenfresser bin — nein, ich will nur nichts mit Juden zu tun haben und wünsche, daß dies der Wille aller Deutschen werde. „Sind doch die Juden das auserwählte Volk ihres Gottes, und er ist der auserwählte Gott seines Volkes, und das hat weiter niemanden zu kümmern", sagt Schopenhauer.

Verzeichnis der Personennamen.

Abbt, Thomas 159.
Abimelech 244.
Abraham 43, 244.
Addison, Joseph 217.
Aesop 214.
Agricola, Johann Friedrich 211.
Alberti, Julius Gustav 111, 112, 195.
Albrecht, Erzbischof von Mainz 39.
Albrecht, Paul 22, 23, 61, 66.
Alexander der Große 23, 99.
Anakreon 175, 204.
Andersen, Friedrich 250—252.
Anhalt-Dessau, Leopold III. Fürst von 159, 167.
Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar 160.
Annunzio, Gabriele d' 240.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 214.
Archenholz, Johann Wilhelm von 217.
Argens, Jean Baptiste de Boyer, Marquis d' 45.
Arioſto, Lodovico 204.
Ariſtoteles 84—87.
Arndt, Ernſt Moritz 190, 240.
Auerbach, Berthold 57, 141, 189, 190, 239.
Auguſt III., König von Polen und Kurfürſt von Sachſen 213.
Avé-Lallement, Friedrich 13.
Ayrenhoff, Cornelius Hermann von 207.

Bab, Julius 231—234.
Bachenſchwanz, Lebrecht 204.
Badt-Strauß, Bertha 233.
Bahrdt, Karl Friedrich 204.
Ballin, Albert 240.
Baſedow, Johann Bernhard 80, 91, 220.
Batteux, Charles 213.
Baumeiſter, Bernhard 211.
Baumgart, Hermann 211.
Baumgartner, Alexander 57, 114.
Baur, Samuel 179.
Bayle, Pierre 26, 102.
Beaconsfield, Lord (Benjamin Disraeli) 239.
Berachja Hanakdan 80.
Berengarius Turonenſis 91.
Bergſon, Henri 240.
Bernays, Jakob 87, 211.
Bernhard, Erbprinz von Meiningen 211.
Bernhard von Clairvaux 250.
Bernſtein, Henri 76.
Beyſchlag, Willibald 137—139.
Biedermann, Karl 28.
Bieſe, Alfred 135, 200.
Bildad 43.
Bloch, Markus Elieſer 47.
Boccaccio, Giovanni 118, 119, 143—146.
Böcklin, Arnold 205.
Bode, Johann Joachim Chriſtoph 229.
Boden, Auguſt 109—111, 113, 134.
Bodmer, Johann Jakob 208.
Böhme, Jakob 203, 212.
Boileau, Nicolas 207.
Bone, Heinrich 150.
Bonnet, Charles 93.
Börne, Ludwig 39, 80, 176, 185, 195, 199, 239, 252.
Braun, Julius W. 176.
Brawe, Joachim Wilhelm von 60.
Brockes, Barthold Heinrich 206.
Brucker, Jakob 35.
Brühl, Heinrich Graf von 213.
Brunner, Konſtantin (Leo Wertheimer) 242, 244.
Brunner, Sebaſtian 40, 57, 132, 146, 147, 150, 176, 195, 232.
Bruno, Giordano 173, 174.
Buffon, George Louis Leclerc Graf von 186, 212.
Burke, Edmund 51.
Buſſe, Carl 237.

Campe, Joachim Heinrich 154, 220.
Cardanus, Hieronymus 43, 44, 145, 221.
Catullus, Gajus Valerius 222.
Cerdon 244.
Cervantes, Miguel de 35.
Chamberlain, Houſton Stewart 240, 243, 247—251, 254.
Cherbuliez, Viktor 204.
Chriſt, Johann Friedrich 219.
Chriſtus (Jeſus) 144, 218, 242—244, 246—248, 250, 254.
Claaßen, Joh. 114.
Claudius, Matthias 70, 105, 172, 176, 210.
Cochlaeus, Johann (Dobneck) 31.
Cohen, Hermann 162, 255.
Conradi, Hermann 27.
Corneille, Pierre 79, 87, 88, 203.
Cramer, Johann Andreas 207.
Cramer, Karl Friedrich 209.
Cremieux, Iſaac Adolphe 239.
Cronegk, Johann Friedrich von 60.
Cumberland, Richard 15.

Dalberg, Karl Theodor von 159.
Dante 207, 215.
Danzel, Theodor Wilhelm 45, 46, 97, 98, 150, 188, 195, 196, 202, 207, 208, 216, 219.
Daub, Karl 132.
Davesón, Alexander (Davidsohn, auch Lindemann, Lang, Karl Julius Lange) 156, 158, 220, 233.
Davesón, Madame 157.
David 244, 251.
Delitzsch, Franz 253.
Dernburg, Bernhard 240.
Descartes, René 26, 173.
Destouches, Philipp N. 28, 61.
Diderot, Denis 177, 184, 204, 221, 222, 227.
Dilthey, Wilhelm 198.
Dohm, Christian Wilhelm von 160, 238.
Döring, Theodor 141, 197.
Droste-Hülshoff, Annette von 255.
Dryden, John 61.
Ducis, Jean Francois 210.
Dühring, Eugen 17, 19, 24, 26, 29, 34, 35, 37—40, 43—45, 48, 56, 60—72, 74, 77, 78, 81—89, 95, 97, 99, 101, 105, 114, 143—147, 149, 150, 156, 172, 173, 178, 179, 188, 194, 217, 220, 223, 226, 229, 230, 232, 240, 241.
Dumas, Alexander, Sohn 61.
Dunkel 40.
Düntzer, Heinrich 54, 198.

Ebner-Eschenbach, Marie von 211.
Eckermann, Johann Peter 236.
Ekhof, Konrad 221.
Eliot, George 205.
Elisabeth, Kaiserin von Rußland 56.
Elster, Hans Martin 231—233.
Engel, Eduard 135, 199, 200.
Engel, Fritz 231, 232.
Engel, Johann Jakob 127, 130, 150, 170, 176.
Ephraim, Veitel Heine 46, 50, 52, 54 bis 58, 196.
Eschenburg, Johann Joachim 118.
Eulenberg, Herbert 231, 233.
Euripides 111, 175, 211.

Fehse, Johann Heinrich 97.
Feller, Justine Salome, Lessings Mutter 24.
Feller, Gottfried, Lessings Großvater 24, 25.
Ferber, von, Geh. Kammerrat 159.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig 67, 157, 168, 230.
Feuerbach, Ludwig 223.
Fichte, Johann Gottlieb 210, 220, 227, 240.
Fischer, Kuno 139, 140, 142, 152, 211.
Fittbogen, Gottfried 115, 116, 233.
Fontane, Theodor 61, 231.
Fontenelle, Bernard le Bovyer de 159.
Friedländer, B. 158.
Friedländer, David 47, 92, 160.
Friedrich der Große 36, 38, 54—56, 62—66, 190, 198, 209, 211, 213, 220, 221.
Fritsch, Theodor 190, 198, 209, 211, 234, 240, 252, 253.
Fulda, Ludwig 76, 149.

Gärtner, Karl Christian 28.
Garve, Christian 159, 168, 176.
Geiger, Ludwig 33, 34, 46, 47, 158.
Gellert, Christian Fürchtegott 8, 15, 28, 30—32, 35, 207, 213, 218, 219, 227.
Gelzer, Heinrich 135, 229.
Genlis, Felicité Gräfin von 236.
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von 80, 176.
Gervinus, Georg Gottfried 134, 148, 183—185.
Geßner, Salomon 209.
Glagau, Otto 16, 17, 19, 49, 50, 237.
Glasenapp, Gregor von 253.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 56, 154, 157, 158, 162, 184, 211, 221.
Goedeke, Karl 30, 198.
Goldstein, Ludwig 51, 79.
Goldstein, Moritz 237.
Gomperz, Ludwig (Levi, Leon) 175, 185.
Görz, Johann Eustach Graf von 159.
Goes, Professor van der 160.
Goethe, Johann Wolfgang von 25, 27, 28, 56, 65, 66, 69, 77—79, 127, 132, 134, 150, 151, 154, 161, 162, 164, 168 bis 170, 172, 174, 179, 181, 183—185, 194, 196, 199, 201, 203, 207, 210, 213 bis 217, 221, 225, 229, 231, 234, 236, 240, 241, 253.
Gottsched, Johann Christoph 12, 28, 33, 35, 46, 79, 101, 176, 203, 207, 213, 216, 218.
Gottsched, Louise Adelgunde Victorie 28, 207, 219.
Götz, Johann Nikolaus 203.
Goeze, Johann Melchior 91, 95, 96, 101, 107, 116, 119, 146, 163, 192, 195.
Graetz, Heinrich 190, 194, 238, 239, 242 bis 244.
Grégoire, Henri, Graf 238.
Grillparzer, Franz 70, 105, 184, 204, 216, 228, 229, 234.
Grimm, Jakob 219.
Groth, Klaus 205.
Guhrauer, Gottschalk Eduard 98, 195, 196, 199, 202, 216.
Gumpertz, Aaron Salomon 9, 12, 44, 48, 50.

Gundolf, Friedrich (Gundelfinger) 235.
Günther, Hans F. K. 227.
Günzburg, Bankiers 239.
Gutzkow, Karl 141, 149, 232.

Haeckel, Ernst 156.
Hagedorn, Friedrich von 28, 35, 213.
Halévy, Jacques Fromental 239.
Haller, Albrecht von 28, 35, 176, 204.
Hamann, Johann Georg 132, 133, 159.
Harnack, Adolf von 211, 251.
Hartleben, Otto Erich 27.
Hauber 40.
Haupt, Moritz 227.
Hebbel, Friedrich 71—73, 77, 79, 81, 90, 109, 207, 216, 229, 234, 240.
Heijermans, Hermann 240.
Heine, Heinrich 39, 75, 78, 80, 114, 173, 185—188, 190, 205, 239, 252.
Heinecke, Max 132.
Heinemann, Otto von 108.
Hemsterhuys, Franz 165, 166.
Hennings, August von 46, 115.
Hensel, Sebastian 48.
Hentzi, Heinrich von 204.
Herder, Johann Gottfried von 65, 73, 88, 119, 127, 150, 154, 158, 159, 176 bis 178, 185, 205, 213—215, 220—222, 229, 231, 234.
Herodes 244.
Herz, Markus 47.
Heß, Isaak 190.
Hettner, Hermann 51, 59, 102.
Heymann 57.
Heyne, Christian Gottlob 176.
Heyse, Paul 200, 211.
Hildebrand, Rudolf 28.
Hillebrand, Joseph 135.
Hillel 244.
Hillmann, Anna Dorothea, Lessings Großmutter 24.
Hindenburg, Paul von 224.
Hiob 43.
Hippel, Theodor Gottlieb 176.
Hirsch, Abraham 35, 36.
Hirsch, Moritz, Baron von 239.
Hirschen, Baron 160.
Hobbes, Thomas 171, 173.
Hoffmann, Professor 252.
Hofmannsthal, Hugo von 76.
Hofstädter 92.
Holberg, Ludwig von 13, 28, 202.
Homberg, Gerson 160.
Homberg, Herz 162.
Homer 84, 213.
Horaz 40—43, 99, 131, 204, 213.
Horn, Franz 182.
Huarte, Juan 213, 214.
Hume, David 164.
Huß, Johann 188.
Hutcheson, Francis 51.
Hutten, Ulrich von 198.

Jacobi, Friedrich Heinrich 119, 127, 154, 159, 162—172.
Jacobi, Johann Georg 209—211.
Jacoby, Johann 188, 239.
Jahn, Friedrich Ludwig 190.
Jakob 244.
Jatho, Karl 114.
Jesus s. o. Christus.
Jeßner, Leopold 231, 235.
Iffland, August Wilhelm 15, 208, 214.
Innocenz III 249.
Jöcher, Christian Gottlieb 40, 41, 116, 221.
Joel 54, 57.
Israels, Joseph 173.
Itzig, Münzjude 47, 54, 196.
Juda 244.

Kainz, Joseph 211.
Kant, Immanuel 25, 27, 59, 132, 159, 160, 168—170, 245.
Karl der Große 209.
Karl, Herzog von Braunschweig 157.
Kästner, Abraham Gotthelf 28, 208.
Kayserling, Moritz 119.
Kekule, Reinhard 204.
Keller, Gottfried 215.
Kenter, Heinz Dietrich 231—233.
Kerr, Alfred (Kempner) 235.
Kettner, Gustav 219.
Kittel, Rudolf 252, 253.
Kleefelder, Schauspielerin 30.
Klein, Ernst Ferdinand 160.
Kleist, Ewald von 61—80, 204, 207, 213, 215.
Kleist, Heinrich von 61, 205, 216, 229.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 26, 35, 40, 56, 80, 81, 179, 208, 209, 214, 217, 234.
Klopstock, Meta 209.
Klotz, Christian Adolf 88, 89, 102, 186, 204, 210, 211, 221.
Knebel, Karl Ludwig von 127.
Kompert, Leopold 141, 189, 190.
König, Eva, Lessings Frau 94, 95, 147.
König, Theodor, Lessings Stiefsohn 120.
König, Malchen, Lessings Stieftochter 157.
König, Samuel 103.
Kopernikus, Nikolaus 159.
Kotzebue, August von 157, 158.
Krüger, Johann Christian 60.
Kuh, Ephraim 57.
Kuranda, Ignaz 239.
Kurz, Heinrich 135.
Kütner, Karl August 178, 179.

Lachmann, Karl 34, 215.
Lactantius, Lucius Caecilius 175.
Lafontaine, Jean de 28, 213.
Lagarde, Paul de 240.

Landau, Isidor 231.
Lang s. Daveson.
Lange, Karl Julius s. Daveson.
Lange, Samuel Gotthold 40—42.
L'Arronge, Adolf 211.
Lasker, Eduard 16, 239.
Lavater, Johann Kaspar 93, 110, 128, 168, 170, 210.
Leibniz, Gottfried Wilhelm von 25, 26, 51, 84, 91, 115, 219, 227.
Leisegang, Hans 136, 224—226.
Lemnius, Simon 39.
Lessing, Christian, Lessings Ururgroßvater 24.
Lessing (Lessick), Clemens, Lessings Ahnherr, 23.
Lessing, Eva, geb. Hahn, Lessins Frau 94, 95, 147.

Lessing, Gotthold Ephraim.
Leben: Herkunft und Entwicklung 21—32.
Lessing in Berlin 33—36.
Lessing und Voltaire 35—39.
Lessing und Jöcher 40, 41.
Lessing und Lange 41—43.
Lessing und Mendelssohn 45—52.
Lessing in Breslau 52—59.
Von Breslau über Berlin und Hamburg nach Wolfenbüttel 67.
Reisen, Heirat, Tod der Frau 94, 95.
Lessings Ende 152—158.
Lessing und die Nachwelt 175—200.
Lessing als Freimaurer 225, 229 bis 231.
Werke (ungefähr chronologisch):
Die Juden 5—20, 29, 30—32.
Damon oder die wahre Freundschaft 29.
Die alte Jungfer 29.
Der Misogyn 29.
Der junge Gelehrte 29.
Der Freigeist 29, 30.
Beiträge zur Aufnahme des Theaters 33.
Kritiken 34.
Kleinigkeiten 39.
„Schriften" 39—42.
„Briefe" 39—42.
Samuel Henzi 204.
Rettungen 39, 40.
Vademecum für Samuel Gotthold Lange 41, 42.
Rettungen des Horaz 43.
Rettung des Cardanus 43, 44.
Theatralische Bibliothek 48, 61.
Pope ein Metaphysiker 51.
Miß Sara Sampson 60, 61, 213.
Kleonnis 61, 214.
Faust 61, 215.
Philotas 61.
Minna von Barnhelm 61—67, 228, 229.
Emilia Galotti 67, 74, 228, 229, 235.
Nathan der Weise 74, 116—152, 230, 232—235.
Hamburgische Dramaturgie 74, 85—88, 228, 29.
Literaturbriefe 79.
Fabeln und Abhandlungen über die Fabel 81.
Sophokles 81.
Laokoon 81—85.
Briefe antiquarischen Inhalts 88 bis 90.
Wie die Alten den Tod gebildet 88, 90.
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm 88, 90.
Berengarius Turonensis 91.
Zur Geschichte und Literatur (Leibniz, Wissowatius, Neuser, Ungenannte) 91.
Fragmente: Von Duldung der Deisten 91.
Ein Mehreres 95
Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger 108.
Über den Beweis des Geistes und der Kraft 107.
Das Testament Johannis 107.
Eine Duplik 108.
Eine Parabel 108.
Axiomata 108.
Antigoeze (1—11) 108.
Nötige Antwort 103.
Der nötigen Antwort erste Folge 108.
Ernst und Falk 154, 155, 230.
Erziehung des Menschengeschlechts 154—156.
Lessingfeier 1929 228—235.
Lessing, der neue 236—256.
Lessing, Johann Gottfried (Lessings Vater) 24, 27, 33, 91.
Lessing, Karl Gotthelf (Lessings Bruder) 23, 27, 44, 52—56, 58, 91, 94, 95, 107, 110, 117—119, 130, 154, 158, 175, 179.
Lessing, Matthäus (Lessings Ururgroßvater) 24.
Lessing, Theophilus (Lessings Großvater) 24, 25, 27, 214.
Levi 57.
Levy, Julius 231, 232.
Lewald, Fanny 54, 196.
Lewin, Hirschel 160.
Lichtenberg, Georg Christoph 176.
Lichtwer, Magnus Gottfried 80, 207.
Liebermann, Max 235.
Lillo, George 60, 202, 216.
Lindemann s. Daveson.

Lissauer, Ernst 231, 233.
List, Guido von 155.
Locke, John 51, 102.
Logau, Friedrich von 80, 177, 209, 215, 217.
Louvain, Richier de 36—39.
Lücke, Friedrich 246.
Ludwig XIV. 213.
Luise, Königin von Preußen 158, 233.
Luther, Martin 39, 105, 107, 142, 176, 185, 187, 188, 220, 225, 240, 245, 250, 253, 255.
Luzzati, Luigi 160, 240.
Luzzato, Moses 160.

Maimon, Mose ben (Maimonides) 29.
Manasch ben Israel 160.
Mani 245.
Marcion 244.
Maria 251.
Marin 126.
Marivaux, Pierre de 12, 28, 202.
Martialis 28.
Martini, Christian Lebrecht 204.
Matthisson, Friedrich von 214.
Maupertuis, Pierre Louis de 45.
Maurice, Charles 211.
May, G. O. 25.
Meil, Johann Wilhelm 56.
Meinhardt, Johann Nikolaus 80, 204.
Melanchton, Philipp 245.
Menantes (Christian Friedrich Hunold) 176.
Mendelssohn, Georg Benjamin 57, 171.
Mendelssohn, Moses 9, 12, 17, 35, 45 bis 59, 72, 79, 80, 86, 90—93, 98, 110, 111, 113, 115, 117—119, 130 bis 133, 136, 139, 141, 147, 148, 153, 154, 157—172, 175, 185, 187, 188, 190 bis 196, 198, 210, 211, 220, 231—234, 238, 241—248.
Mendelssohn-Bartholdy, Haus 211.
Menzel, Wolfgang 133, 183, 230, 252.
Merkel, Garlieb 157.
Metzler, Verlag 34.
Meunier, Constant 205.
Meyer, Conrad Ferdinand 76.
Meyer, Ludovicus 163.
Meyer, Richard Moritz 211, 222.
Meyer-Benfey, Heinrich 231.
Meyerbeer, Giacomo 239.
Michaelis, Johann David 7, 13, 30, 48, 49, 102, 176.
Minor, Jakob 211.
Mirabeau, Honoré Gabriel Graf 238.
Moivre, Abraham de 166.
Molière, Jean Baptiste 12, 28, 29, 210, 212, 217.
Molo, Walter von 235.
Monster, Reichsfreiherr von 160.
Montperny, Marquis de 36.
Morgan, Thomas 97.
Mörike, Eduard 305.
Moscheles, Ignaz 239.
Mosen, Julius 24.
Möser, Justus 80.
Moses 245.
Muhamed 136, 144.
Müller, Hans von 41, 116.
Müller, Johannes von 176, 217.
Müller, Wilhelm 75, 204.
Muncker, Franz 34.
Muralt, Johannes von 204.
Mylius, Christlob 28, 33—35, 60, 204, 207.

Nathan, Ernesto 240.
Naumann, Christian Nikolaus 41.
Naumann, Friedrich 132.
Neander, Johann August Wilhelm (David Mendel) 243.
Nebukadnezar 161.
Neukirch, Benjamin 206.
Neumeister, Erdmann 206.
Neuser, Adam 91, 115.
Newton, Isaac 166.
Nicolai, Christoph Friedrich 41, 45, 56, 58, 59, 65, 88, 91, 110, 127, 159, 167, 184, 187, 210, 220, 234.
Nicolai, Gottlieb Samuel 41.
Niedner, Christian Wilhelm 97.
Niemann, Hedwig 211.
Nietzsche, Friedrich 82, 227, 231, 237.
Nimrod 161.

Oelke, Waldemar 198.
Offenfelder, Heinrich August 35.
Owen, John 28, 210.

Paetel, Georg 201.
Paulsen, Friedrich 251.
Petersen, Julius 235.
Petrarca, Francesco 204.
Pfeffel, Gottlieb Konrad 127.
Pfranger, Johann Georg 129, 130.
Pharao 244.
Philippson, Ludwig 248.
Pilatus 243.
Pinto 160.
Platon 59.
Plautus, Titus Maccius 27, 202.
Pope, Alexander 51, 163.
Preuß, Johann David Erdmann 56.
Propertius, Sextus 175.
Pufendorff, Samuel von 25, 227.

Rabener, Gottlieb Wilhelm 28.
Rachel, Elisa 239.
Racine, Jean de 79, 175.
Ramler, Karl Wilhelm 45, 55, 56, 80, 119, 176, 184, 207, 213, 222.
Rathenau, Walther 240.
Regnard, Jean François 12, 28.
Reichard, Heinrich August Ottokar 180.

Reichel, Eugen 207.
Reimarus, Familie 97.
Reimarus, Elise 91, 103, 105, 107, 111, 115, 119, 146, 153, 159, 162, 164—166, 169, 191, 221.
Reimarus, Hermann Samuel 91—95, 97—106, 115, 117, 146, 148, 177, 191, 195, 217, 220, 241, 245.
Reimarus, Johann Albert Hinrich 47, 91, 164—166.
Reimarus, die Frau des vorigen, 154.
Reinecke Vos 217, 219.
Rembrandt 213.
Renan, Ernst 243, 248.
Reß, Johann Heinrich 108, 116.
Reuter, Christian 206.
Richardson, Samuel 35, 60.
Richier de Louvain 36—39.
Richter, Ludwig 227.
Riedel, Friedrich Just 89.
Riem, Andreas (C. A. E. Schmidt?) 97.
Riemann, Robert 147.
Rießer, Gabriel 188.
Rießer, Jakob 188.
Rimicius 205.
Rinkhart, Martin 206.
Rodenberg, Julius (Levi) 116.
Romulus 205, 219.
Röpe, Georg Reinhard 109—111, 114, 134.
Roscher, Wilhelm 28.
Rosenzweig, Franz 231.
Roethe, Gustav 211.
Rothschild, Haus 239.
Rousseau, Jean Jacques 40, 72, 76, 210, 213.
Rüdiger, Johann Andreas 34.

Sachs, Hans 206.
Saladin 126, 136, 143—145.
Salomo 244.
Sand, George 205.
Sappho 204.
Sasoon, Bankiers 234.
Schammai 244.
Scherer, Wilhelm 135, 161, 198, 201, 203, 208, 219, 221, 223.
Scherr, Johannes 225.
Schickedanz, Arno 240.
Schiller, Johann Christoph Friedrich von 25, 76, 78, 148, 150, 179, 185, 194, 201, 204, 207, 211, 214, 215—217, 225, 229, 234.
Schlegel, August Wilhelm 180, 182, 204, 210.
Schlegel, Friedrich 73, 116, 180—182, 195, 210.
Schlegel, Johann Elias 88, 207, 217.
Schlegel, Johann Heinrich 135, 217.
Schleiermacher, Friedrich 245.
Schlenther, Paul 211.
Schlözer, August Ludwig von 13, 158, 217.
Schmid, Konrad Arnold 118.
Schmidt, C. A. E. (Andreas Riem ?) 97.
Schmidt, Erich 5, 12, 13—16, 23, 25, 27, 29, 30, 32—36, 38, 41, 42, 44, 45, 55, 56, 59, 60, 65, 66, 70, 71, 74, 80—82, 85, 87—90, 93, 95, 97, 102, 103—105, 107, 110—112, 114—116, 119, 126, 127, 129, 130, 132, 142, 149, 154, 156 bis 158, 162, 174, 182, 198, 201—227, 233.
Schmidt, Lorenz (der Wertheimer) 105.
Schönaich, Christoph Otto von 35, 211.
Schopenhauer, Arthur 156, 220, 240, 242, 246, 253, 256.
Schrempf, Christoph 85, 87, 94, 105, 110, 112, 114, 151, 152, 174, 218, 254.
Schubart, Christian Friedrich Daniel 176.
Schulstein, Ferdinand von (Kindermann) 160.
Schulz, Joh. H. (Zopfschulz) 172.
Schumann, Johann Daniel 107, 115, 163.
Schupp, Johann Balthasar 206.
Schütz, Friedrich Wilhelm von 130.
Schwarz, Karl 103, 105, 109—111, 113, 136, 137, 142, 194, 196.
Schwarz, Professor 252.
Segel, Binjamin 240.
Semler, Johann Salomo 102—104, 119.
Seneca, Lucius Annäus, der Jüngere 61.
Seuffert, Bernhard 211.
Severing, Karl 235.
Seydelmann, Karl 141, 142, 197.
Seyler, Abel 211.
Shaftesbury, Anthony Graf von 50, 51, 80.
Shakespeare, William 72—74, 79, 87, 142, 181, 184, 204, 216, 218, 226, 229.
Shaw, Bernard 240.
Smollett, Tobias George 15.
Sokrates 92.
Sombart, Werner 241.
Sommerhusen, Simon 160.
Sonnenfels, Joseph von (Wiener) 160.
Sonnenthal, Adolf von 233.
Sonnino, Sidney 240.
Sophokles 79.
Sorma, Agnes (Zaremba) 62, 65.
Spinoza, Benedikt (Baruch) 48, 59, 112, 162—174, 187, 191.
Spittler, Ludwig Timotheus von 217.
Sprickmann, Anton Matthias 204.
Spritzer, Hugo 174.
Stade, Bernhard 250, 254.
Stahr, Adolf 13, 54, 56, 72, 99, 196, 199.

Stauff, Philipp 185.
Stein, Charlotte von 210.
Stella (Esther Johnson) 204.
Stern, Adolf (Ernst) 201.
Sterne, Lawrence 213.
Stifter, Adalbert 210.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf von 213, 242.
Strauß, David Friedrich 97, 98, 142, 149, 223, 232.
Stresemann, Gustav 235.
Strich, Fritz 235.
Sulzer, Johann Georg 45, 208.
Susmann, Margarete 231.
Swift, Jonathan 204.

Talander (August Bohse) 176.
Tauentzien, Bogislaw Friedrich von 54 bis 58.
Teller, Wilhelm Abraham 187.
Terentius, Publius 27.
Thaer, Albrecht von 155.
Theophrastos 27.
Thomasius, Christian 25, 26.
Thomson, James 61, 217.
Tieck, Ludwig 181, 182, 218.
Tillier, Claude 205.
Timanthes 82, 83.
Töllner 111.
Tralles, Balthasar Ludwig 130.
Traub, Gottfried 114.
Trissino, Giovanni Giorgio 61.
Tscherning, Andreas 206.

Uz, Johann Peter 35.

Vanessa (Esther Vanhomrigh) 204.
Vilmar, August Friedrich Christian 134, 229.
Virgil (Publius Vergilius Maro) 83, 84, 175.
Vischer, Friedrich Theodor 148, 196.
Voltaire (François Marie Arouet) 26, 35—39, 51, 55, 65, 77, 79, 87, 97, 101, 102, 113, 126, 131, 146, 148, 175, 176, 185, 190, 209, 210, 221, 229, 236, 240.
Voß, Christian Friedrich 5, 34, 91, 107, 117—119, 178.
Voß, Johann Heinrich 202, 213, 242.

Wachler, Ludwig 182.
Wachter 164.
Wackernagel, Wilhelm 135, 229.
Wagner, Richard 81, 227.
Weininger, Otto 173.
Weise, Christian 176.
Weiße, Christian Felix 28, 176, 208, 213, 216, 221.
Welcker, Friedrich Gottlieb 204.
Wellhausen, Julius 250, 254.
Wessely, Moses 47, 119, 195.
Wiegler, Paul 200.
Wieland, Christoph Martin 80, 158, 184, 212.
Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von 211.
Wilhelm Graf von Schaumburg-Lippe 159.
Winckelmann, Johann Joachim 175, 205, 213, 214.
Wissowatius, Andreas 91, 115.
Witkowski, Georg 234.
Wolf, Heinrich 232.
Wolf, Rabbiner 160.
Wolff, Christian von 25, 26, 51, 84, 187, 188.
Wundt, Wilhelm 28.

Xenokrates 246.

Zarathustra 246.
Zimmermann, Johann Georg 159.
Zinnendorf, Johann Wilhelm von 229.
Zola, Emil 205.
Zophar 43.
Zweig, Arnold 235.

Wollen Sie zum Wochenende

neben guter Unterhaltung eine lohnende Übersicht haben über die wichtigsten Ereignisse der Woche auf den Gebieten: Politik, Wirtschaft, Kultur, Technik, so lesen Sie die

Deutsche Wochenschau

die kampferprobte, nationalsozialistische Wochenzeitung, das beliebte Sprachrohr führender Persönlichkeiten.

Preis 91 Pfg. monatlich frei Haus.
Probenummer kostenlos durch

Verlag Theodor Weimer
Abteilung „Deutsche Wochenschau"
Berlin-Schöneberg, Herbertstraße 4

Von demselben Verfasser
erschien im gleichen Verlage:

Der Nationalsozialismus Deutschlands Rettung

5. Auflage, Preis 70 Pfg.

Die besten geharnischten Sonette

Mit einer Einführung in die
„Deutschvölkischen Gedichte"

Herausgegeben von
Walter Loose
Preis 50 Pfg.

In Vorbereitung befindet sich:

Heinrich Heine das Ende vom Lied

Adolf Bartels hat bekanntlich durch sein tapferes Kampfbuch „Heinrich Heine, auch ein Denkmal" verhindert, daß das Hamburger Heine-Denkmal, wie es Alfred Kerr (!) plante, als deutsches Nationaldenkmal errichtet wurde. Das Dritte Reich hat bereits das örtliche Denkmal beseitigt, aber es ist noch nötig, daß für das ganze deutsche Volk das letzte Wort über Harry Heine gesprochen wird, zumal inzwischen noch sehr viel neues Böse über den jüdischen Dichter bekannt wurde. Das tut Bartels in der Neubearbeitung seines Buches, die als „Heinrich Heine, das Ende vom Lied" bezeichnet ist und unter Heranziehung auch der neuen jüdischen Heineliteratur alle Heinefragen streng wissenschaftlich erledigt.

Verlag Theodor Weicher :: Leipzig

Prof. Dr. Heinrich Wolfs

Angewandte Geschichte.

6 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Band I. **Angewandte Geschichte,** eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 11. verbesserte und erweiterte Auflage. (38.—42. Tausend der Gesamtauflage.) 514 Seiten. Ganzleinen 6,— RM.

Band II. **Angewandte Kirchengeschichte:** 3000jähriger Kampf gegen Priesterherrschaft und Priesterkultur. Eine Erziehung zum nationalen Denken und Wollen. 2. Auflage. 443 Seiten. Ganzleinen 5,40 RM.

Band III. **Angewandte Kulturgeschichte** in Mythus, Sage und Dichtung. 1.—3. Auflage. 339 Seiten. Ganzleinen 5,40 RM.

Band IV. **Weltgeschichte der Lüge.** 4. Auflage. 437 Seiten. Ganzleinen 6,— RM.

Band V. **Angewandte Rassenkunde.** (Weltgeschichte auf biologischer Grundlage.) 1927. 428 Seiten mit 51 Abbildungen und 15 Tafeln. Ganzleinen 6,— RM.

Band VI. **Weltgeschichte der Revolutionen und das Recht des Widerstandes.** 388 Seiten. Ganzleinen gebunden 6,— RM.

Bei Abnahme der 6 Bände auf einmal Preis 32,— RM. Teilzahlungen gestattet.

Die Wolffschen Bücher sind infolge ihrer klaren und zutreffenden Darstellungen den nach Wahrheit Suchenden wärmstens zu empfehlen.

Die Nationalsozialistische Lehrerzeitung, Bayreuth, schreibt: „Politisch klares Denken muß heute zur vornehmsten Pflicht jedes wahren Deutschen gehören. Die gründliche Kenntnis der Geschichte des Germanentums ist dafür selbstverständliche Voraussetzung. Doch nur durchdachtes Wissen trägt Früchte. Wer den geheimsten Ursachen und deren Wirkungen nachspürt, die verschiedenen Zusammenhänge logisch erfaßt, das Erworbene kritisch verarbeitet — und das besonders auf dem Gebiete der Geschichtsforschung —, der darf durch eigene geschichtspolitische Schulung einen Anspruch auf die Rechte eines deutschen Staatsbürgers erheben. Deutscher Nationalismus muß bewußt dem verheerenden Einfluß seitens Juda! und Rom entgegenwirken. Kein starkes Deutschland kann erstehen, wenn der zersetzende Pazifismus alle Kultur- und Rassenunterschiede beseitigt."

Vom Ghetto zur Macht

Die Geschichte des Aufstieges der Juden auf deutschem Boden.

Von Otto Kernholt.

4.—6. Auflage. 298 S. Geh. 2,85 RM., Halbleinen 3,60 RM.

Deutschlands Schuld und Sühne

Geschichtliche Betrachtungen zur Entstehung und Lösung der Judenfrage.

Von Otto Kernholt.

Geh. 2,85 RM., Halbl. 3,60 RM.

Kernholts Bücher gehören in jedes deutsche Haus, in dem der feste Wille herrscht, durch eigene Weiterbildung und Aufklärung am Wiedererstarken unseres verseuchten Volkstums mitzuarbeiten.

Beide Werke sind zwar einzeln käuflich, bilden aber ein Ganzes.

Das Hakenkreuz

Von Theobald Bieder.

51 S. Mit 5 Bildtafeln. 2. umgearbeitete Auflage. 1 RM.

Die Entwicklung des Hakenkreuzes ist sehr wertvoll. Die klare Sachlichkeit bietet trotz der Kurze einen ausreichenden Überblick. Der warme Ton nnd die Liebe für dieses heilige Wahrzeichen unserer Rasse dürfte heute allgemeinem Interesse begegnen.

Die Judenfrage vom Standpunkt der Herrenmoral

Rechtsvölkische und linksvölkische Weltanschauung.

Von Dr. Franz Haiser.

130 S. 2,70 RM.

„Der Verfasser beweist in seinem Werke, daß nicht allein die Judenfrage, sondern auch alle übrigen Reformbewegungen versumpfen und in Sektenbildungen chaotisch zersplittern müssen, weil sie sich durchweg auf demokratischem Boden abspielen. Die Gesundung des deutschen Volkes kann nur von einem starken Zentralwillen ausgehen. Die Wege dazu werden angeführt. Die Sprache ist klar und leichtverständlich, die Beweise sind streng logisch."

Der Geheimkämmerer

Roman aus märkischer Vergangenheit von Maximilian Strack.

Mit einem Geleitwort von Oberpräsident Wilhelm Kube.

245 S. Preis in Leinenband 2,85 RM.

„Das vorliegende Werk greift in eine revolutionäre Zeit hinein. Es behandelt das Schicksal Brandenburgs in der Zeit nach der Reformation im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Die meisten Persönlichkeiten des Romans ‚Der Geheimkämmerer' sind geschichtlich beglaubigt. Nicht nur die beiden Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, die in Joachim II. und Johann Georg außerordentlich lebendig uns entgegentreten, gehören der Geschichte an, sondern auch der Geheimkämmerer Lippold selbst, der dämonische Vertreter des Judentums der damaligen Zeit, ist eine bekannte Figur der Brandenburgischen Heimatgeschichte. Auch die schöne Gießerin, Joachims II. Geliebte, geistert durch den Roman. Strack behandelt die damalige Zeit auch kulturpolitisch außerordentlich treu und wahrheitsgemäß. Er bringt uns Nationalsozialisten in den Zuständen der damaligen jüdischen Gemeinde zu Berlin wertvollstes Material in verbindlicher Form zur Kenntnis."

Der Antisemit

Detektivroman von S. A. Duse.

Einzige vom Verfasser genehmigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Hagen v. Trutz. 317 S. Geh. 2,50 RM., geb. 3,50 RM.

„Der Antisemit, von der ganzen schwedischen Presse allgemein als Duses bester Roman bezeichnet, hatte einen geradezu glänzenden ungeahnten Erfolg in Schweden. Eine außerordentliche Spannung hält den Leser von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt."

Der Feind im Hause

Roman von Jutta Jebens. 267 S. Geb. 3 RM.

„Das künstlerisch hochstehende Werk behandelt die brennendste Frage unserer zu neuem völkischen Empfinden aufgerüttelten Zeit in glänzenden, leidenschaftlich bewegten Schilderungen. Mit erschütternder Anschaulichkeit schildert die Verfasserin die Mischehe eines deutschen Offiziers mit einer jüdischen Bankierstochter und die im Kriege besonders hervorgetretenen Gegensätze zwischen Helden- und Händlertum".

Genosse Levi

Roman von Fritz Halbach. 125 S. Brosch. 1 RM.

„Mit Recht wendet sich der ungemein spannende Roman an das gesamte Volk ohne Unterschied der Klassen und Parteien, denn der Weg des Romanhelden ist unser aller Weg zur Gesundung."

Richard Wagner an Mathilde Maier

Herausgegeben von Dr. Hans Scholz.

Mit 12 Bildtafeln und 2 Handschriftendrucken. 2. Auflage. 286 S.
Geh. 4,50 RM., Ganzleinenband 5,80 RM.,
Halblederband 14,40 RM.

„Dieses außergewöhnliche, mit beispielloser Sorgfalt ausgearbeitete Werk darf als ein neues und eines der allerwertvollsten im Rahmen der fast unermeßlichen Wagnerliteratur gelten. Ein ganz außergewöhnliches Buch, das uns hier in so wundervoller, feinfühliger Ausstattung geboten wird, ein Buch, das man nicht ohne hohen Genuß und ohne große Begeisterung aus der Hand legt."
Ludwig Heilbronn.

Der Kampf zweier Welten um das Bayreuther Erbe

Julius Knieses Tagebuchblätter aus dem Jahre 1883.

Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Freiherr von Lichtenberg.
Herausgegeben von Julie Kniese.
Mit 15 Bildern. 135 S.

Geh. 3,60 RM., Ganzleinen 4,50 RM., Ganzleder 8,10 RM.

Vertrauliche Aufzeichnungen aus Wagners Todesjahr, als der Verfasser bemüht war, die Parsival-Aufführungen im Kampf mit dem jüdischen Dirigenten Levi getreu der Überlieferungen zu sichern.

Die Entwicklung des Priestertums und der Priesterreiche

oder: Schamanen, Wundertäter und Gottmenschen als Beherrscher der Welt.
Ein Warnruf an alle freiheitliebenden Völker.

Von Randolph Charles Darwin.

424 S. Mit 25 Voll- und 60 Textbildern. Geh. 10,80 RM., in Ganzl. 13,50 RM.

Wie die von Charles Darwin begründete Entwicklungslehre einen völligen Umschwung in den naturwissenschaftlichen Anschauungen des 19. und 20. Jahrhunderts zur Folge hatte, so wird das hier angekündigte Werk seines Namensvetters Randolph C. Darwin zweifellos einen ebenso gewaltigen Umschwung im Denken und Glauben vieler Völker herbeiführen.

Sozialparasitismus im Völkerleben

Von A. Schickedanz.

342 S. Geh. 2,75 RM., Ganzleinen 3,75 RM.

Die Schrift ist in vieler Hinsicht von abschließender Bedeutung: Die Judenfrage wird biologisch eingereiht in die Reihe anderer Lebensprozesse, und Äußerungen dieser ‚Gegenrasse' erhalten dadurch ein ewiggesetzliches Gepräge. Der Parasitismus wird somit aus einer gelegentlichen Wertprägung zu einer wissenschaftlich nachgewiesenen Tatsache. Der auf diese Weise vertiefte Blick auch für das Wesen des heutigen Geschehens auf allen Gebieten des Lebens zwingt jeden Deutschen zum letzten Abwehrkampf für ein arteigenes Dasein. Hierfür ist das neue Werk eine notwendige Waffe."

A. Rosenberg im „Weltkampf"

Gottfried Feder
Der Mann und sein Werk

Von Dr. Arthur R. Herrmann.

121 Seiten mit 6 Bildtafeln. Ganzleinen 2,85 RM.

Der Name Feder ist für das deutsche Volk ein Begriff geworden — wie der Nationalsozialismus selbst. Wer je von Feder hörte, greift nach diesem Buche, um auch über ihn zu lesen.

Friedrich Rückert, ein Lehrmeister des Vaterlandes

Von Hermann Meiser.

159 Seiten. Geh. 3,15 RM.

Musterhaft angelegt und klar durchgeführt, stellt uns der Verfasser den großen Dichter in ein neues Licht.

Heimatkunde

Von E. Hauptmann.

111 Seiten. Geh. 1,80 RM., Halbleinen 2,70 RM.

„Ich kann das Buch nur jedem Schulmann empfehlen." R. M. im „Reichsboten".

Wilhelm Kube

Von G. Altensteig.

67 S. Mit 12 Abbildungen. 1.—10. Tausend. Kart. 1,50 RM.

Eine wirklich bedeutsame Lebensskizze ist hier von sachkundiger und stilistisch hervorragender Feder gestaltet worden, — eine Schrift, die nicht nur biographische Bedeutung hat, sondern auch ein wesentliches Stück Geschichte der NSDAP. und des deutschen Freiheitskampfes darstellt. Das Lebensbild Wilhelm Kubes, des Fraktionsführers, Gauleiters und Oberpräsidenten, — das Lebensbild eines der markantesten Köpfe des heutigen Deutschlands und eines der beliebtesten Männer der nationalsozialistischen Bewegung — wird hier in meisterhafter Weise gezeichnet. Der gewaltige Kampf um Preußen, den der „Preußenführer Wilhelm Kube" im Auftrage Adolf Hitlers zum siegreichen Ende führt, und die Persönlichkeit des hervorragenden Menschen und Kämpfers Wilhelm Kube sind so unlösbar miteinander verbunden, daß eines vom anderen nicht zu trennen ist. Und gerade auch deshalb war die Veröffentlichung der vorliegenden Schrift eine dringende Notwendigkeit. Es wird kaum notwendig sein, dieser Schrift, die gleichzeitig auch einen lebenswahren Einblick in die politische Entwicklung — von den Vorkriegsjahren an — vermittelt, eine weite Verbreitung zu wünschen, denn diese scheint ihr sicher zu sein.

Politische Beichte eines deutschen Prinzen

22. ergänzte und erweiterte Auflage. 189 Seiten, holzfreies Papier, kart. 2,85 RM.

„Es ist kaum ein Buch geschrieben, das jeden deutsch fühlenden, politisch interessierten Leser von der ersten bis zur letzten Seite so mit fortreißt.

Dr. M. in Breslau schrieb an den Verlag: „... Dieses Buch, das geradezu klassisch in Stil und Gedankengang ist, müßte eine Millionenauflage erreichen. Ich bin fest überzeugt, daß alle meine Studienfreunde sich das vortreffliche Buch gern zum Geschenk machen werden ..."

Vom Hansegeist zum Händlergeist

Lübecker Chronik.

Von H. Hofmeister. 151 S. Geh. 2,70 RM.

Der Verfasser will den Beweis antreten für die These: „Juda hat auch den guten, alten Hansegeist Lübecks auf dem Gewissen und ihn zum Händlergeist entsittlicht." Als Belege dienen ihm die Judenakten des Rats zu Lübeck. Nach jahrhundertelangem, mit wechselndem Erfolge durchgeführtem Widerstande beginne von 1822 ab mit Einrichtung des Moislinger Rabbinats die allmähliche Verjudung, das Ende der „Ehrliebenden Bürgerschaft".

Der unpolitische Deutsche

Von Dr. Gotth. Ost. 66 S. Geh. 1,35 RM.

Ein überaus wertvolles Buch, das in keiner deutschen Bücherei fehlen sollte.

Das Ende West-Roms

Odoaker, ein Germanenschicksal.

Roman von A. Freiherr von Wangenheim.

2. verbesserte Auflage. 368 S. Ganzleinen 3,60 RM.

„Dieser Odoaker-Roman ist bei seinem ersten Erscheinen mit ungeteilter Bewunderung aufgenommen worden. Berufene Beurteiler stellen ihn neben Gustav Freytags ‚Ahnen' und Scheffels ‚Ekkehard' und messen ihm mindestens die Bedeutung von Felix Dahns ‚Kampf um Rom' bei."

Die deutsche Edda

Von Prof. Dr. F. W. Wintermann.

2.—4. Auflage. 72 S. Geh. 1,35 RM., Halbleinen 2,25 RM.

Der Verfasser hat nur das Beste, Deutscheste ausgewählt und in flüssige Schlichtrede gegossen, jetzt kann jeder Deutsche das Buch auch ohne die bisher unbedingt nötigen gelehrten Anmerkungen mit Genuß lesen und verstehen. Nur so kann die Edda endlich, einer köstlichen Perle vergleichbar, Gemeingut des deutschen Volkes werden, an dem es sich seelisch aufrichten kann.

Weltgeschichte, Antike und deutsches Volkstum

Von Prof. Julius Kaerst. 91 S. Geh. 1,80 RM.

„Der bekannte Geschichtsschreiber des Hellenismus betont in dieser Schrift mit Recht die Notwendigkeit einer ‚nationalen deutschen Geschichtserkenntnis' für unser Volk, das in den Irrungen und Wirrungen einer schwanken und trüben Gegenwart immer wieder Gefahr läuft, seinem innersten Wesen abtrünnig zu werden ... Abschließend wirft der Verfasser einen Blick auf die Gegenwart, und freudig teilen wir seinen Glauben an die Zukunft in der Hoffnung, daß das deutsche Wesen trotz aller internationalen Verführung sich auf sich selbst besinne und sein geschichtliches Eigenrecht nicht hingebe für das Linsengericht der ‚Weltzivilisation'." Deutsche Literaturzeitung.

Frigga

Ein Buch vom deutschen Idealismus.

Von Fridel Marie Kuhlmann.

6. Auflage. 132 S. Geh. 1,80 RM., Ganzleinenband 3,15 M.

Ein bekannter Danziger Arzt äußerte sich über das Buch wie folgt: „Vor einigen Jahren veranlaßte ich Sie, an meine vier Töchter das bei Ihnen erschienene herrliche Buch: „Frigga" von Fridel Marie Kuhlmann, zu schicken, das man heute im Besitze jedes erwachsenen Mädchens wünschen möchte. Ich habe das Bedürfnis, der „Edelfrau ohne gleichen", dieser hehren Künderin alles Echten, als Schöpferin des Werkchens persönlich aus tiefstem Herzen, obwohl ich bereits 68jähriger Arzt bin, meinen Dank und meine Bewunderung für dies kleine „neueste deutsche Testament" auszusprechen, das so wunderbar ans Herz packt. — Ich möchte die hochgesinnten Kapitel die „10 Evangelien" nennen. Ich werde das Geschenk an das deutsche Volk nach Kräften als Geschenk edelster Art an jeden einzelnen empfehlen, der solchen Jungbrunnen gebrauchen kann."

Rassenlehre und Rassenpflege

Von M. R. Gerstenhauer.

Mit einem Anhang: Verzeichnis der Rassenliteratur. 3. Auflage. 74 S. Geh. 1,35 RM.

„Es ist „eine völkische Tat" im edelsten Wortsinne. Es bedeutet Ausmünzung reiner und lebenswichtiger Wissenschaft und Kultur im Dienste des eigenen Volkstums." Der Türmer.

Wichtige Werke über germanische Vorgeschichte sind:

Bieder, Theob.

Die Geschichte der Germanenforschung

Band I (1500—1806) 112 S. . . . . geh. 1,80 RM.

Band II (1807—1870) 180 S. Mit einer Runentafel geh. 2,70 RM.

Band III (1870—1925) 248 S. Heimat der Germanen und Indogermanen. Germania des Tacitus . . geh. 4,05 RM.

„. . . und darum begrüße ich Theobald Bieders Werk mit umso größerer Freude, als es uns an die Quellen der Germanenforschung führt . . . Bieders Buch kann allen Freunden der Germanenforschung nur wärmstens empfohlen werden, auch dem Laien ist es durchaus verständlich und anregend.'
Deutschlands Erneuerung.

„Eine Fundgrube für den Historiker und Kulturhistoriker . . ." Deutsches Volkstum.

Wilser, Ludwig, Dr.

Denkmäler deutscher Geschichte

Band I. **Plutarchs Leben des Marius.**
Geb. 1 RM., geh. —,75 RM.

Band II/III. **Cäsars Gallischer Krieg.**
Geb. 2 RM., geh. 1,50 RM.

Band IV. **Vellejus und die Varus-Schlacht.**
Geb. 1 RM., geh. —,75 RM.

Band V. **Tacitus Jahrbücher und Geschichten.**
Geb. 1 RM., geh. —,75 RM.

Band VI. **Tacitus Leben des Agricola.**
Geb. 1 RM., geh. —,75 RM.

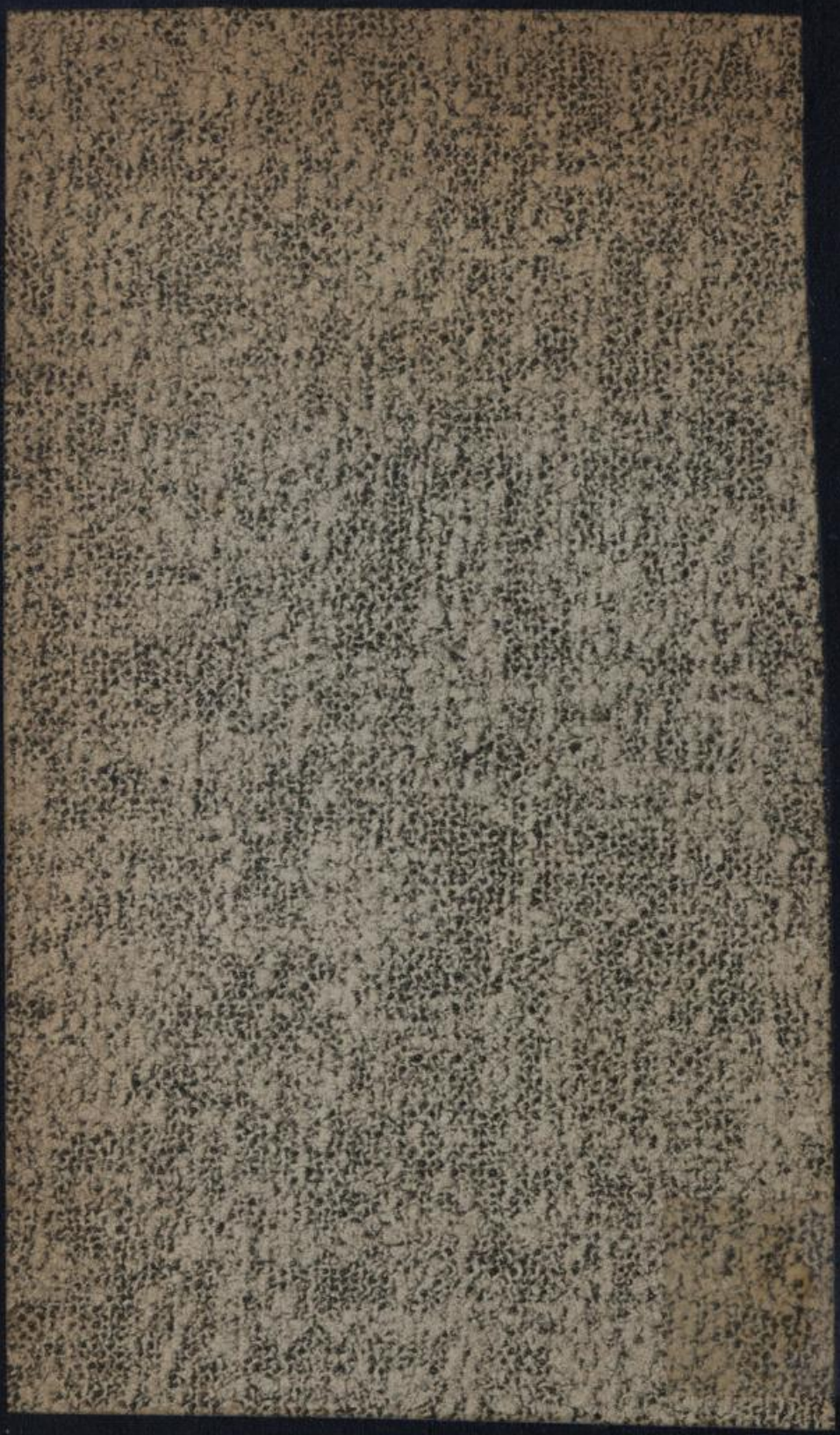
Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für den Arbeitsunterricht in Deutsch und Geschichte insbesondere auch für Anstalten, welche die altsprachliche Lektüre durch Übersetzungen ergänzen oder ersetzen, sind Dr. Wilsers „Denkmäler deutscher Geschichte". Sie zeichnen sich ebensosehr durch treffsichere Sprachgestaltung und den wissenschaftlichen Wert ihrer Anmerkungen aus, wie durch ihre außerordentliche Wohlfeilheit.

Erbt, Wilhelm, Lic. Dr.

Germanische Kultur im Bronzezeitalter

(2200—800 v. Chr.)

Auf Grund neuerschlossener Quellen dargestellt. 85 S. Geh. 2,70 RM.

„Der bekannte Orientalist und Germanist versucht hier die Runenfrage zu lösen. Die Lösung zeigt uns die Germanen als Menschen, für die zwei Dinge ausschlaggebend waren: der bestirnte Himmel und das moralische Gesetz in der eigenen Brust. Das Buch ist gerade für den Laien interessant und trägt zum wahren deutschen, nationalen Empfinden bei."

The Leo Baeck Institute